Götzendämmerung

Ein Kulturbild

Von

Adam Müller-Guttenbrunn

* * *

Akademischer Verlag
Wien und Leipzig
1908

Inhalt

Erstes Buch: Die Heimat als Fremde 1

Zweites Buch: Rund um ein Ministerium 83

Drittes Buch: Zu deinem Lager 157

Viertes Buch: Die Saat von Czinkota 207

Fünftes Buch: Wann steigt der Kaiser zu Pferde? 277

Erstes Buch.

Die Heimat als Fremde.

Ein Fremder war mit dem Abendzug angekommen, ein Herrischer.

Der Briefträger-Hannes, der zum Empfang der Post auf dem Bahnhofe war, hatte ihn zuerst gesehen. Und ihm war, als ob er den hochgewachsenen blonden Herrn kennen sollte. Er guckte ihm neugierig unter den breiten braunen Hut und gerne hätte er ihn gefragt, ob er denn nicht der und der wäre. Aber der Fremde schaute gar unfreundlich drein, gab seine Fahrkarte ab und ging dem Dorfe zu. Ganz genau wußte er den nächsten Weg. Und ehe der Hannes seine Postsachen ausgefolgt erhalten hatte, war der Herr verschwunden.

„'s muß a Bekannter sein", brummte der Briefträger-Hannes vor sich hin, als er heimwärts trottete. „Ich bin mit dem Menschen in die Schul' 'gange. Wenn ich nur wüßt' .... „Naa, der Michl Luckhaup is es net. Der is jo in Wien. Und wie a Wiener hot der net ausg'sehga. Eh'nder wie a Amerikaner ...... Jessas, des is der Jörgl! Naa, so was! Kimmt der wieder haam!"

Und der Hannes ging rascher, um seine Entdeckung recht bald los zu werden.

Der Fremde war einen Wiesenpfad am Rande des kleinen, von Weiden beschatteten Baches entlang gegangen und über einen, wie es schien, ihm wohlbekannten Steg geschritten. Drüben, am Fuße der Anhöhe, auf der das Dorf lag, im Schatten einer Esche, sprudelte eine uralte Quelle, ein Brünnlein, aus dem er als Knabe wie oft getrunken hatte. Ob das Wasser der alten deutschen

Heimat, das unter den Wurzeln der Esche geheimnisvoll hervorquoll, wohl noch so gut schmeckte, wie einst? Er griff nach seinem Taschenbecher, beugte sich über den Holzrahmen des Brünnleins und schöpfte einen Labetrunk. Die Fahrt war lang und ermüdend, die Maisonne brannte den ganzen Tag wie im Juli. Ah, das schmeckte gut! Ihm war, als hätte er in der ganzen weiten Welt nie solch einen Trunk getan.

Und jetzt stieg er zur Höhe empor. Der Weg war nicht gut. Über den Rücken dieses Hügels erfolgte früh morgens der Austrieb, abends der Heimtrieb der Herden. Jeder Tritt der Tiere aber läßt eine Spur zurück, wenn der Boden feucht ist, und die Ränder dieser Fußspuren erstarren wie zu Stein, wenn trockenes Wetter eintritt. Er trug feste amerikanische Schuhe und doch spürte er den holprigen Weg empfindlich. Wie seltsam das war. Einst ging er diesen Weg täglich barfuß uud er dünkte ihm eben zu sein. War er so verweichlicht in der Fremde?

Droben auf der Höhe, knapp am Abhang des Hügels, dem äußersten Punkt des Heimatsdorfes, stand noch die alte, weißgetünchte Cholerakapelle, bis zu der alle Prozessionen vom Pfarrer geführt wurden, wenn es galt, um Regen für die gefährdeten Saaten oder um Genesung des erkrankten Viehstandes zu bitten. Jakob Schuh hieß der Pfarrer. Ob er noch lebt?

Wie herrlich die Aussicht war von dieser Hochfläche. Ja, hier durfte man Gott bitten um seinen Segen .... Der Wanderer blieb entzückt stehen und weidete sich an dem heimatlichen Landschaftsbild zu seinen Füßen. So weit das Auge reichte, nichts als Ährenfelder, unabsehbar, ohne Grenzen. Wie ein Ozean wallte das junge Getreide im leisen Windhauch und die Sonne neigte sich drüber

hin zum Untergang. So groß wie in dieser Ebene hatte er ihre Scheibe nur auf dem Meere gesehen. Und dort, nach rechts, hinter dem Dorfe, Wiesen und Rebengelände auf sanften Hügeln. In der Ferne die Marosch. Jenseits des Flusses aber die Ausläufer der Siebenbürgischen Karpathen, die in gefälliger Abdachung in die breite ungarische Ebene des Arader Komitates herniedersteigen. Auf ihrem letzten, trotzigen Vorbau, das Antlitz gegen die Festung Arad hingewendet, erhebt sich die Ruine von Világos. Ein denkwürdiger Name ......

Stumm, wie einen unausgesprochenen Gedanken bejahend, nickte der Fremde mit dem Kopfe. Dann riß er sich mit einem Ruck los von dem Bilde, von den Gedanken, die es in ihm weckte, und schritt die Hauptstraße des Dorfes hinauf.

Ob ihn wer erkennen würde? Er glaubte es nicht. Fünfundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Als er von hier einst auszog, war er ein bartloser Jüngling und nun, da er wiederkehrt, mischen sich an den Schläfen schon ganz verdächtige, gebleichte Fäden in sein Blondhaar. Sein Vollbart aber machte ihn wohl vollends unkenntlich. Zwar, Bilder von sich hatte er ja oft heimgeschickt ....

Unerkannt schritt er weiter. Die Kinder schauten sich nach ihm um, die Hunde bellten, die Frauen traten neugierig unter die Haustüren, ein und der andere Bauer, der gerade heimfuhr, rückte ein wenig den Hut bei seinem Anblick, denn der Fremde war ja ein Herr. Er konnte einer vom Stuhlgericht oder vom Komitat sein.

Und es erkannte ihn niemand. Er aber kannte jedes Haus und wußte, wer darin wohnte. Und er freute sich des schönen deutschen Dorfes. Auf dem weiten Wege hierher hatte er kein gleiches gesehen. Die hellen Bauern-

häuser mit den roten Ziegeldächern und den grünen Fensterläden, den breiten Scheunen und Stallungen lachten ihm in kraftstrotzender Lebensfülle entgegen. Auf beiden Seiten der Straße schattige Bäume, vor den Häusern Staffeln und Bänke, auf denen da eine Kinderschar, dort ein altes Elternpaar saß, er sein Pfeifchen schmauchend, sie einen dicken blauwollenen Winterstrumpf strickend. Und die Alten schwäbelten mit den Kindern so wie einst in fernen Jugendtagen. Das wieder zu hören, tat ihm wohl.

Er kam bis zur Kirche, zum Pfarrhaus, zur Schule, und niemand ahnte, wer er war. Dort bog er ab. Vor der Post aber, an der er vorbei mußte, war schon ein ganzer Schwarm von Leuten versammelt, der Briefträger-Hannes mitten unter ihnen, und richtig erkannten sie ihn. Auf den Kopf sagte es ihm der Hannes zu, er wäre der Trauttmanns Jörgl, der Amerikaner. Dem konnte der Fremde nicht widersprechen, er gestand, der Georg Trauttmann zu sein.

Das war eine herzliche Freude für alle. Sie streckten ihm der Reihe nach die Hände entgegen, die Bas' Bärbl, die Bas' Liesl, der Vetter Matz, der alte Oberlehrer Heckmann und der Postmeister Staudt. Sie hätten ihn längst erwartet, sagte dieser. Er mußte ja doch wiederkommen und das große Anwesen versorgen, das durch die vielen Todesfälle in seiner Familie verwaist wurde. Und wie es in Amerika gehe, ob er nicht den und jenen dort gesehen habe, und wie es denn eigentlich mit dem Verdienst da drüben stünde, wollten sie gleich von ihm wissen. Es seien ja schon so viele Dorfkinder hinüber und nur selten komme eines wieder.

Georg Trauttmann entzog sich all diesem Gefrage

mit der Vertröstung, es werde sich schon noch Gelegenheit finden, darüber zu reden. Jetzt müsse er heim, ehe es dunkel werde.

Und sie schauten ihm alle wohlgefällig nach, wie er aufrecht, mit sehnigem Schritt seines Weges ging. Die Bas' Bärbl und die Bas' Liesl waren sogleich einig, daß er der schönste Mann im ganzen Dorfe wäre. Freilich, er war schon als Student ein so hübscher Bursch und sie wußten schon damals, daß er weit und breit die schönsten blauen Augen hatte. Auch blonde Schneckerln trug er damals. Jetzt hat er freilich ganz kurze Haare und nur sein blonder Bart erinnere noch an jene Zeit. Und sie rechneten ihm nach, wie alt er wohl wäre.

Der kleine Kreis blieb noch eine ganze Weile beisammen und tauschte seine Erinnerungen aus über den Trauttmanns-Jörgl. Das Beste fiel dem Vetter Matz ein. Er wußte von einer großen Rauferei zu erzählen zwischen den zwei Studenten des Dorfes, dem jungen Trauttmanns-Jörgl und dem jungen Hammers-Jörgl. Und warum rauften sie immer in den Vakanzen? Weil der Hammer sich ung'risch trug und durchaus György genannt sein wollte.

Er wollte nicht mehr Georg heißen, seitdem er in Szegedin in die Schule ging. Und darum hauten sie sich, so oft sie einander begegneten. Der György rief dem Trauttmann nur immer „Schwab! Schwab!“ zu und war doch selber einer. Der Trauttmann aber war nicht faul, riß ihm die ung'rischen Kleider vom Leib, füllte ihm einmal sogar den Kalpak mit Pferdemist und setzte ihm denselben wieder auf.

„Na, wenn die sich jetzt wieder sehga, nach sau (so) langer Zeit!... Er g'fällt m'r, der Trauttmann“, schloß

der Vetter Matz seine Erzählung. „Ich maan*), der hauet 'n heunt noch, den Herrn Sparkassadirekter.“

Georg Trauttmann war in der Dämmerung vor seinem Vaterhause angelangt. Kaum konnte er noch die matte Inschrift am Giebel desselben entziffern. „Ferdinand Trauttmann, 1745“ stand dort zu lesen. Das war der Name seines Ahnherrn, der zu jenen tausenden deutschen Bauern zählte, die dem Rufe der jungen Kaiserin Maria Theresia gefolgt waren und von Regensburg aus die Donau hinabfuhren bis in das ferne, wilde Banat. Der Prinz Eugenius und die deutschen Reichsheere hatten das Land von den Türken gesäubert, die fast zweihundert Jahre darin hausten. Die Pest und die Cholera waren damals hier ständig zu Gast, die Wölfe und die Bären lauerten in den Wäldern auf Beute, aber diese Bauern aus Baden, Hessen, der bayrischen Pfalz, Lothringen und dem Elsaß trotzten allen Unbilden und bezogen wohlgemut die Wohnstätten, die die Kaiserin ihnen hatte bauen lassen. Ihr Glaube an die Fruchtbarkeit des weiten, zum großen Teil noch versumpften Landes zwischen Donau, Theiß und Marosch war groß. Hatte ihnen doch die Kaiserin selbst verkündet, daß es das beste Ackerland in Europa wäre! Aber sie suchte nur katholische Bürger für ihre neue Provinz und katholisch waren sie alle. Frei sollten sie sein in diesem ihrem Glauben und in ihrer Muttersprache, niemandem untertan als ihr selbst, der Kaiserin. Ein groß' Stück Arbeit war zu tun. Es galt Sümpfe zu entwässern, Wälder auszuroden, Weinrieden zu bepflanzen, Städte und Dörfer zu bauen, den Bergbau, den die Römer einst hier betrieben, wieder einzurichten und Flüsse schiffbar zu machen. Und

*) meine.

vor allem sollte der Getreidebau im großen Maßstab betrieben werden. Dafür wurde den Ansiedlern die Freiheit von allen Abgaben für mehrere Jahre zugesichert.

Die Verlockung war gewaltig und es folgten ihr tausende deutsche Bauern, die nichts dazu nötigte, ihrem Vaterlande den Rücken zu wenden. Es waren keine Deklassierten, keine von der Scholle Entwurzelten, die auszogen, sich in dem Neuland der Kaiserin eine zweite Heimat zu gründen. Aufrecht kamen sie in Begleitung ihrer Priester, Lehrer und Handwerker in dieses Land, und aufrecht stehen sie noch heute.

Tun sie das?

Dies fragte sich Georg Trauttmann wie oft während seiner weiten Reise hieher. Er hatte seit Jahren so vieles über seine Heimat gelesen, was ihm nicht gefiel, und in den letzten Tagen auch vieles erfahren und gehört, das ihn tief verdroß. Aber da stand ja sein Vaterhaus noch. Aufrecht hatte es dem Wandel der Zeiten getrotzt. Daß es jetzt verwaist war, konnte wohl als ein Zufall angesehen werden. Im Laufe der letzten fünfzehn Jahre waren beide Eltern und auch sein Bruder gestorben, während er, der jüngste Sohn, in der Fremde weilte und durch eine andere Berufswahl dem Hause entzogen war. Überdies sollte sein Bruder verunglückt sein, schrieb man ihm. Wie, werde er schon erfahren, wenn er käme. Und der Waisenvater des Dorfes ersuchte ihn, nur recht bald heimzukehren und Ordnung zu machen, denn die große Wirtschaft läge jetzt in den Händen der Witwe seines Bruders Nikolaus, der nur ein Töchterchen von zwölf Jahren hinterlassen habe. Solange aber er, Georg, als der jüngere Sohn nicht ausdrücklich auf Haus und Hof verzichtet habe, sei diese Tochter, nach seines Vaters letztem Willen, nicht erb-

berechtigt. Sie habe nur Anspruch auf eine angemessene Aussteuer in Geld.

Über zwei Jahre hatte Georg gezögert, jenem Rufe zu folgen, nun aber war er doch gekommen.

Das Haustor war weit geöffnet und mitten in dem breiten Hofe, der von zwei gleichen Häusern flankiert war, stand ein Wagen, dessen Pferde gerade ausgespannt wurden, als der Fremde erschien. Georg trat ein.

„Guten Abend!“ sagte er und wehrte einen kläffenden Hofhund mit seinem Stocke ab.

„Gut'n Owet!“ rief eine scharfe weibliche Stimme, und eine junge Frau, die ein Milchgefäß in der Rechten hielt, trat aus der Türe des Kuhstalls hervor. Sie kam offenbar vom Melken.

„Was gibt's?“ fragte sie jetzt. Und ohne die Antwort des Fremden abzuwarten, fügte sie hart hinzu: „Wir brauchen gar nichts. Es waren heunt schon drei Agenta doo. 's is a Kreuz, wie m'r überlaafa werd'.“

„Seid Ihr die Frau Margret Trauttmann?“ fragte, unbekümmert um die unfreundliche Anrede, der Fremde.

„Die bin ich. Und wer is denn der Herr?“

„Na, dann gebt mir nur gleich die Hand, denn ich bin der Georg aus Amerika.“

Das Erstaunen der Frau war groß. Noch größer die Verlegenheit über ihr barsches Benehmen. Daß der Frau Margret nicht das Milchschaff aus der Hand fiel, war ein Wunder. Sie stellte es rasch beiseite, wischte sich die Hand an der blauen Schürze ab und reichte sie mit einem zaghaften „Grüß Gott!“ dem Gaste. „Des is schei (schön), daß d' endlich kumma bischt, Jörgl“, sagte sie.

Und mit lauter Stimme rief sie: „Evi! Evi! kumm g'schwind, der Gyuri-bácsi aus Amerika is doo!“

Man trat in die Wohnstube. Die Frau Margret eilte voraus und steckte die Petroleumlampe an, die Evi hatte dem Gast Stock und Mantel abgenommen und bot ihm einen Stuhl an. Und jetzt, bei Licht, betrachtete man sich erst gegenseitig. Die Frau Margret war eine runde, feiste, appetitliche Frau. Und das freundliche Gesicht, das sie nun machte, stand im schroffsten Widerspruch zu der Kommandostimme und dem mißtrauischen Ton, den Georg bei seinem Eintritt vernommen. War jenes erste Gesicht Maske oder das jetzige? Georg hatte die Frau nie gesehen, sie aber erinnerte sich an ihn aus ihren Kinderjahren. Und völlig fremd war ihm auch das Kind seines Bruders, die Evi. Offen und hell blickte die Vierzehnjährige dem Vetter aus Amerika in die Augen. Sie war von kräftigem Wuchs, blond und rotwangig, und obwohl sie auf den ersten Blick der Mutter ähnlich zu sehen schien, entdeckte Georg doch den Trauttmannschen Familienzug in ihrem Gesichte. Er hielt die Hand des Mädchens lange in der seinen und tätschelte Evis Wangen. Daß sie ihn Gyuri-bácsi nannte, ließ er sich gerne gefallen, das war ja hier des Landes Brauch, wenn man einen herrischen Vetter hatte.

Hundert Fragen stürmten auch jetzt wieder auf ihn ein. Wo er seine Sachen habe? Auf der Bahn? Ob man sie heute noch holen solle oder ob es Zeit habe bis morgen früh? Wie lange er bleibe? Ob er je wieder nach Amerika zurückkehre? Und ob er denn wisse, wie der Vater gestorben sei?

Da unterbrach Frau Margret den Redestrom des Mädchens und schickte Evi die schöne Stube auszulüften und herzurichten für den Gyuri-bácsi. Er werde gewiß müde sein von der weiten Reise. Und während das Mädchen draußen war, erzählte Frau Margret kurz das Not-

wendigste vom Tode ihres Mannes, den im Walde beim Holzfällen ein Baum getroffen habe. Sie sei nun über zwei Jahre Witwe und habe im Einvernehmen mit dem Waisenvater alle Felder um die Halbscheid verpachtet. Von zehn Pferden habe sie nur drei behalten und zwei Kühe. Eine Magd habe sie und einen Knecht, denn sie hätte die Weingärten, Kartoffel- und Krautfelder und ein paar Wiesen zu bewirtschaften. Auch Schweine schlachte sie jedes Jahr und mit Hühnern, Gänsen und Enten käme manches gute Stück Geld ins Haus. Er soll nur ja nicht glauben, daß sie schlecht gewirtschaftet habe. Jetzt aber, brach sie ab, müsse sie ihre Leute zum Nachtmahl rufen. Ob er einen besonderen Wunsch habe oder mit ihnen essen wolle? Sie könne ihm machen, was sein Herz begehre. Nur Fleisch hätte sie allerdings keines, außer Geselchtem. Ein Hinkel sei ja bald gebacken.

Georg hatte vergeblich versucht, ihren Bericht zu unterbrechen, er kam nicht zu Wort. Jetzt aber sagte er fest und bündig, daß er gar keine Wünsche mehr für heute habe und einfach mit ihnen essen werde.

Frau Margret ordnete den Tisch und ging hin und her. Er aber sah sich nun ein wenig um in der Wohnstube seines Elternhauses. Es war alles so wie einst, oder doch fast alles so. Das Grundschema des alten Kolonistenhauses, das seine Schmalseite der Gasse und seine Längsfront dem Hofe zuwendet, war von der höchsten Einfachheit. Vorn eine gute Stube, rückwärts die Wohnstube, zwischen beiden die Küche. Wurde die Familie größer, kam noch eine Kammer hinzu. Für die Großeltern wurde im Hofe, gegenüber dem Hauptgebäude, ein ähnliches Haus mit zwei Stuben und einer Küche dazwischen aufgeführt. Dort lebten sie im „Vorbehalt“ bis an das Ende ihrer

Tage. Die Söhne des jeweiligen Bauern schliefen, sobald sie der Schule entwachsen waren, im Stall. Das war ihr Stolz. Da die gute Stube dem Luxus diente, war die große Wohnstube eigentlich der Mittelpunkt des Hauses. Hier schliefen die Eltern, hier fanden alle Mahlzeiten statt, hier wurden die Alltagsgäste empfangen und selbst die Spinnreih' der Hausfrau oder der Haustochter versammelte sich an Winterabenden hier. Ein Kruzifix und ein Marienbild kennzeichneten das katholische Haus. Unter dem sonstigen Bilderschmuck, der fast überall dem Zufall preisgegeben ist, behaupteten sich in diesen deutschen Bauernhäusern des Banats das Bild der Kaiserin Maria Theresia und der großen österreichischen Kriegshelden Prinz Eugen, Erzherzog Karl und Radetzky obenan. Georg vermißte diese Bilder von einst. Doch er wollte nicht fragen. Vielleicht hingen sie in der guten Stube, oder drüben im Hause der Eltern. Aber ganz besonders ein Bild ging ihm ab. Dort in der Mitte hing einst ein gar feines Gesamtbild der kaiserlichen Familie. Die schöne Kaiserin Elisabeth hielt ihren jungen Kronprinzen auf dem Schoße, der Kaiser stand hinter ihr und die Prinzessinnen Gisela und Valerie spielten zu ihren Füßen mit ihren Puppen. Das hatte ihm als Bub immer so sehr gefallen. Wo war dieses Bild? Doch sieh, es war derselbe Rahmen, der da hing. Was war nur jetzt darin? Er trat näher und erschrak. Wie ein blutiger Hohn kam ihm vor, was er da sah.

„Margret, wie ist dieses Bild in den alten Rahmen gekommen?“ fragte er die Hausfrau, während sie eine dampfende Schüssel auf den Tisch setzte.

Ein Agent habe es ihr vor einem Jahr aufgeredet, sagte sie. Er habe zweihundert im Dorf verkauft und da wollte sie nicht zurückbleiben. Und weil es genau so groß

war, wie das frühere, so habe der Händler es auch gleich selber eingerahmt. Das alte Bild sei nicht fortgetan worden, es stecke hinter dem neuen.

„Ja, aber du weißt doch, was das frühere Bild vorgestellt hat und was das neue vorstellt?“

„A freilich“, sagte sie. Aber das sei jetzt die Mode. Und die Evi könne auch lesen, was alles unter dem neuen Bilde stehe. Es wäre ein „Großkopfeter vom Jahr achtundvierzig“ mit seiner Familie.

Das Mädel trat ein, die Magd kam und dann erschien ein in weißes Linnen gekleideter Bursche, der nichts weiter als eine dunkle Weste über dem Hemd und der Gatya anhatte. Er trat festen Schrittes in das Zimmer und sprach: „Jó estét!“ *) Und ehe Georg sich von seinem Erstaunen, hier einem solchen Gruße zu begegnen, erholt hatte, sprach Evi ein kurzes Tischgebet in magyarischer Sprache. Äußerlich, leer, voller falscher Akzente, also wahrscheinlich ohne jegliches Verständnis, aber magyarisch. Denn das schien jetzt die Mode zu sein.

Verdrossen setzte sich Georg nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit wieder an den Tisch seines Vaterhauses. Es gab nur Milchsuppe, eine Mehlspeise und Speckſalat. Aber das war es nicht, was ihm den Appetit so gründlich verdorben hatte. Er blieb wortkarg und aß fast nichts.

Der magyarische Knecht hatte nur Augen für die hübsche Evi. Er schien kein Wort deutsch zu verstehen, mit dem Mädel aber konnte er sich doch beiläufig verständigen. Und es schien Georg, als ob das Kind vor ihm heute Staat machen wollte mit seinen armseligen Sprachkenntnissen. Sie plapperte fort und fort mit dem Knecht.

---

*) „Guten Abend!“

Alle merkten, daß der Gast übler Laune war. Und er wollte es auch gar nicht verbergen. Das Gesinde entfernte sich sogleich nach dem Essen und Georg sprach den Wunsch aus, zur Ruhe zu gehen. Der Frau Margret bot er kurz eine Gute Nacht, der Evi aber, die ihm voranleuchtete und ihn in die gute Stube führte, gab er einen Kuß und dann sagte er: „Morgen, liebes Kind, werden wir einmal deutsch miteinander reden."

Dem Mädel schossen Tränen in die Augen. „Hätt' ich nit ung'risch beta solla?" fragte sie.

„Nein, das hättest du nicht tun sollen, mein Kind."

„Der Herr Kaplan schafft's uns", sagte die Evi. „Und der Joska versteht mich doch nicht, wenn ich deutsch bet'."

„Die Knechte, mein Kind, müssen die Sprache ihrer Herren lernen, nicht umgekehrt. Du hast ein Gebet gesprochen, von dem deine Mutter und ich nicht eine Silbe verstanden haben. Und wahrscheinlich verstehst du es selber auch nicht. Denke einmal nach und sage mir dieses Gebet morgen auf deutsch."

„Des konn i nit", sagte das Mädel verzagt.

„Nun denn, dann sprich es nie wieder. Unser Herrgott will, daß jeder Mensch in seiner Muttersprache zu ihm bete. Und jetzt gute Nacht, Evi."

II.

Als Georg am nächsten Morgen erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Die Ermüdung von der weiten Reise mußte doch größer gewesen sein, als er zugeben wollte, denn er war sonst kein Langschläfer. Und man begriff es auch gar nicht, daß er so lang nicht zum

Vorschein kam, denn alles im Hause stand mit der Sonne auf. Bis das Vieh gefüttert und getränkt, die Kühe gemolken, das Gesinde und oft auch die Taglöhner, die mit ins Feld gingen, abgefertigt waren, das brauchte Zeit. Und auch die Evi mußte schon fleißig mithelfen in der Wirtschaft. Sie packte die Tornister für die Feldarbeiter, die ihre Mahlzeiten in Brot, Speck, Käse, Zwiebel und Salz zugeteilt erhielten, sie sorgte dafür, daß die mitzunehmenden Wasserkrüge nicht vergessen wurden und dann widmete sie sich dem Geflügel. Bis das alles mit einem lauten Pi-Pi-Pi herbeigelockt und gefüttert war, bis aus den Nestern die Eier eingesammelt und auch die Bruthennen, die nicht kommen wollten, versorgt waren, hatte sie alle Hände voll zu tun. Und dann erst kam sie zum Frühstück. Zuerst das Vieh, dann die Menschen, das ist die unausgesprochene, selbstverständliche Losung in jedem Bauernhause.

Und heute war ja noch ein besonderer Tag. Es mußte auch noch Kaffee gemacht werden für den Gyuri-bácsi. Den gönnten sie sich wohl manchmal am Sonntag, sie und die Mutter, aber jetzt wird es wohl täglich welchen geben, dachte sich die Evi. Und sie war darüber gar nicht ungehalten. Der besondere Tag zeigte sich aber hauptsächlich darin, daß das Vorbehalthaus gegenüber geöffnet wurde. Seit dem Tode der Großeltern hat es eigentlich niemand betreten. Die Frau Margret räumte die beiden Stuben schön zusammen, als man vor acht Jahren auch die Mutter ihres Mannes hinausgetragen hatte und seither wurde nur alljährlich zweimal gelüftet und abgestaubt in denselben. Sonst blieb alles, wie es zu Lebzeiten der Alten war.

Es schien Frau Margret gewiß, daß der Gast, der

ja eigentlich der Herr des Hofes war, dort würde wohnen wollen. Und so lüftete sie denn mit dem frühesten das ganze Haus, die Magd scheuerte und putzte und der Joska hatte den Fuchs und den Bleß eingespannt und das Gepäck von der Bahnstation geholt, ehe er ins Feld fuhr. Wenn Georg wollte, konnte er, sobald er aufstand, gleich im Wohnzimmer seiner Eltern frühstücken und sich's dort bequem machen. Ihre eigene gute Stube hätte die Frau Margret doch nicht gern dauernd für ihn geopfert.

Endlich regte sich's im Zimmer des Gastes und bald darauf erschien dieser im Hofe. Frau Margret stand auf der Schwelle des Vorbehalthauses und begrüßte ihn lachend als Siebenschläfer. Georg war angenehm überrascht, sein Gepäck bereits vorzufinden und das Häuschen seiner Großeltern geöffnet zu sehen. Daß seine eigenen Eltern auch dort gewohnt hatten, dafür gebrach es ihm an der Überlieferung. Als er fortzog, war sein Vater eben noch der Bauer. Erst als der Niklos geheiratet und die Wirtschaft übernommen hatte, zogen sich die Eltern allmählich hieher zurück. Und da fanden sie es noch nicht leer, da lebte der alte Großvater noch, der den Kindern immer so viel zu erzählen wußte von den bösen Zeiten der Jahre Acht- und Neunundvierzig. Geschunden wurden die Bauern und mitgerissen in den Streit zwischen dem Kaiser und dem Kossuth. Da hieß es Tag und Nacht Vorspanndienste leisten, bald für die Ungarn, bald für die Kaiserlichen. Acht Pferde wurden dem Großvater zugrunde gerichtet, als der Görgey, der vor der Festung Temesvar geschlagen worden war, da über die Marosch hinüber flüchtete nach Világos. Die Verwundeten blieben im Ort, aber die Kanonen mußten hinübergeschafft werden. „Acht Pferde!“ war des alten Mannes stete Klage. Und wie die Feinde

hätten sie gehaust, die Ungarn, am liebsten alles angezündet, damit die Kaiserlichen nichts mehr finden, wenn sie ihnen folgten. Nur weil dreihundert Verwundete da in der Pflege blieben, schonten sie das Dorf.

Es war Georg, als höre er den Alten leibhaftig erzählen, sobald er die geöffnete Haustür sah. Und er war damit zufrieden, daß er dort frühstücken solle. Nur der Kaffee war ihm nicht willkommen. Er war gewohnt, Tee mit Eiern oder Schinken zu frühstücken.

„Tee?“ fragte die Frau Margret erstaunt. „Ja, bischt d' denn krank?“ Sie hatte nur Kamillentee im Hause. Einen anderen kannte sie nicht. Nun, er wollte sie auch mit einem anderen Tee bekannt machen, sagte Georg, er habe sogar welchen mitgebracht.

Für heute nahm er vorlieb mit dem Kaffee, bat sich aber noch zwei weiche Eier aus, denn die Heimatluft mache hungrig. Und während Frau Margret sich beeilte, dies zu besorgen, kam Evi mit erhitzten Wangen aus der Scheuer herbei und wünschte dem Bätschi einen guten Morgen. Die Schürze hielt sie hochgerafft und ehe Georg dazukam, das Mädel zu begrüßen, leerte sie ihm den Inhalt ihrer Schürze auf den Frühstückstisch. Es war ein Halbdutzend goldgelber kleiner Entchen, die heute nacht aus den Eiern gekrochen. Mit einem hellen, spitzbübischen Lachen machte Evi dem Vetter die Bescherung. Und der war gar nicht ungehalten. Wie lange hatte er so etwas nicht mehr erlebt! Ganz warm waren die Enterln noch von der Bruthenne, unter deren Flügeln sie aus der Urzelle hervorgekrochen. Er und die Evi mußten nur achtgeben, daß keines der Tierchen vom Tische fiel, denn sie watschelten ganz munter herum und suchten mit den Schnäbeln schon nach Nahrung, nach Wasser. Evi holte

rasch eine Schüssel, goß Wasser in dieselbe und tat ein Entchen hinein. Es schwamm! Es tauchte mit dem Schnabel unter und trank und suchte und schnupperte, wie eine alte. Wer hatte es das gelehrt? Evi ergötzte sich daran. Georg aber bestaunte das Tier, dessen Lebenszeit erst nach Stunden zählte. Wie ein Urweltgeheimnis sprach es ihn an.

Frau Margret war sehr böse, als sie kam und sah, was Evi tat. Sie nahm die Tiere rasch in ihre eigene Schürze und sagte, die müßten sehr warm gehalten werden, bis die Glucke in ein oder zwei Tagen herunterkomme. Noch sechs Eier habe sie, darunter auch drei von sich selbst. Denn die Enten liefen ihr nach acht Tagen ja doch in jedes Wasser und blieben nicht mehr bei ihr. Da hätte sie dann wenigstens noch die kleinen Hinkelchen zum Trost.

Georg war zumute, als würde da in dem Buche seiner frühesten Kindheit geblättert, als höre er seine eigene Mutter oder seine Großmutter all das sagen, was er soeben vernommen. Es war die Weisheit vieler versunkener Geschlechter.

Als die Frauen wieder an ihre Arbeit gegangen waren, öffnete Georg sein Gepäck und richtete sich häuslich ein in den Räumen, die so lange auf sein Wiederkommen gewartet hatten.

Häuslich? Auf wie lange? Er wußte es nicht. Wollen 'mal sehen, wie sich's daheim leben läßt, dachte er. Und ob es da eine Aufgabe für ihn gebe. Denn von der Landwirtschaft verstand er nichts und er war auch gar nicht gekommen, sich mit ihr zu befassen. Nur die Pflicht rief ihn heim, nur sein altes Vaterhaus wollte er einst in guten Händen wissen. Der Besitz, der zu demselben gehörte, war ja nicht so bedeutend, aber der Trauttmannsche Grund

war doch immerhin eines der größten Bauerngüter im Ort. Nur weil sein Vater den Besitz nicht geteilt sehen wollte, ließ er ihn, den jüngeren Sohn, studieren. Daß der Niklos so früh sterben würde, und ohne einen Sohn sterben würde, das war nicht vorauszusehen. Jetzt war es für ihn selbst zu spät zur Rückkehr in die alten Verhältnisse, viel zu spät. Georg Trauttmann war in England und Amerika ein vielbegehrter Ingenieur geworden, er konnte kein Bauer mehr sein. Und die Wasserbaukunst war sein Fach. Was sollte er auch hier! Wo gab es da für ihn eine Aufgabe? Selbst wenn er sich nebenbei seinem väterlichen Besitz hätte widmen wollen, er mußte doch etwas Ernsthaftes zu tun haben. Nun, wer weiß....

Die Evi störte ihn immer wieder bei seinem Geschäft des Auspackens, sie war gar zu neugierig, ob er ihr nichts mitgebracht hätte. Und das hatte er wirklich nicht getan, der alte Junggeselle dachte gar nicht daran, daß da eine Nichte mit solchen Gedanken auf ihn warte. Und so drückte er ihr ein Zehndollarstück in die Hand für ihre Sparbüchse. Sie lief gleich damit zur Mutter und zeigte ihr den prächtigen Goldfuchs. Wieviel er wohl wert sei, wollte sie wissen. Die Mutter wußte es nicht. Aber jetzt war sie schon wieder da. Sie meldete Gäste, Besucher. Der und jener Nachbar wollte den Amerikaner sehen, ein und der andere Schulfreund, an den Georg sich nicht im entferntesten mehr erinnerte, wollte ihm im Vorbeigehen die Hand schütteln.

Das war ihm ganz lieb. Da konnte er doch endlich reden. Denn daß er mit der Witwe seines Bruders und der Evi nicht über ernsthafte heimatliche Angelegenheiten sprechen konnte, das fühlte er schon gestern Abend. Läßt

sich die Frau von einem Hausierer ein Familienbild der Dynastie Kossuth in denselben Rahmen stecken — nein, es ist nicht auszudenken! — und fühlt nichts dabei... Das sei „jetzt die Mode"!... Und hat einen magyarischen Knecht im Hause und läßt ihr Kind magyarisch beten, obwohl sie selbst keine Silbe davon versteht. Es war vielleicht Zeit, daß ein Mann hier erschien.

Die Nachbarn, lauter große, wohlhabende Bauern, und die Freunde kamen und gingen während des ganzen Vormittags, und jeder ließ ein bißchen von seiner Weisheit zurück. Im allgemeinen aber machten sie einen recht trübseligen Eindruck auf Georg. Sie waren genau so unwissend in ihren öffentlichen Angelegenheiten wie vor mehr als zwei Jahrzehnten, da er sie als Knabe oft politisieren hörte. Kaum der Hundertste im Dorfe las am Sonntag eine Zeitung und wußte Bescheid über dies und jenes. Kaum der Zehnte konnte ihm den Namen des Mannes nennen, den sie zum Abgeordneten gewählt hatten. Der Klang dieses Namens freilich war so fremd, daß er nur schwer in einem deutschen Ohr haften blieb. Und Georg erfuhr, daß der Kandidat auch nicht imstande gewesen war, ihnen eine deutsche Rede zu halten. Und doch wurde er im Zentrum eines deutschen Bezirkes gewählt, weil die Führer es wollten, weil die „Intelligenz" für ihn war. Der Sparkassadirektor Hamóry György namentlich wäre sein eifrigster Kortesch gewesen.

„Wer ist denn dieser Mensch", fragte Georg, „daß er ein viertausendköpfiges deutsches Bauerndorf so beeinflussen kann?"

„Je, je, des waaß er nit!" rief der Vetter Peter, ein Onkel Georgs. Und dieser erfuhr, daß Hamóry niemand anderer als sein Jugendfeind war, der Georg

Hammer. Schon vor vielen Jahren habe er seinen Namen magyarisiert. Als Student sei er „g'schmessa“ (geworfen) worden bei den Prüfungen und da habe sein Anhang ihn bei der Rosentaler „Volksbank“, die damals gerade gegründet wurde, versorgt. Und richtig sei er Direktor geworden.

Darauf war Georg Trauttmann allerdings nicht gefaßt. Aber zugetraut hatte er es dem Burschen immer. Daß einer sich in der Stadt magyarisiert, als Kaufmann, als Beamter, na, das begreift sich. Aber daheim, im Dorf, im Kreise der Seinen? Das war stark. Georg sagte indessen kein Wort und horchte nur. Daß die Bauern heute alle Kredit brauchten und es mit einem solchen Manne nicht verderben dürfen, klagte man ihm. Sie seien mit Steuern und Abgaben überlastet bis zum äußersten. Die Getreidepreise blieben sich immer gleich, die Abgaben aber seien gegen früher um das Dreifache gestiegen. Sie können ihren Knechten und Tagarbeitern keine guten Löhne bezahlen, weil der Staat ihnen alles abpresse. Und so gehen die Arbeitskräfte nach Amerika. Dort verdienen sie und schicken als Taglöhner mehr Geld heim, als hier ein „ganzer“ Bauer im Jahr erspare. Aus Rosental selber seien jetzt schon zwölfhundert drüben. Und an ihre Stelle traten die fremden Knechte, die billiger seien als die deutschen Leute.

Das Thema war Georg willkommen. Er erinnerte sich nur an rumänische Knechte aus seiner Jugendzeit. Sie kamen aus den Nachbardörfern und es war etwas ganz Selbstverständliches, daß sie die Dienste der Deutschen suchten. Aber Magyaren? Wo kamen die her? Man hatte doch in seiner Jugend im ganzen Banat keine zu sehen bekommen und ihre Sprache hörte man nur von Amtspersonen.

Ja, das habe alles der neue Notär, der ein Ungar sei, mit dem Herrn Hamóry gemacht. Und der Herr Kaplan habe auch mitgeholfen. Aus fernen magyarischen Komitaten habe man sie hergelockt, die Sparkassa stiftete aus ihren Überschüssen sogar einen „Reisefonds“ für sie. Um der Arbeiternot ein Ende zu machen, hieß es.

„Und sind die Knechte gut?“

„Die Weiber sagen, ja!“ meinte der Vetter Peter.

Es entstand eine Pause im Gespräch. Die Evi kam, brachte eine Flasche Wein und Gläser, Rauchfleisch, Butter und Brot und forderte die Gäste Georgs auf, zuzugreifen.

Als sie wieder draußen war, da sagte der Nachbar Kaspar Hellebrand: „Uf des Kind sollet die Bas' Margret nur recht achtgebe, Herr Trauttmann.“

„Ich verstehe, was Sie meinen“, sagte Georg. „Ist so etwas schon vorgekommen im Dorfe?“

„Oije!“ riefen mehrere Besucher. Und sie erzählten, daß schon fünf oder sechs Heiraten dieser Art stattgefunden und — daß auch anderes vorgekommen wäre ...

Und wie es mit der Schule und der Kirche stünde?

„So, so, Herr Trauttmann“, sagte der Nachbar Hellebrand und sog an seiner Pfeife. „Die Alten sein alle gut deutsch. Keiner von uns, der nit an Brief schreiwa, lesa und rechna konn. Die Junge könna all mitanander nix. Nit deutsch und nit ung'risch. Sie plappern wohl, aber verstein tun sie's nit.“

„Und wie steht's in der Kirche?“ fragte Georg.

„No, do singa die Fratza ung'rische Lieder. Mir alte Leut' beta deutsch“, sagte Vetter Hellebrand. „Der alt' Parra (Pfarrer) und der alt' Lehrer solle jetzt verabschied't werde. Derno (hernach) werd's wohl aus'm annern Ton gein.“

„Wieso?“

„Na, wenn der Kaplan ung'risch predigt, gein m'r nimmei in die Kerch.“

„Wer geht nicht mehr?“

„Alle Männer, im ganzen Dorf! Eh'nder werde m'r luth'risch.“

„Ja, des is b'schlosse“, sagte der Vetter Peter.

Georg Trauttmann reichte seinen Gästen die Hand. „Das ist das erste erfreuliche Wort, das ich in der Heimat vernommen habe“, sagte er. „Ich kann es euch ja gar nicht schildern, wie weh mir war auf der Fahrt hierher. Kein deutscher Dorfname stand mehr im Fahrplan, ich wußte gar nicht, wo ich war. Mein eigenes Heimatsdorf wurde „Maslak“ ausgerufen, der Beamte, mit dem ich über mein Gepäck reden wollte, verstand mich nicht. Als Deutscher bin ich hier geboren und erzogen worden, als Deutscher habe ich in Ungarn meine Studien vollendet, und da ich wiederkomme, versteht der erste, den ich anrede, meine Muttersprache nicht oder will sie nicht verstehen.“

„Er will nit!“ riefen die Männer.

„Ihr seid viertausend“, sprach Trauttmann. „Der Mensch ist nur um euretwillen da. Und ihr alle sollt seine Sprache lernen, wenn ihr die Bahn benützen wollt? Das ist gegen Recht und Gesetz und ihr dürft euch das nicht gefallen lassen. Jeder Beamte muß die ortsübliche Sprache erlernen und mit euch so reden, wie ihr es gewohnt seid.“

Sie öffneten Mund und Augen gar weit, als Georg so redete. Ob dies aber auch wahr wäre, wollten sie wissen. „Ganz gewiß ist das wahr, ich werde es euch einmal vorlesen aus dem ungarischen Gesetz von 1868, das von

dem großen ungarischen Staatsmann Deak eigens für euch gemacht wurde, damit ihr euch wohlfühlt in der alten Heimat und geschützt seid gegen Unvernunft und Übermut."

Es kamen immer andere Leute, auch Weiber, Freundinnen der Mutter Georgs, und das politische Thema mußte fallen gelassen werden.

Und immer wieder wurde die Frage an den Ankömmling gestellt, ob er nicht den Harlacher Franz, den Schuh, den Gehl, den Straub, den Eisele oder den Andreas Bäuerle drüben getroffen habe? Eine kränkliche, blasse Frau, die Bas' Evl, fragte nach ihrem Manne. Er sei als Schreiner in Baltimore beschäftigt, der Franz Drescher. Sie habe er mit den Kindern hier gelassen und er wollte sie holen, wenn es ihm gut gehe. Ob er ihn denn nicht kenne?

Er mußte verneinen. Nie sei er mit Auswanderern aus der Heimat in Berührung gekommen, denn Amerika sei gar groß und er selber sei ja kein Auswanderer gewesen. Er habe seine Studien in Pest und Wien vollendet, sei als Techniker in Berlin gewesen, dann nach England gekommen. Und von dort habe ihn ein großes amerikanisches Unternehmen nach Milwaukee berufen in Amerika. Und dort habe er große Wellenbrecher gebaut zum Schutze des Hafens und immer nur ähnliche Arbeiten ausgeführt. Von den vielen Hunderttausenden landwirtschaftlicher Arbeiter, die alljährlich nach Amerika kommen, habe er wohl ganze Schiffe voll gesehen, aber daß auch Banater Schwaben unter ihnen seien, hätte er nicht gewußt und ihn selbst hat ja wohl auch keiner erkannt. Nur Slowaken aus Ungarn habe er einmal unter seinen

eigenen Arbeitern gehabt. Aber durch sie sei er auf das traurigste an seine alte Heimat erinnert worden.

„Die Schlowaka solle aber doch tüchtige Arbeiter sein?“ meinte Nachbar Hellebrand.

„Jawohl, das sind sie“, sagte Trauttmann. „Aber sie sind von Schwindlern aus Ungarn, die drüben allerlei kleine Diebsbanken errichten und mit dem ungarischen Namen Unfug treiben, um ihre Ersparnisse betrogen worden. Daheim hat man sie ausgewuchert und von Grund und Boden vertrieben, das letzte nahmen ihnen die Agenten und die Schiffsgesellschaft in Fiume ab für die Überfahrt; und als sie sich drüben erholt hatten und ein paar Dollar zurücklegen konnten, da trauten sie den Spitzbuben, die in ihrer Heimatssprache mit ihnen redeten. Sie legten ihr Geld in die ungarisch-amerikanischen Winkelbanken und haben alles verloren. Die Blutsauger sind ihnen aus der Heimat nachgefolgt.“

Die schüchterne Bas' Evl meinte, das habe ihr Mann auch schon 'mal geschrieben. Und es käme zehnmal mehr Geld aus Amerika in die Heimat, meinte ihr Mann, der Drescher Franz, „wann m'r drüwa, bei da Konsultate, glei a Postsparkassa hätt' und sein Verdienscht dort einlega könnt'.“

„Meine liebe Bas' Evl,“ rief Georg, „Euer Mann scheint mehr Verstand zu besitzen als so mancher Finanzminister. Wenn Ihr ihm schreibt, ich lass' ihn recht schön grüßen.“

Alles lachte und die blasse, kranke Frau wurde rot vor Verlegenheit.

Jetzt aber läutete die Glocke zwölf und ein Besucher nach dem andern brach auf. Die Mittagsstunde konnte man doch nicht hier verplaudern. Die Bas' Margret, die

erhitzt drüben in der Küche stand, war gewiß auch schon fertig mit dem Essen.

III.

Seit Wochen war nun Georg Trauttmann daheim. Er hatte es gerade gut getroffen, denn die Zeit vor der Ernte ist im Dorfe die ruhigste und schönste des Jahres. Freilich auch die sorgenvollste. Jede Wetterwolke, die am fernen Horizont aufsteigt, kann todbringend sein für die Fluren, kann den Vermögens- und Arbeitsertrag eines Jahres vernichten. Und regnet es zu spät oder zu wenig, verkümmert alles auf den Feldern. In diesen Wochen sind die Bauern gar fromm. Da wallfahrten sie gerne nach Maria Radna, und auch alle Dorfkirchen werden fleißig besucht, und Zeit haben die Leute mehr als sonst. Die Arbeitskräfte werden geschont, die Pferde nur eingespannt, wenn es sein muß. Denn die Tage sind nicht fern, in denen die äußerste Kraftentfaltung, deren Menschen überhaupt fähig sind, von ihnen gefordert wird. Der Wert von zwei Milliarden liegt im großen weiten Ungarn in Gotteshand, so lange der Schnitt nicht vollzogen, die Ernte nicht eingebracht ist.

Georg hatte das volle Gefühl des Bauernsohnes in sich, er nahm teil an allem, was in den Seelen der Seinen und seiner Volksgenossen vorging. Er wurde nicht verdrießlich, wenn ihm die Evi am Morgen meldete, daß die Schweine nicht fressen, die Bas' Margret am Abend, daß eine Kuh keine Milch mehr gebe. Und volles Verständnis bewies er für den Schmerz seiner Schwägerin darüber, daß die rote Henne all ihre Eier in die Scheuer des Nachbars Hellebrand lege. Sie sei überhaupt am liebsten drüben, denn der Hahn des Nachbars gefalle ihr besser.

Aber am nächsten Sonntag werde das Hinkel abgestochen, damit der Ärger ein Ende habe.

Die aufrichtigste Freude empfand Georg über den Stand der Felder. Er sattelte sich den Fuchs und ritt manchmal gegen Abend hinaus in das Gewoge der Weizen- und Kornfelder, die noch wie Stahl schimmerten. Wie bald werden sie den Goldglanz der vollen Reife annehmen! Und er kannte alle Wege, kannte jeden Besitz seines Vaterhauses, denn er war ja als Student immer gerade zur Erntezeit daheim gewesen und da griff er gar oft zu, wenn wo ein Mann fehlte. Namentlich als Wagenlenker war er immer zu haben, wenn man nicht Kutscher genug hatte. Und auch Garben suchte er zu binden. Er erinnerte sich noch heute an die erste, die ihm gelang. Es ist die Probe der Mannbarkeit. Wer noch keine Garbe binden kann, ist auch noch kein Mann. Ihm glückte schon als Siebzehnjährigem die Tat, obwohl er ja ein verweichlichter Herrischer war.

Der Erdgeruch der Heimat wirkte Wunder bei Georg Trauttmann, der auch heute wieder ausgeritten war und seinen Fuchs meisterte. Er wußte gar nicht, wie sehr er dieses Land liebte, dem er so lange ferne geblieben. So etwas wie Heimweh hatte er nie empfunden. Vielleicht deshalb, weil er sich nur ruckweise vom Haus entfernte. Die ersten Jahre nur ein paar Stunden weit, bis auf das Piaristengymnasium in Temesvar, dann auf das Polytechnikum in Pest, dann nach Wien. Und von dort immer weiter und weiter. Jetzt aber atmete er mit Behagen und in vollen Zügen wieder den würzigen Duft der heimatlichen Scholle. Und er war sich eines Gefühles bewußt, das die anderen nur dunkel in sich trugen, das sie nur offenbarten, wenn sie bedroht, wenn sie getreten

wurden: Diese Scholle war ihm deutscher Boden. Hundert Dörfer wie das seine blühten heute in dem Neuland, das die kaiserlichen Herren einst den Türken abgenommen und durch eine Militärgrenze wie durch einen Wall geschützt hatten. Wie oft aber setzte der schwarze Tod über diesen Wall und würgte die Kühnen, die in sein sumpfiges Gebiet vorzudringen wagten. Sie wichen nicht. Die Lücken, die die Pest und die Cholera in ihre Reihen gerissen, wurden immer wieder ausgefüllt. Und so siegten sie zuletzt. Mit dem Fleiß und dem Schweiß von Generationen deutscher Bauern einer Wildnis abgerungen, in Not und Tod verteidigt und behauptet — das war doch eine Heimat, auf die man stolz sein durfte.

Diesen Kolonistenstolz, den die Seßhaften auf dem Urboden ihrer Heimat im Reich gar nicht verstehen können, ein wenig zu wecken und zu schüren bei seinen Landsleuten, das bereitete Georg eine große Genugtuung. Er ging nicht darauf aus, es zu tun. Sie kamen ja von selbst, ihn zu hören. Und es war ihm zuerst ganz seltsam zumute, daß er täglich von öffentlichen Angelegenheiten, von Politik sprechen sollte, so etwas war ihm auf seinen weiten Wanderungen durch die Welt noch nicht vorgekommen. Aber die Leute wollten es, sie verlangten es. Ihre Köpfe waren ganz wirr von den Schlagworten, die man seit Jahren unter sie geworfen hatte und in denen es sich immer um Sein und Nichtsein „des Staates“ drehte. Jeder Pferdeknecht spielte Fangball mit diesen Schlagworten. Und wer nicht täglich dreimal die Schwurfinger erhob und beteuerte, daß er ein Patriot sei, der kam den paar Beamtenseelen, die in der Gemeinde ihr Brot fanden (auf das sie heimlich sehr viel Butter strichen), verdächtig vor.

Hatte er nicht selbst gleich einen Auftritt mit dem Notär der Gemeinde? Aus Höflichkeit machte er dem Dorfrichter, dem alten Pfarrer Schuh, seinem alten Oberlehrer, dem Kaufmann Jellinek und ein paar anderen Leuten im Dorfe Besuche. Nicht aber dem Herrn Hamóry, nicht dem Notär und dem Kaplan. Was waren ihm diese Herren? Daß sie eigentlich die Gemeinde dirigierten, das hatte er in den ersten Stunden erfahren. Und deshalb mied er sie. Aber es fiel ihm nach acht Tagen ein, daß er sein ungarisches Heimatsrecht durch die lange Abwesenheit verloren hatte. Da mußte er nun doch wohl zum Notär, um die Sache mit ihm zu besprechen. Sein Heimatsrecht wollte er wieder haben.

Doch siehe, Herr Kornel Szabo, der Notär und Protokollführer seiner Gemeinde, machte Schwierigkeiten.

Zuerst wollte er durchaus magyarisch mit ihm sprechen. Doch das gewöhnte Georg ihm ab, indem er ihm erklärte, er sei ein Rosentaler Bauernsohn und verlange, daß man in der ortsüblichen Sprache mit ihm rede.

„Da Sie das Gesetz so genau kennen," sagte der Notär, „so werden Sie wissen, daß Sie schon nach zehnjähriger Abwesenheit Ihr Heimatsrecht verloren haben. Ich kann es Ihnen nicht wieder geben. Reichen Sie ein Gesuch ein beim Ministerium. Doch in der Staatssprache, bitte."

„Und wenn ich das nicht tue?"

„Dann schicke ich Ihr Gesuch nicht ab."

„Und wenn ich es direkt nach Pest schicke?"

„Dann bleibt es dort liegen. Oder es kommt an die Gemeinde zur Äußerung. Ich aber kann seine Erledigung nicht empfehlen."

„Wissen Sie, wer ich bin, Herr Notär?"

„Ja... Sie sind ein unruhiges, unpatriotisches Element in unserer Gemeinde.“

„Freut mich, daß Sie das so schnell erkannt haben. Adieu!“

So war die Unterredung mit dem Notär verlaufen und Georg hatte die Angelegenheit einstweilen ruhen lassen. Er wollte sich doch gelegentlich in Temesvar erkundigen, was zu tun wäre. Zu seinem Erstaunen aber erfuhr er bei jener Gelegenheit, daß die Protokollsprache seiner Heimatsgemeinde die magyarische war. Freiwillig hatte man sich, teils aus Unkenntnis des Gesetzes, teils infolge Überredung des Rechtes begeben, die deutsche Protokollsprache beizubehalten. Jedes Wort, das in der Gemeindevertretung gesprochen wurde, übersetzte der Notär sogleich ins Magyarische und es gab nicht einen Mann im Dorfe, der diese Übersetzung prüfen konnte, weil keiner etwas davon verstand. Niemand konnte ein älteres Protokoll nachlesen, niemand daraus etwas beweisen, nur einer, ein Fremder, wußte, was dieses Geheimbuch enthielt.

Georg begriff das alles nicht. Er kam aus einem Lande, wo jeder nach seiner Fasson selig werden konnte, wo man dem Begriff des Staates fast nirgends begegnete, wo niemand die öffentlichen Angelegenheiten zu regieren schien. Und in seiner Heimat fand er auf Schritt und Tritt die kleinen Tyrannen der Regierung am Werke, sie trieben einen wahren Götzendienst mit dem Staatsbegriff und wachten ängstlich darüber, daß die Minoritätsherrschaft des Magyarentums den anderen nur ja recht unangenehm fühlbar werde. Ob er ins Steueramt, auf die Post, zur Bahn oder ins Grundbuch kam, überall trat ihm dieses kalte, gefühllose Ungeheuer, die Staatsidee, grinsend entgegen. Das Steuerbuch seines Vaters war noch nach gesetz-

licher Vorschrift in drei Sprachen vorgedruckt, deutsch, magyarisch und rumänisch. Aber man füllte schon damals mit Vorliebe nur die mittlere Rubrik aus. Seitdem war man von der verschämten Gesetzesverletzung längst zur unverschämten übergegangen und gab den deutschen Bauern überhaupt nur mehr magyarische Drucksorten in die Hände. Keiner wußte, wofür er seine Abgaben entrichtet hatte. Die Post nahm Strafporto für jede Ansichtskarte, die als Drucksorte auch einen anderssprachigen Text aufwies. Die Bahnleitung verlautbarte jede Warnung vor den Zügen, jedes Verbot des Tabakrauchens bei den Magazinen nur in der Staatssprache. Wer sie nicht versteht, der muß eben Strafe zahlen, wenn er an Orten raucht, wo es verboten ist, und er mag sich getrost überführen lassen von heimtückisch heranrollenden Eisenbahnzügen, was geht das den „Staat“ an!

Ernster nahm er, was ihm im Grundbuch begegnet war. Sein Vater schon nahm gar viele Grundkäufe, Tausche und Umschreibungen vor, sein Bruder war inmitten vieler Entwürfe und halbfertigen Angelegenheiten abberufen worden, die Witwe kannte sich nicht aus und behauptete nur immer, daß sie zu viel zahlen müsse. Es gelang Georg nicht leicht, Klarheit zu gewinnen. Er bekam nur magyarische Grundbuchsauszüge, denn auch die Eintragungen waren magyarisch. Nur mit Hilfe eines Advokaten und eines Dolmetschers, die er sich bezahlen mußte, drang er in die Geheimnisse des Grundbuchführers ein, und da fand er freilich, daß der Mann ein verdächtiges Spiel trieb und in einem unstatthaften Einvernehmen mit den Steuerbeamten stand. Die „Irrtümer“ von Jahren wurden langsam aufgedeckt und ganz plötzlich verstand der Grundbuchführer deutsch. So hochfahrend er an-

fänglich war, so demütig wurde er zuletzt. Georg begnügte sich mit der Reinigung des Grundbuches und stellte keine Ersatzansprüche für geleistete Mehrzahlungen. Erst daheim erfuhr er, daß der Grundbuchführer für einen kräftigen Händedruck zu allem fähig war. Die Staatssprache diente ihm gegenüber den Deutschen und Rumänen nur als ein Mantel, hinter dem er seine Gaukeleien vollführte.

Während Georg das alles überdachte und seinen Betrachtungen nachhing, hatte er die letzten Erwerbungen seines Bruders abgeritten, fette Gründe, die sich auf dem Gebiete der rumänischen Nachbargemeinde Czibova befanden. Auf dem Rückweg kam er durch das Dorf selbst.

Der Unterschied zwischen Rosental und diesem rumänischen Dorfe war mächtig. Drüben in dem deutschen Gemeinwesen alles hell und freundlich, festes Mauerwerk, keine Scheune, kein Stall mehr ohne Ziegeldach, die offenen Gänge der weißgetünchten Häuser in bunter Malerei ausgeführt, Tore und Bretterzäune farbig gestrichen; hier fast nur Strohdächer, zerlumpte Zäune, windschiefe Schweineställe, halbnackte Kinder neben den weidenden Ziegen auf allen Gassen. Aber schöne, aufgeputzte Mädchen und Frauen. Nur mit einem Oberhemd und einem einzigen, weißen, hemdartigen Linnenrock bekleidet, vorn und rückwärts eine buntgestickte, teppichartige Katrinza, die vom Gürtel bis zu den Knöcheln reicht, das dunkle Haar gefettet, ein Blümchen hinter dem Ohr — so schritten einige Mädchen mit begehrlich rollenden dunklen Augen an dem Reiter vorüber. Die Frauen arbeiteten auf der Gasse. Hier saßen einige auf der Schwelle ihres Hauses und stickten, andere ordneten dort lange Faden, wie die Seiler, für ein künftiges Gewebe. Eine dritte Gruppe bleichte ihr Linnen auf den Zäunen und begoß dasselbe

von Zeit zu Zeit mit Wasser. Es war Farbe in diesem Dorfbilde, als ob man plötzlich in die römische Campagna gekommen wäre. Und je näher Georg dem Mittelpunkte von Czibova kam, desto besser wurden die Häuser. Er kannte das Dorf ja aus seinen Jugendtagen, aber mit solchen Augen hatte er es nie gesehen. Die besseren Häuser hatten ungefähr dieselbe Form wie die der Deutschen, aber der romanische Einschlag war erstaunlich. An den offenen Gängen der Deutschen stützt sich der Vorbau des Hauses in seiner ganzen Länge auf ein paar feste, viereckige Pfeiler. Hier auf einmal, in all der scheinbaren Armut und Unkultur, stößt man auf die Säule. Und einzelne dieser Gänge haben einen Vorbau, der die kleine Treppe, die in den Hof hinabführt, deckt. Es ist ein vollständiger Tempelbau, der auf vier Säulen ruht. Georg sah es mit Verwunderung. Wer nicht blind und voreingenommen ist, der muß schon diese Zeugen romanischer Kultur gelten lassen als Beweise dafür, daß dieses Volk zu den Trümmern des Trajanischen Dacien gehört, daß es das Urvolk in diesem Lande ist. Es war arm und geknechtet, aber langsam erwachte es wieder aus zweitausendjährigem Schlaf. Ja, es ist schon erwacht. Es trotzt dem Büttel des ungarischen Staates, wie es scheint, besser als der Schwabe. „Scola Confessionala Greco Orientala" liest Georg auf dem freundlichen neuen Schulgebäude dieses rumänischen Dorfes. Und er schämt sich. Denn die deutsche Dorfschule in Rosental hat eine magyarische Inschrift. Und ist doch auch eine konfessionelle, von der Gemeinde erhaltene Schule, keine Staatsanstalt. O, über die Gefügigkeit und Liebedienerei der Deutschen!

Um die Kirche herum, die einen ausgeprägt orientalisch-byzantinischen Charakter hatte, standen ein paar

ganz moderne, gediegene, von Wohlhabenheit zeugende Häuser. Und eines derselben war Georg bekannt. Ja, hier war er einmal zu Gast als Knabe. Dort am Giebel stand ja auch der Name des Eigentümers: Joan Bacarescu.

Ein eisgraues Männchen sitzt vor dem Tore und grüßt Georg. Sollte er es sein? Der Mann hatte damals zwei Söhne, ungefähr im gleichen Alter wie Georg, und eine wunderschöne, kleine Tochter. Er war einmal einen Grundtausch mit seinem Vater eingegangen gegen einen großen Weingarten und die beiden Männer achteten sich. Und jener Bacarescu sprach deutsch.

Georg ritt auf den Alten zu und nannte seinen Namen.

„O, domne, domne," rief dieser, „sein Sie dock noch gechommen zuhaus? Das is gut, wenn solke Männer chommen! Mein Sohn will nix chommen."

„Wo ist Ihr Sohn, domne Bacarescu?"

„Is er Arzt in Wien, Professor an Universita."

„Oh, das ist ja großartig! Und der andere?"

„Der Todor is hier, is er Bauer. Aber der Josip will nit mehr zu uns chommen. Was soll er macken in Vaterland? Ungur will nit leiden den Rumunj."

Der Fuchs wurde unruhig und Georg machte dem Gespräch ein Ende. „Grüßen Sie mir Ihren Sohn Todor, domne Bacarescu. Und wenn ich nach Wien komme, will ich Ihren Josip besuchen."

„Mulzamim, domne Trauttmann, mulzamim!" rief ihm der Alte glückstrahlend nach und lüftete den Hut. „Danke sehrrr!"

Die andere Hälfte des Dorfes, über die Kirche hinaus, stufte sich wieder ab bis an die äußerste Grenze der Armut und Unkultur. Die Säulen machten Holzträgern

Platz; es kamen sogar Lehmhütten zum Vorschein, deren Wände von einem Weidengeflecht zusammengehalten wurden. Daneben plötzlich wieder ein größerer Bau, das Dorfwirtshaus. Ein alter Jude stand vor der Treppe und rückte sein Käppchen vor dem fremden Reiter. Es war offenbar der Wirt. Hinter ihm, eine Stufe höher, guckte sein Töchterchen hervor. Ein vollsaftiges, jugendfrisches, etwas zur Fülle neigendes Mädchen mit glänzenden, dunklen Augen und feuerrotem Haar. Auch sie rief ihm, wie der Vater, einen ungarischen Gruß zu.

Georg hielt seinen Fuchs an und fragte, ob es vielleicht ein Glas Bier gebe.

„O, bitte sehr, nagysàgos ur“, rief das Mädchen und verschwand über die Treppe. Der Wirt trat näher und sagte, gerade heute habe er angeschlagen, weil er eine Gesellschaft von Stadtherren erwarte. Sonst gebe es nur am Sonntag frisches Bier.

„Ja, wovon lebt denn der Wirt?“ rief Georg heiter.

„Vom Schnaps, gnädiger Herr, und von andere Geschäfte. Sind arme Leute da... Der Herr ist nicht aus Ungarn, bitte?“

„Gewiß, Herr Wirt, ich bin ein Schwabe aus Rosental.“

„Oh, meine Achtung. Große, reiche Gemeinde... Schau, Giza,“ wandte er sich jetzt an seine Tochter, „der Herr ist aus Rosental.“

Sie lächelte Georg strahlend an und reichte ihm das Bier. „Tessék, kérem“.

„Auf Ihr Wohl, schönes Wirtstöchterchen!“ rief ihr Georg zu und trank das Glas in einem Zuge aus.

Giza machte einen Knix und sagte „Köszönöm szépen“.

„Wenn Sie mir schön deutsch sagen, mein Kind, wie Sie heißen, so bekommen Sie von mir ein Andenken an diesen guten Trunk.“

„O, bitte sehr, ich heiße Gisela Eilfertig. Mein Vater wird sich aber magyarisieren, weil wir nach Arad ziehen. Bald heiße ich Giza Hamary.“

„Warum Hamary?“ fragte Georg, während er nach einer Münze suchte.

„Hát,“ sagte das Mädchen, „hamar heißt geschwind, schnell, eilfertig.“

Georg drückte ihr eine Münze in die warme, weiche Hand, grüßte und ritt davon.

Vater und Tochter sahen ihm sprachlos nach, denn die Giza hielt einen Dollar in ihrer Rechten. Sie kannten die Münze, sie sahen sie oft bei heimgekehrten Auswanderern.

Das war ein nobler Rosentaler Schwabe, sagten sie sich. Keiner von allen, die hier durchfahren, gönnt sich je ein Glas Bier, und dieser gibt fünf Kronen für einen einzigen Trunk? Der muß wohl schwer reich aus Amerika wiedergekehrt sein.

Als Georg heimkam, brachte ihm die Evi ein amtliches Dokument, das heute gekommen wäre für die Mutter. Er schaute es an und zuckte die Achseln. Ob sie das nicht selber lesen könne, sie sei doch sechs Jahre in die Schule gegangen und habe magyarisch gelernt? Lesen könne sie es wohl, meinte sie, aber verstehen nicht. Georg erkannte an der Form der Drucksorte, daß das ein Steuerbekenntnis sein mochte, aber die Sprache des Bogens im einzelnen verstand er nicht. Nur mit großer Mühe enträtselten sie miteinander die erste Frage dieser staatlichen

Urkunde. Sie lautete: „Wie heißen Sie oder wie haben Sie früher geheißen?“

Georg brach in ein Gelächter aus, daß die Fensterscheiben klirrten. Er hielt sich die Seiten und lachte alles hinweg, was die Evi ihm noch verdeutschen wollte. „Laß es gut sein, mein Kind, ich habe für heute genug!“ sagte er. „Ein tolles Land, mein Vaterland!“ Erst später ging ihm der große Ernst dieses Dokumentes zu Gemüte, das in seiner offenen Sprache das Vorhandensein einer Landesepidemie unwiderleglich feststellte. Dieser Staat setzt von jedem seiner Bürger voraus, daß er einmal anders geheißen haben könnte? Und er mußte an die hübsche Giza denken. Wie wird ihr Vater seinen Steuerbogen nächstens ausfüllen? „Hamary Mòr, früher Moritz Eilfertig“. Ja, es klingt entschieden besser. Aber wie mochte er den Geschäftsmann verspotten? Es gab ja in Rosental selbst ein viel häßlicheres Beispiel. Nur begegnet war Georg ihm noch immer nicht, dem György.

Vor dem Schlafengehen noch brachte ihm die Frau Margret eine gar schöne Nachricht. Der Drescher Franz habe seiner kranken Frau und den vier Kindern zweitausend Kronen aus Amerika geschickt. In einem einzigen Brief! Ein einfacher Schreiner!

Das ganze Dorf war voll davon. Die arme Frau sei aber so krank. Wenn sie's nur erlebt, daß er sie holt, meinte die Frau Margret.

IV.

Von den Fenstern des rumänischen Pfarrhauses hatte man den blonden Reiter, den niemand kannte, beobachtet, wie er mit dem alten Vacarescu sprach. Die beim Popen

des Dorfes, Gregor Lazar, versammelten Herren waren zuerst stutzig, dann aber, als sie merkten, daß der Fremde das Pfarrhaus mit keinem Blick streifte, achteten sie nicht mehr auf ihn und setzten ihre Beratung fort. Nur Todor Vacarescu entfernte sich für einen Augenblick, um seinen alten Vater zu fragen, wer das gewesen wäre. Und er war nicht unbefriedigt, als er wiederkam.

Es war ein gar ernster Kreis von Männern, die sich hier um den würdigen alten Geistlichen des Dorfes, dessen schneeweißer Prophetenbart weit und breit bekannt war, versammelt hatte. Der Dorfrichter, die beiden Lehrer, Todor, der als der reichste und gebildetste Bauer des Dorfes galt, drei Gemeindevertreter anderer rumänischer Dörfer und zwei Gäste von jenseits der Marosch — ein Abgeordneter und ein junger Priester. Der Abgeordnete Dr. Trajan Pop hatte das Wort. Er war nach langen Kämpfen auf Grund des Nationalitätenprogramms durchgedrungen in seinem Wahlkreis gegen einen magyarischen Mandatswerber der Regierung, und seine Volksgenossen blickten mit Stolz auf ihn. Sein junger Ruhm als Redner erfüllte sie alle mit Genugtuung. Um seinen Wählern Bericht zu erstatten über seine Tätigkeit im ungarischen Abgeordnetenhause, war er in die Heimat gekommen, und da gewann man ihn für diesen Ausflug in den nächsten Wahlkreis jenseits des Wassers. Es gäbe auch dort gar treue Brüder, sagte man ihm, die bereit wären, für einen rumänischen Kandidaten einzutreten, wenn man ihnen nur einmal einen brächte. Sie verdienten Ermunterung.

Und diesem Thema galt die Beratung. Dr. Trajan Pop, ein schöner dunkeläugiger Mensch von zweiunddreißig Jahren, war voll Siegeszuversicht. Er glaubte an die Zukunft seines Volkes und an die gemeinsame Sache der

Nationalitäten in Ungarn, denn diese Sache sei eine gerechte und staatserhaltende. Man müsse nur Geduld haben und arbeiten, am eigenen Volke arbeiten, in Schule und Kirche, gesellschaftlich und wirtschaftlich. Der Zusammenbruch des staatlichen Phantasiegebäudes, das man auf Kosten aller anderen Völker dieses Landes im Jahre 1867 zugunsten eines einzigen Stammes aufgeführt habe, müsse erfolgen. Die nächste Generation werde ihn sicherlich erleben. Und dafür müsse man gerüstet sein. Die Erkenntnis, daß der Gedanke der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht nur für die einzelnen Menschen, sondern hauptsächlich für die Volkspersönlichkeiten in die Welt gekommen sei, sie muß sich Bahn brechen. „Was die größten Männer der Magyaren selbst erkannt und ausgesprochen haben, daß Ungarn nur ein Völkerstaat, nicht aber ein Nationalstaat sein kann, das haben wir uns zu eigen gemacht und davon lassen wir nicht“, sagte Trajan Pop. „Schon im Jahre 1848 haben wir erkannt, daß Kossuth unser größter Feind ist, daß sein nationaler Größenwahn alle anderen Völker des Landes vertilgen will. Darum haben unsere Väter sich neutral verhalten und sind nicht mit ihm gegangen. Aber wir bleiben heute nicht neutral, wir ziehen mit dem Kaiser, wenn er uns ruft, denn so schlimm wie jetzt war es nie. Der Kossuthismus in seiner abschreckendsten Form ist aus dem Grabe erstanden und die ganze Jugend des Landes wird in seinem Geiste erzogen. Wir konnten mit Deák gehen, mit Kossuth nie, nie, nie. Deák hat uns das Nationalitätengesetz gegeben. Und wenn es auch nicht treu eingehalten wurde, es war doch da, man konnte sich auf dasselbe berufen. Jetzt aber wird es niedergetreten. Noch ist man zu feig, jenes Gesetz abzuschaffen, aber es jeden Tag tausendmal zu verletzen

und es totzumachen durch neue Gesetze, dazu hat man den Mut. Unsere Langmut ist groß, aber der Tag wird kommen, an dem die Abrechnung möglich ist. Wenn der Kaiser nur wüßte, wie stark er ist. Er würde uns rufen. Uns, die Deutschen, die Serben und die Slowaken."

„Er hat uns schon gerufen", sprach feurig der junge Priester, der neben Dr. Pop saß; „indem er verlangte, daß das allgemeine Stimmrecht in Ungarn eingeführt werde, rief er uns."

„So ist es", sprach der Hausherr und strich sich bedächtig den schneeweißen Bart, der ihm breit über die Brust herabfloß. „Man erinnert sich an uns in der Not."

„Das höre ich gern", sagte Trajan Pop, „daß Sie auch hier eine solche Auffassung vom allgemeinen Wahlrecht haben. Wie aber stehen die Aussichten, wenn es eines Tages kommt? Denn es scheint, daß die neue Regierung es will."

Der Pope blickte auf Monai Dragos, den ersten Lehrer des Dorfes. Dieser hatte Tabellen ausgearbeitet und beschäftigte sich viel mit den Wahrscheinlichkeitsziffern bei künftigen Wahlkämpfen. Und er erstattete dem kleinen Kreise ausführlich Bericht.... Ohne die Schwaben, schloß er, sind wir hier für alle Zukunft machtlos. Sie bilden die Mehrheit bei welchem Zensus immer. Ob die Steuerleistung oder der Bildungszensus in Betracht kommt, ob man die Verwegenheit haben wird, die Kenntnis der Staatssprache von jedem Wähler zu fordern oder nicht, sie sind uns überlegen. Nur ein Bündnis mit ihnen kann helfen. Entweder sie bringen uns einen deutschen Kandidaten, oder sie stimmen für den, den wir bringen.

„Und wäre das letztere möglich?" fragte Trajan Pop.

„Nicht unmöglich!“ rief Todor Vacarescu. „Diese unbegreiflichen Schwaben haben das letzte Mal einen Kossuthisten gewählt, der nicht ein Wort deutsch verstand. Aber das hat böses Blut gemacht. Wenn wir einen Kandidaten bringen, der gut deutsch kann, stimmen viele für ihn. Aber das ist vielleicht nicht nötig. Wenn heute ein tüchtiger Schwabe im Bezirk aufsteht, bekommt er die Hälfte der deutschen Stimmen. Die anderen geben wir ihm.“ —

„Wenn er sich der Nationalitätenpartei anschließt, dann wählt einstimmig einen Deutschen“, sagte Trajan Pop. „Wir brauchen Deutsche in unserer Partei.“

„Selbstverständlich, nur wenn er mit Euch geht“, entgegnete Todor Vacarescu.

„Und es wäre besser“, fuhr der Abgeordnete fort, „wenn man unter den gegebenen Umständen gar nicht an einen rumänischen Kandidaten denken würde. Ein sicherer, zuverlässiger Deutscher wäre uns viel wertvoller. Gebt uns zehn schwäbische Vertreter aus dem Banat und wir reißen auch die Siebenbürger Sachsen zu uns herüber, die heute mit der Regierung gehen, weil sie ihre kleinen Sonderrechte schont. Dazu kämen dann die Slowaken und die Serben. Wir können auf achtzig, ja auf hundert Vertreter der Nationalitäten rechnen, auch wenn das allgemeine Wahlrecht noch so unehrlich gehandhabt wird. Mit einer solchen Partei aber zerbrechen wir den windigen chauvinistischen Staatsbegriff, der uns um unsere Menschenrechte betrogen hat. Aber, Freunde, Brüder, wir brauchen die Deutschen. Solange sie mit den Magyaren gehen, ist unsere Sache aussichtslos.“

„Sie meinen also, Herr Doktor“, sprach jetzt bedächtig der Hausherr, „wir sollten uns künftig mit ganzer Kraft

und vollem Vertrauen an die schwäbischen Nachbarn anschließen, wenn sie uns Kandidaten bringen, die sich als Deutsche bekennen?"

„Ganz richtig!"

„Und Sie sind der Überzeugung, daß dies auch dann, wenn diese Schwaben unsere Sprache nicht verstehen und unsere besonderen Bedürfnisse nicht kennen, jeder anderen Kandidatur vorzuziehen wäre?"

„Jeder anderen! Wer mit der Nationalitätenpartei geht, mit ihr stimmt, mag sonst was immer für eine Meinung von uns haben, er dient der guten Sache und dem Rechte der Mehrheit im Lande."

„Sie haben mich verstanden, Herr Doktor.... Diese Schwaben sind sehr hochmütig. Nicht äußerlich, nicht als Nachbarn, sondern als Menschen. Sie behandeln unsere Knechte gut, sie zahlen unsere Arbeiter redlich, aber sie dünken sich so hoch, so ganz anders geartet, daß beispielsweise eine Familienverbindung zwischen einem deutschen und einem „walachischen" Hause etwas ganz Undenkbares wäre.... Sollen sich Völker politisch verbinden, die innerlich so vollständig getrennt sind? Denn mit dem Magyaren mischt der Deutsche sein Blut, mit dem Rumänen nicht."

„Ich weiß das, ehrwürdiger Vater Gregor", entgegnete Trajan Pop. „Doch sehe ich darin nur alte Vorurteile und keine ethisch unüberbrückbaren Gegensätze. Als der Deutsche in dieses Land kam, war unser Volk in tausendjähriger Sklaverei verkommen. Er konnte es nicht achten. Heute stehen wir ihm näher, ja wir sind ihm an Nationalbewußtsein überlegen. Und wir haben gleiche Interessen. Wir wurden beide an das Magyarentum verkauft und wir können uns nur gemeinsam befreien."

„So ist es", sagten die Männer rings im Kreise.

„Meine lieben Freunde und Brüder“, sprach jetzt der Pope, der sich erhoben hatte, „ich glaube in Eurem Namen zu sprechen, wenn ich unserem Gast den aufrichtigsten Dank sage für seinen Besuch und die kräftigen Anregungen, die er uns durch das offene Bekenntnis seiner Gesinnungen gegeben hat. Wir wollen seine Worte wohl bedenken und ganz in seinem Sinne handeln, wenn die Tage der Entschließung kommen. Ihr wißt, daß dies in unserem Vaterlande jederzeit eintreten kann. Die Luft ist immer geladen mit Elektrizität, Katastrophen stehen immer vor der Tür, denn das unzufriedenste und undankbarste Volk in diesem Staate, das stets mit seinem Schicksal hadert, ist der Magyare. „An seinem Hochmute wird mein Volk zugrunde gehen“, sagte einst der weise Stephan Széchényi, den sie den größten Ungarn nennen. Wir wünschen nicht, daß es zugrunde gehe, aber wir müssen wünschen und hoffen, daß die Form zerbreche, in die man diesen Staat gewaltsam gegossen hat und daß die Zukunft uns wieder ein großes Österreich unter kaiserlichem Zepter bringe, in dem alle Völker gleichberechtigt sind. Ich bin ein alter Mann, ich werde den Tag der Erlösung wohl kaum mehr sehen. Es ist auch möglich, daß ihr, meine Brüder, ihn nicht mehr erlebt. Darum dürfen wir nicht erschlaffen. Wenn wir unseren Kindern nichts anderes hinterlassen können, den Kampf um jenes Ziel, den wollen wir ihnen zuversichtlich hinterlassen.“

„Sa trajasca Rumanie!“ rief erhitzt der junge Priester neben Trajan Pop; der ehrwürdige Sprecher, Gregor Lazar, winkt aber diesen Überschwang ab. „Nein, meine Brüder, lassen wir nicht ein rumänisches Reich hochleben, das uns nicht brauchen kann und das wir nicht anstreben

können, schließen wir unsere Besprechung im Sinne unseres Gastes und rufen wir: Sa trajasca Nationalitati!“

Und alle stimmten ein in diesen Hochruf auf die Nationalitäten Ungarns. Sie fühlten sich in diesem Augenblicke nicht als Anwälte ihrer eigenen Sache, sie gedachten mit aufrichtigen Gefühlen derer, die zu ihnen gehörten durch das gemeinsame Los, das ihnen im Vaterlande zugefallen war.

Der geistliche Hausherr trat jetzt auf Trajan Pop zu, schüttelte ihm dankbar die Hand und küßte ihn. Dann rief er seine Frau herbei, eine schüchterne, sehr sauber gekleidete alte Dame, die sich hundertmal entschuldigte, daß sie die so unvermutet gekommenen Gäste nicht selbst bewirten könne. Aber man habe ihr gar nichts davon gesagt. Da mischte sich Todor Vacarescu ins Gespräch. Daran sei er schuld und er habe alles vorbereitet beim Schenker. Die Herren wollen ja doch lieber frisches Bier. Und auch die nächtliche Heimfahrt sei besser vom Wirtshaus zu vollziehen. Es gebe weniger Aufsehen.

Alle folgten der Einladung Todors. Der Pope aber sagte, als sie gingen: „Nicht ein Wort mehr von Politik, liebe Freunde.“

Moritz Eilfertig wußte die Ehre, diese Gesellschaft bei sich zu sehen, vollkommen zu würdigen. Er hatte für sie in dem Hochzeitszimmer neben dem großen Tanzsaale des Dorfwirtshauses decken lassen und seine Giza bediente die Gäste selbst. Sie war erst kürzlich aus einem Arader Erziehungsinstitut heimgekommen, von wo sie auch den Magyarismus mitbrachte, und sie bediente sonst die Dorfgäste ihres Vaters nicht. Der Herr Wirt war nicht wenig stolz, als er sah, welches Wohlgefallen sie erregte. Sie hatte ja auch dem Reiter aus Rosental augenscheinlich

sehr gefallen. Daß sie mit diesen Gästen nur rumänisch reden dürfe, schärfte ihr der Vater ganz besonders ein und sie hielt sich an seine Weisung. Sie sprach drei Landessprachen mit gleicher Vollendung und ein wenig französisch obendrein.

Unter harmlosen Gesprächen verging der Abend. Aber Todor konnte es doch nicht unterlassen, von dem aus Amerika heimgekehrten Rosentaler zu sprechen. Sein Vater, sagte er, sei ein gar strammer, deutschbewußter Schwabe gewesen und auch sein Bruder habe nie mit sich handeln lassen, wenn es zu wählen galt. Der Heimgekehrte werde wohl von gleicher Gesinnung sein. Und wohlhabend soll er auch geworden sein in Amerika, sagen die Leute. Also unabhängig."

Die Freunde verstanden vollkommen. Und ohne daß ein Wort weiter darüber gesprochen wurde, konnte sich Todor Vacarescu im Besitze der Vollmacht fühlen, mit Georg Trauttmann in Fühlung zu treten.

Gegen Mitternacht fuhren drei Wagen beim Wirtshause vor und die politischen Gäste des Popen Gregor Lazar verließen Czibova in aller Stille.

V.

Das rote Hinkel war gegessen, aber geschmeckt hatte es eigentlich niemandem. Die Suppe, die die treulose Henne gab, war noch das beste. Das Brustfleisch der Durchgängerin, die fremden Hähnen nachlief und ihre Eier dann pflichtschuldigst dorthin trug, wo sie sie empfangen hatte, war herzlich trocken. Selbst was sich von den Knorpeln des schlanken Halses und den Flügeln loslöste, empfand man auf der Zunge als grobfasrig. Die Schenkel der Roten

aber waren so derb und zäh, daß Georg nicht einmal den Versuch unternahm, einen zu bezwingen. Er verzichtete gerne zugunsten des Joska darauf.

Stumm verlief dieses Sonntagsmahl. Aber das rote Hinkel allein trug daran nicht die Schuld. Es war allerlei vorgegangen, was die Stimmung im Hause und in der Gemeinde verdarb. Georg hatte Frau Margret auf einer Vertraulichkeit mit dem Joska ertappt, die ihm höchlich mißfiel. Und als sein Mißtrauen einmal wach war, fing er auch Blicke auf, die ihm zu denken gaben. Sieh da, die Frau Schwägerin! Nun, sie war ein Weib in der Blüte ihrer Jahre und seit mehr als zwei Jahren Witwe. Es wäre ihr kaum zu verdenken, wenn sie nach einer neuen Ehe Sehnsucht hätte, sagte sich Georg. Aber war es denn das? Diese Sehnsucht nach dem Manne, nach *diesem* Manne, sollte wohl gar nicht zu einer Ehe führen. Das würde er sich auch verbeten haben. In seinem Vaterhause durfte das nie geschehen. Da mochte die Frau Margret nur gehen, wohin sie wollte. So verdrießlich ihm die Entdeckung war, so erfreulich schien sie an sich zu sein, denn Georg hatte den Joska im Verdacht, daß er sich um der Evi willen hier einnistete und sie einmal zu erringen hoffte. Freilich, eines schloß das andere nicht aus... Nun, zunächst schien doch wenigstens die Gefahr für das Kind nicht vorhanden zu sein. Und das befriedigte Georg.

Sollte er mit der Schwägerin reden? Er zögerte drei Tage. Dann tat er es doch. Er erkundigte sich nach dem Lohnverhältnis des Joska, obwohl er wußte, daß die Knechte immer für ein ganzes Jahr aufgenommen wurden. Und dann sagte er, indem er den Blick fest auf Frau Margret gerichtet hielt, er wünsche, daß der Bursche so bald als möglich aus dem Hause komme. Sie hielt diesen Blick

ruhig aus und entgegnete, daß er mit dem Herrn Notär darüber reden müsse, der habe ihr den Knecht aufgeredet und den Vertrag mit ihm geschlossen.

Ob sie denn nicht merke, daß der fremde Mensch, der sich seit kurzem auffallend bemühe, schwäbisch zu lernen, vielleicht Absichten hier verfolge? fragte Georg. Ja, er gab dem Verdacht Ausdruck, daß der Notär ihm nicht ohne Grund gerade das Haus einer jungen Witwe mit einer einzigen Tochter ausgewählt habe. Ist's nicht die Mutter, vielleicht ist's die Tochter, die ihm mit der Zeit zufällt.

Frau Margret schwieg und biß die Zähne zusammen.

Nach einer Weile fuhr Georg fort: „Ich begreife ganz gut, daß du dich noch einmal verheiraten willst. Tue es! Aber — — du verstehst mich doch?“

„Jo, jo!“ rief sie. „Des werd wohl sein müssa, ich halt's allan nit aus... Ewer (aber) z'erscht muß die Evi heiern.“

„Na,“ sagte Georg, „das wird wohl noch drei oder vier Jahre dauern, sie ist ja doch noch wie ein Kind.“

„Sau (so) long maanscht (meinst) soll des dauern?“ rief sie fast erschreckt.

„Früher würde ich als Mitvormund meine Zustimmung nicht geben. Und ich will dir schon heute sagen, daß ich selber den Hof nie übernehme, daß ich mir aber den genau ansehen werde, der hier hereinkommt.“

„Du willscht uns doolossa?“ sagte Frau Margret und wischte sich mit dem Schürzenzipfel eine Träne aus dem linken Auge.

„Es wird darauf ankommen,“ entgegnete Georg, „wie hier alles sich entwickelt. Ich habe keine Lust, mein Leben immer in diesem Dorfe zu verbringen, aber ich muß be-

ruhigt fortgehen können. Überdenke das alles und sage mir eines Tages, was du für die Zukunft vorhast."

„Für mich gar nix," entgegnete Frau Margret ernst und gedrückt. „Wenn nur die Evi ins Vaterhaus heiern konn."

„Das kann sie," sagte Georg, „ich will es ihr seinerzeit schenken."

Dieses Gespräch schien doch einen Stachel in Frau Margret zurückgelassen zu haben, so sehr es sie auch im Grunde befriedigt haben mußte. Aber auch auf den Joska war allem Anschein nach schon etwas von der Verstimmung übergegangen, die über dem Hause lag.

Damit begnügte sich Georg einstweilen...

Der eigentliche Grund aber für diese sonntägliche Schweigsamkeit aller kam von außen. Im Laufe der Woche war es plötzlich bekannt geworden, daß der alte Pfarrer, der Herr Dechant Jakob Schuh, der seit vierzig Jahren als Seelenhirte der Gemeinde vorstand, am nächsten Sonntag seine letzte Predigt halten würde. Er sei vom neuen Bischof abberufen worden in das Domkapitel nach Temesvar, hieß es. Und auch der alte Oberlehrer Heckmann, der alte Organist, spiele zum letzten Male die Orgel, er sei pensioniert worden, man habe ihm zwei Jahre geschenkt und seine Dienstzeit für voll gerechnet.

Und dieses letzte Hochamt der beiden hatte heute stattgefunden, Dechant Schuh, jetzt bald Domherr, hielt seine letzte Predigt, und unter den Händen Heckmanns erklang zum letzten Mal die mächtige Orgel, die sich die Gemeinde vor Jahren in Wien hatte bauen lassen. Georg hatte sich oft als Student auf ihr geübt im Spiel, es war ein kostbares Instrument.

So viele Menschen die stattliche Dorfkirche fassen konnte, so viele waren auch darin. Auch Georg Trauttmann fehlte nicht. Bisher war er der Kirche fern geblieben, was gar sehr bemerkt wurde, heute aber durfte er das nicht. Er saß zum ersten Male wieder mitten unter den festtäglich gestimmten Volksgenossen und er weinte mit ihnen, als der alte Seelsorger von der Gemeinde Abschied nahm auf der Kanzel. Er habe die Eltern aller, die da versammelt waren, zu Grabe geleitet, er habe jeden einzelnen von ihnen getauft und in den Religionsunterricht eingeführt, den Ehebund der meisten eingesegnet und in seinem Herzen seien die Ergebnisse der Gewissenserforschungen aller seiner Beichtkinder versenkt. Niemand stehe einer Gesamtheit von Menschen so nahe, als ein katholischer Priester, und er scheide schweren Herzens von seiner Gemeinde. Er habe sie wachsen und blühen gesehen und er segne sie für die Zukunft. Der Geist des Unfriedens, der in den letzten Jahren sein Haupt auch hier erhoben, sei von außen gekommen. Durch Einigkeit, Entschlossenheit und Ausdauer könne er überwunden werden. Es gibt Zeitströmungen, die sich wie Prüfungen Gottes fühlbar machen. Ein tüchtiges Volk muß sie überdauern. „Ich kann euch nicht alles sagen, was ich auf dem Herzen habe. Aber da ich heute und nie wieder im Leben zu euch spreche, so bitte ich euch, an dieses mein letztes Wort zu gedenken.“ Er holte tief Atem, dann sprach er mit erhobener, feierlicher Stimme: „Bleibt, was ihr seid... Wahret Gott und eurem König die Treue, wahret eure Schule und eure Muttersprache; gehet nicht nach Amerika, sondern nährt euch redlich im Lande. Und damit man euch achte und ihr in künftigen ernsten Zeiten gehört werdet im Kreise der vielen Stämme, aus denen die einheitliche politische

Nation Ungarns zusammengesetzt ist, so gebet eure Stimme nie einem anderen Manne, als einem solchen eures eigenen Blutes ... Das Altarbild, das ihr dort sehet, hat die große Kaiserin Maria Theresia eueren Vorfahren gestiftet. Was stellt es vor? Jesus erscheint seinen Jüngern auf dem Wege nach Emaus. Meine geliebten Brüder in Christo, wir alle wandeln auf dem Wege nach Emaus, aber nicht jedem erscheint das Licht der Erkenntnis, ehe es Abend geworden. Laßt uns beten, damit das letzte Licht, das ich in euren Seelen zu entzünden versucht habe, fortleuchte in euch, euren Kinder und Kindeskindern. Amen."

So sprach der Greis auf der Kanzel, sank in die Knie und stimmte ein Vaterunser an, während es wie ein Rauschen durch den weiten Raum des Gotteshauses ging und die große Gemeinde laut aufschluchzte. Dann schritt der Pfarrer zum Altar und führte das Hochamt zu Ende.

So voll, so herrlich, wie an diesem Tage, erklang das Te Deum laudamus nie vorher in dieser Dorfkirche:

„Großer Gott, wir loben Dich,
Herr, wir preisen Deine Stärke.
Vor Dir neigt die Erde sich
Und bewundert Deine Werke,
Wie du warst vor aller Zeit,
So bleibst Du in Ewigkeit!"

Als der Pfarrer der Gemeinde seinen letzten Segen erteilt und in die Sakristei abgegangen war, leerte sich die Kirche rasch. Nur die Jugend blieb noch zurück und sie stimmte jetzt mit dem Kaplan laute magyarische Gebete an. In ihrem Drill wurde die Zukunft vorbereitet ... Draußen aber sammelten sich die Männer des Dorfes

und bildeten zwei Doppelreihen bis zum Pfarrhaus. Durch diese Reihen schritt Jakob Schuh bewegten Herzens und der Dorfrichter geleitete ihn bis an seine Tür.

Dann traten die Männer in einen Kreis um den Richter zusammen und er sagte, daß jene, die dem scheidenden Pfarrer mit ihren Wagen das Geleite geben wollten bis zum nächsten Dorfe, sich bei ihm melden mögen. Hundert Anmeldungen waren in wenigen Minuten erfolgt.

Hierauf ging jeder seines Weges. Die Frauen waren längst vorausgeeilt, um nach dem Sonntagsbraten zu sehen, die Männer folgten sinnend, leise miteinander plaudernd.

Der Nachbar Hellebrand hatte sich an Georg angeschlossen. „Der Parra war oft schwach," sagte er, „aber heunt hot er's ehna (ihnen) doch g'saat... Die G'sichter, die se g'macht hawe, die Herrischa!" Und nach einer langen Pause, da Georg gar nichts erwiderte, fügte Hellebrand hinzu: „Vor zeen Johr hätt' er sau (so) redda müssa!"

Dieses Gefühl hatte auch Georg. Spät, allzu spät war das Herz ihm aufgegangen. Was hätte der Mann als Präses des Schulstuhles und als Herr der Kirche nicht alles verhindern können, wenn er ein Kämpfer gewesen wäre. Aber der war er nicht. Und so bröckelte vieles ab von dem alten Bau, den er einst unversehrt übernommen hatte. Um so gewichtiger war freilich, was er heute sagte. Die Worte klangen wie das Testament eines Sterbenden und sie erschütterten Georg bis ins Innerste. Das war das tiefste Bekenntnis eines deutschen Priesters, eines Seelenhirten, wie ihn Kolonisten brauchen, die sich in einem brandenden Völkermeer behaupten wollen. Aber dieser Mann wurde jetzt von dem Wirkungskreis in seiner Gemeinde abberufen. Und wer wird sein Nachfolger sein? Niemand wußte es.

Und auch der alte Oberlehrer des Dorfes hatte fallen müssen. Warum? Der Schulinspektor äußerte Jahr für Jahr seine Unzufriedenheit mit den Ergebnissen der Rosentaler Gemeindeschule und er verlangte einen anderen Leiter. Heckmann mußte gehen. Er wußte es längst und sagte es Georg auch, warum. An der Hand seines Lehrplanes bewies er das Hoffnungslose des heutigen Zustandes. Seit zehn Jahren, sagte er, arbeite er vergebens, habe er als Schulmann den Eindruck, daß er ein Schänder seines Volkstums, ein Verbrecher sei. Man habe die deutschen Dorfschulen nicht gleich magyarisieren können, aber man habe ihnen die magyarische Sprache als obligaten Lehrgegenstand mit achtzehn Stunden wöchentlich aufgezwungen. So, daß für die deutsche Muttersprache und alle andern Gegenstände zusammen nur mehr acht bis zwölf Stunden übrig blieben. „Frage auf dieser ganzen weiten Erde einen Lehrer, Georg, frage einen, ob das möglich ist, ob aus solch einer Dorfschule brauchbare Menschen hervorgehen können!“ rief Heckmann aus. „Es ist unmöglich, erkläre ich. Jetzt hat der Staat überall Kindergärten geschaffen. Auf der Straße fangen sie die spielenden Bauernkinder ab und stecken sie in den Kindergarten. Aber dort darf nicht ein deutsches Wort gesprochen werden, dort wird das Beil an die Wurzel gelegt... Seitdem kommen die Kinder ‚patriotisch vorbereitet‘ in die Schule, sie haben doch schon eine Ahnung vom Klang der magyarischen Sprache. Aber wie das weiter werden soll, weiß ich nicht. Sie lernen schon heute kein deutsches Vaterunser mehr. Gerade der Religionsunterricht ist vollständig magyarisiert worden durch die jungen Kapläne... Der Herr Schulinspektor ist unzufrieden mit mir. Ich bin es auch. Schon lange! Wenn einer meiner früheren

Schüler zum Militär eingerückt ist, da kam in drei Monaten die Nachricht, er habe schon einen Stern. Und keiner ist zurückgekommen, der nicht Führer oder Feldwebel war. Aber heute? Ich frage gar nicht mehr... Gott werde ich danken, wenn dieses Martyrium für mich ein Ende hat. Es dauert nur noch zwei Jahre."

So hatte Heckmann gesprochen, als Georg ihn besuchte. Und jetzt war auf einmal auch über ihn die Entscheidung gefallen — man hatte ihm die zwei Jahre geschenkt. In Kirche und Schule drang offenbar eine neue Generation vor, eine „patriotischere".

Darum war dieser Sonntag so bedeutungsvoll geworden. Das fühlten alle. Es lag auf dem ganzen Dorfe wie ein Druck. Die Wolke entlud sich in den ergreifenden Worten des scheidenden Pfarrers, sie entlud sich in dem inbrünstigen Gesang der Gemeinde und im Gebrause der Orgel zum Te Deum Laudamus:

„Sieh dein Volk in Gnaden an;
Hilf uns, segne, Herr! dein Erbe,
Leit' es auf der rechten Bahn,
Daß der Feind es nicht verderbe!
Auf dich hoffen wir allein,
Laß uns nicht verloren sein!

Georg war erstaunt über diese Kraft des deutschen Kirchengesanges, wie ihn die römische Kirche noch pflegt. Er sah auf einmal den Punkt, wo diese weltumfassende, so vielen Nationen gemeinsame Kirche sich mit jedem einzelnen Volke berührt, wo sie wurzelt: Im Gebet, in der Predigt und im Gesang. Solange da die Muttersprache herrscht, kann das Zeremoniell sich in lateinischen Formen bewegen, das Volk wird willig mitgehen und sein Gemüt dem mystischen Zauber dieses Kultes erschließen. Das

Universalreich der römischen Kirche ruht wie auf mächtigen Pfeilern, solange sie jedem einzelnen Volke gibt, was ihm gebührt.

Nach Tisch fragte Georg, ob denn nicht die alten Gebetbücher seiner Eltern noch vorhanden wären, er hätte sie gern gesehen und ein paar Lieder nachgelesen.

Frau Margret schaute ihn groß an. Drüben, in der vorderen Stube des Vorbehalthauses, lägen sie doch beide. In der oberen Lade bei den alten Familienpapieren. Sie seien sehr abgegriffen und schmutzig und auch aus der Mode wären sie schon längst.

Georg hatte sich bisher wenig in der frostigen, steifen Vorderstube mit den aufgestapelten Federbetten und den blitzblank politierten Nußbaummöbeln umgesehen, er beschränkte sich auf die gemütlichere Wohnstube seiner Eltern. Heute aber war er in der Stimmung dafür. Es ging ein leiser, sehnlichst erwarteter Regen nieder und man konnte ohnehin nichts anderes unternehmen. So verfügte er sich denn in die Vorderstube, wo ihn all jene Bilder aus Altösterreich grüßten, die er am ersten Abend im Vaterhause vermißt hatte, zog die obere Lade des Schubladkastens aus und trug ihren Inhalt auf den Tisch. Da waren ja auch die beiden alten Gebetbücher. Und viele andere Schätze, die er nicht gekannt, die ihn niemals interessiert hatten. Aufschreibungen seiner Vorfahren bis hinauf zu Ferdinand Trauttmann über Verwandtschaften, Geburten, Hochzeiten, Todesfälle, besondere Krankheiten. Sieh da — ein Bruder Ferdinands wurde in Pancsova angesiedelt anno 1740... Wie oft die Cholera in Rosental zu Gast war und wieviel Menschen daran starben, das war Jahr um Jahr hier verzeichnet. Und jedes Feuer, das im Dorf wütete, die guten und die

schlechten Ernten, der Preis des Getreides von alten Zeiten her, alles war da aufgeschrieben. Und auch, daß Kaiser Josef II. das Banat so sehr geliebt und es zweimal besucht habe, fand Georg in einem alten Kalender verzeichnet. Auf einem gesonderten Bogen, von der Hand seines Großvaters, war aufgezeichnet, daß der junge Kaiser Franz Josef nach Temesvar gekommen sei, um den Grundstein zu legen für ein Denkmal zu Ehren der Helden, die die Festung im Jahre 1849 so tapfer gegen die Ungarn verteidigt haben. „Von weit und breit war das Volk zusammengeloffen, um den Kayser zu sehen. Anno 1852. Ich war auch dorten."

Und da war das Gebetbuch des Großvaters, das Georg so gut in der Erinnerung hatte. Drei Kossuthnoten fielen heraus. „Himmelschlüssel" war sein Titel. Ja, es war abgegriffen, ja, es war schmutzig und es war aus der Mode. Einzelne Blätter zerfielen und zerstäubten unter den Fingern. Ein Hustenreiz befiel Georg, als er darin blätterte. Der Druck war groß und dick, er sollte allen Augen, allen Lebensaltern genügen. Und vor dem Titelblatt war ein Bild, ein einfaches Kruzifix. Aber siehe, da unten stand: „Crucifixus Ferdinandi II." Das war also die Abbildung jenes historischen Kreuzes, jener Reliquie des Hauses Habsburg.... Vor diesem Kruzifix kniete Ferdinand II., als die protestantischen Stände ihn in der Wiener Hofburg bedrohten. An einem dünnen Faden hing damals das Geschick Österreichs und Ferdinand glaubte zeitlebens an das Wunder, das ihn rettete... Wie kam dieses Buch hieher? Mit fester männlicher Hand und in gebildeten Zügen stand auf dem ersten Blatt der Name „Ferdinand Trauttmann" in lateinischer Schrift. Sonst nichts. Auf dem letzten Deckelblatt aber stand zu lesen:

„Im Rahmen der Kayserin Maria Theresia an den Landmann Ferdinandus Trauttmann übergeben durch den Hofkommissar Freyherrn von Bressler. Wien, Anno 1745.“

Das Interesse Georgs war mächtig angeregt durch diese Einzeichnung. Das war ja ein Familienschatz, den er da gefunden. Die Kaiserin ließ also jedem ihrer deutschen Reichsbürger, die sie in das ferne Banat sandte, auch ein Erbauungsbuch überreichen. Und was enthielt dieses Buch? Nichts als „Gebether“ für alle erdenklichen Gelegenheiten und deutsche Gesänge. Auch das Gebet zu Ehren der heiligen Pestpatrone Sebastian, Benno, Rochus, Nikolaus und Rosalia fehlte nicht. Es gehörte zum Stil jener Zeit. Und zu den ersten Gebeten des Buches zählt das Reisegebet. Inbrünstig wird da um Schutz gefleht vor den Gefahren der Reise und das Gebet schließt mit einem Opfergelöbnis für den Fall einer glücklichen Heimkehr ...

Wie seltsam das alles den Amerikaner anmutete! Er war von einem Ende der Welt bis an das andere gefahren, ohne an solch ein Reisegebet je zu denken.

Und jetzt griff er nach dem Gebetbuche seiner Mutter. Es war nicht so alt, aber daß es ebenfalls ein Erbstück war, das hätte man auch dann bemerkt, wenn nicht die Eintragungen auf dem Schmutzblatte darauf hingewiesen hätten. Wie das ältere stammte auch dieses aus Wien. Sein Bilderschmuck wies auf die Epoche der biedermeierischen Almanachzeiten zurück. Alles war weich und süß, für ein Frauengemüt angelegt. Das Buch fiel von selbst auf, als Georg es in die Hand nahm, gerade in der Mitte, zwischen den Seiten 230 und 231 teilte es sich. Und da lag ein Vergißmeinnichtzweiglein. So blaß, so matt und grau, als ob es tausend Jahre zählen würde,

und es zerbröselte, wenn man es angriff. Das Gebet aber, auf dem es lag, führte den Titel: „Gebet für meine Kinder.“ Und so abgegriffen und abgeküßt war das Blatt, daß sein bloßer Anblick Georgs Augen mit Wasser füllte und ihn mächtig erschütterte.

„O du goldenes, sehnsuchtsvolles Mutterherz! Und ich bin nicht mehr gekommen, dich zu sehen, dir die Augen zuzudrücken, wie oft du auch nach mir gerufen haben magst.“

Georg sprach die Worte laut vor sich hin. Dann las er das ergreifende Gebet. „Die Kinder, die du mir gabst, Herr! sind deine Geschenke. Laß mich ihr Herz zur Güte und Menschlichkeit bilden, vergönne mir, daß ich gute Menschen aus ihnen erziehe. Herr! gib ihnen Verstand, Erkenntnis und einen guten Willen; um dieses bitte ich dich. Ich bitte nicht um Reichtum für sie, o Herr! sondern gib ihnen nur gerade Glieder und Arbeitsamkeit; besonders aber gib ihnen eine edle und feste Denkart, die kein Sturm des Lebens beugt. Gib ihnen helle Augen, die Wahrheit zu sehen, damit sie der falsche Schimmer der Welt nicht blende.“

So ging dieses Gebet, das seine Mutter wohl jeden Tag für ihn gestammelt hat.

Und sie tat es nicht umsonst, nicht unerhört. Georg fühlte, obwohl er sich mit Bewußtsein seit langen Jahren zu keiner religiösen Gemeinde zählte und die Kirchen ihm überall nur ästhetische Schaustücke waren, er fühlte, daß er zur religiösen Gefühlswelt dieses Mutterherzens ein inniges Verhältnis hatte. Und ihm dünkte, er wäre geistig ein Geschöpf dieses Gebetes, er danke es nur seinem Zauber, daß er so geworden, wie er war, so festen Sinnes, so hell, so wahrheitsfreudig und kampfesmutig.

Und er gelobte sich, dies für seine Heimat sein zu wollen.

VI.

In dem ebenerdigen Speisesaal eines Hotels und Einkehrgasthofes in Temesvar waren alle Tische besetzt, als Georg Trauttmann eintrat. Der Zimmerkellner, der den soeben angekommenen Passagier geleitete, wollte ihm einen Platz erobern an einem Mitteltische, an dem drei junge Herren mit einer Dame saßen und sich laut und lärmend in magyarischer Sprache unterhielten. Georg lehnte dankend ab und wollte wieder umkehren, um das Abendessen auf seinem Zimmer zu nehmen, oder ein anderes Gasthaus aufzusuchen. Da erhob sich ein Herr mit dunklem Vollbart und scharfen Brillen an einem Nebentische und trat auf Georg zu.

„Pardon, habe ich nicht die Ehre ... Ja, ja, du bist Trauttmann."

„Göbel!" rief Georg. „Du erkennst mich noch? Und du bist hier?"

Sie schüttelten sich herzlich die Hände. Und der alte Studienfreund Karl Göbel nahm Georg unter dem Arm und führte ihn zu seinem Tisch. Er stellte ihn seiner Frau und einem rothaarigen Herrn vor, einem Redakteur, dessen Name Georg nicht verstand. Und dann tauschten die Freunde ihre Erinnerungen aus. Sie reichten weit zurück. Bis in das Realgymnasium in Hermannstadt, dessen oberste Klassen Georg nach dem Temesvarer Untergymnasium gleichzeitig mit Göbel absolvierte. Und später fanden sie sich wieder auf dem Polytechnikum in Pest und auch auf der Technik in Wien. Der Banater Schwabe und der Siebenbürger Sachse hatten sich herzlich aneinander-

geschlossen. Sie träumten von ewiger Freundschaft und doch trennte sie dann das Leben. Göbel war heimgekehrt nach Siebenbürgen, wo es damals viel Arbeit gab für Ingenieure, Georg aber zog es fort in die Welt. Es mag wohl zwanzig Jahre her sein, daß sie sich nicht mehr gesehen haben. Und nun trafen sie sich hier.

Der Zufall war rasch aufgeklärt. Göbel, der in der siebenbürgischen Heimat seßhaft war, befand sich auf einer Badereise mit seiner Frau. Sie wollten es einmal mit dem Herkulesbad Mehadia versuchen und da sie Temesvar nie gesehen hatten, so nahmen sie auch diese Stadt in ihr Programm auf. Sie wohnten im gleichen Hotel und wollten noch den morgigen Tag bleiben.

Das traf sich ja vortrefflich. Georg sagte, er wäre ohne Plan, ohne Zweck hergekommen, nur weil er es daheim nicht mehr aushielt vor Langerweile, er konnte sich ihnen also anschließen. Das war dem Ehepaar um so willkommener, als Georg ortskundig zu sein behauptete. Freilich, seit seiner Untergymnasiastenzeit hatte er sich nicht mehr in der Hauptstadt seiner engeren Heimat umgesehen.

Der Redakteur lächelte. „Da werden Sie sich über manches wundern“, sagte er leise.

„Das denke ich auch“, entgegnete Georg. „Die Festung ist geschleift, wie ich sehe, die Stadt nach allen Seiten offen . . . Gott, war das schön in meiner Jugend . . . Die Stadt von hohen Wällen umgeben, die zum Teil mit Alleen bepflanzt waren, die Wallgräben voll Wasser, die Zugbrücken abends hochgezogen und alle Festungstore um zehn Uhr geschlossen. Wer sich auf einem Ausfluge in die Vorstädte verspätete, mußte draußen bleiben

bis zum nächsten Morgen. Ein Hauch mittelalterlicher Romantik lag über dem Ganzen. Die Soldaten waren die Herren der Stadt, jeder Offizier ein Halbgott für die kleinen Buben und die großen Mädchen.“

Frau Göbel lächelte fein. „Das ist wohl noch heute so. Das wird mit den Festungswällen nicht abgeschafft worden sein.“

Karl Göbel drohte seiner Frau mit dem Finger: „Du, du!“ Und zu Georg gewendet, fuhr er fort: „Sie gestand mir einmal, daß sie mich nur genommen habe, weil ich Reserveoffizier bei den Pionieren geworden war.“ Man lachte.

Die Zigeuner spielten eine blutvolle Weise, der Primas feuerte seine Bande zum Äußersten an und geigte, als ob er sich die Seele aus dem Leibe fiedeln wollte. Er fand stürmischen Beifall. Aber anstatt sein Stück zu wiederholen, griff er rasch nach dem Sammelteller und ging selbst damit herum. Es regnete Nickel- und Silbermünzen. Und dann erst, als er seinen Lohn hatte, wiederholte er das Musikstück noch einmal.

„Seit wann gibt es das in Temesvar?“ fragte Georg den Redakteur.

„Schon lange ... Zuerst nahm man uns das deutsche Theater, dann gab es wiederholt Konflikte mit den Regimentskapellen wegen des „Gott erhalte“! Das Offizierskorps verweigerte schließlich seine Musik und so bürgerten sich auch hier die Zigeuner ein.“

„Ob Sie mir's glauben oder nicht,“ sagte Georg, „ich habe in meinem zwanzigsten Jahre die erste Zigeunermusik gehört, und zwar auf dem Bahnhofe in Neuhäusel, als ich Ungarn verließ.“

Karl Göbel nickte. „Ja, man wußte auch bei uns im Sachsenland damals nichts davon. Die Mode ist nicht sehr alt. Aber sie ist nicht die schlechteste.“

„Im Gegenteil,“ rief Georg, „diese ganz einzige Musik ist mir das Liebste von der gesamten magyarischen Kultur. Wo ich Zigeuner in der Welt spielen hörte, freute ich mich. Ich wundere mich nur, daß die Mode auch hier herrschend geworden zu sein scheint.“

„Wir in Siebenbürgen mögen sie nicht,“ sagte Frau Göbel, „es tanzt sich schlecht nach Zigeunermusik. Sie ist uns Sachsen zu zappelig.“

Der Teller kreiste schon wieder. Und von den drei jungen Herren, zu denen Georg hätte gesetzt werden sollen, warf einer eine Zehnkronennote hin. Aber er bestellte sich dafür den „Szozat“. Laut sekundierten ihm die beiden Genossen: „Szozat!“ „Szozat!“

Die Zigeuner stimmten das Lied an und die drei Besteller mit ihrer Dame, einem pikanten jungen Wesen, erhoben sich. Andere folgten. Aufstehen! Aufstehen! rief man.

„Sitzen bleiben!“ sagte Göbel leise und der kleine Kreis blieb sitzen. Aber auch an den zwei großen Offizierstischen, die dicht besetzt waren, erhob sich niemand. Doch — ein junger Leutnant am Ende der einen Tafel stand auf und hörte das Lied stehend an. Das machte Sensation. Viele Augen waren auf ihn gerichtet und als das „Eljen“ für das Lied und die Kapelle verklungen war, brachten die drei Patrioten dem Offizier eine besondere Ovation. Das verdroß die anderen Herren nicht wenig, die Unterhaltung an den Offizierstischen verstummte. Und voll Ingrimm blickten die drei Jünglinge nach dem Tisch der „Fremden“, die sich nicht erhoben hatten. Denn diese

waren so ziemlich die einzigen, alle anderen Zivilpersonen fügten sich dem moralischen Zwang. Georg verstand den Vorgang nicht ganz und Göbel klärte ihn auf. Es gebe heute ein halbes Dutzend solcher magyarischer Lieder, mit denen ein wahrer Kultus getrieben werde. Sie dienen überall zur Provokation der anderen. Wer sich vor solch einem Geßlerhut nicht beuge, sei ein Staatsverbrecher. Aber ich lasse mich auf der Reise, in einem Wirtshaus nicht belästigen. Kommt noch etwas, so gehen wir."

Und es kam. Der Redakteur machte leise aufmerksam, daß etwas vorgehe. Es sei offenbar auf die Offiziere gemünzt. Die drei Bursche wollten augenscheinlich einen Skandal... Kaum waren einige weitere Musikstücke gespielt, ging der Sammelteller um und es wiederholte sich dasselbe wie früher. Jetzt warfen die beiden anderen je ein Zehnkronenstück auf den Teller des Zigeuners und sie verlangten das Kossuthlied. „Kossuth Lajos azt üzente", sangen die Besteller.

Die Offiziere schnellten wie ein Mann empor.

„Zahlen!" rief ein blonder behäbiger Hauptmann mit Stentorstimme. „Zahlen!" rief der Major.

Und zehn andere wiederholten: „Zahlen!" und klopften schrill an ihre Gläser.

Der Wirt und die Kellner stürzten herbei und es war ein ganzer Aufruhr, ohne daß die entfernter Sitzenden wußten, was es gäbe. Die drei Provokateure aber riefen der Kapelle unaufhörlich zu, sie möge beginnen. Der Primas jedoch wand und krümmte sich, er zögerte und wollte offenbar den Abgang der Offiziere vor sich gehen lassen ohne Skandal.

Auch unsere kleine Gesellschaft hatte sich erhoben und war rasch ins Vestibül des Gasthofes hinausgegangen.

Andere Zivilpersonen schlossen sich an, laut schimpfend über die Friedensstörer. Und jetzt, während die Weise des Kossuthliedes ertönte, rasselten die Säbel von zwanzig Offizieren durch das Lokal, die stramm und schweigend das Haus verließen.

Nur einer war zurückgeblieben, der junge Artillerieleutnant, der sich auch beim Szozat schon demonstrativ anders benommen hatte als seine Kameraden.

„Mit dem Baron Kristoffság werde ich morgen ein deutsches Wort reden!“ sagte der Major im Vorbeigehen.

„Der ist reif!“ knurrte der Hauptmann.

Göbel schlug noch einen kleinen Spaziergang vor, seine Frau aber reichte den Herren die Hand, sie wolle sich zurückziehen, sagte sie, der Vorfall habe sie zu sehr erregt. „Auf Wiedersehen morgen!“ rief sie Georg zu und stieg die Treppe empor. „Gute Nacht!“

Die drei Männer traten auf die Gasse hinaus und bogen gegen die innere Stadt hin ab. Sie schwiegen. Erst als sie auf dem Prinz Eugenplatz waren, löste sich Georgs Zunge. „Das war ja recht lieblich,“ sagte er. „Es geht nichts über ein gemütliches Abendessen bei Zigeunermusik.“

Karl Göbel entgegnete: „Solche Konflikte ereignen sich Tag für Tag hunderte im ganzen Lande. Die Luft ist überall geladen mit Zündstoff ... Wer waren denn die drei Bengel?“ fragte er den Redakteur.

„Untergeordnete Komitatsbeamte, Streber“, sagte dieser. „Wenn sie nicht Patrioten wären, wären sie eben nichts.“

„Ja, entschließt sich denn niemand, solchen Burschen ein paar Ohrfeigen zu geben und sie hinauszuwerfen?“ fragte Georg.

„Niemand!" sprach Göbel. „Solche Individuen sind gefeit gegen alles, sie sind immun . . . Die Offiziere haben sich übrigens großartig benommen. Überall wäre daraus eine Schlägerei geworden."

„Das werde ich auch sagen in meinem Blatt, Herr Abgeordneter. Mit Ausnahme des einen — — —"

„Ja, es war seltsam", sprach Göbel. „Wird auch das Offizierskorps brüchig?" Und es entstand eine Pause.

Georg unterbrach dieselbe. „Sie geben hier eine Zeitung heraus?" fragte er. „Und du bist Abgeordneter, Göbel?"

„Ja, lieber Trauttmann, das bin ich. Mein Heimatsbezirk hat mich gewählt. Und mein Landsmann Foith gibt hier ein politisches Blatt heraus, um die Schwaben ein wenig aufzurütteln."

„Das freut mich herzlich!" rief Georg und reichte Herrn Foith die Hand. „Wie heißt denn Ihr Blatt?"

„O, sehr einfach, ‚Deutsch-ungarisches Volksblatt'", entgegnete Franz Foith, dessen jugendlicher Schwung Georg angenehm berührte.

„Das kenne ich ja, das habe ich in der letzten Zeit öfter gelesen", sagte Georg. „Man hält es auch in Rosental. Aber es geht wohl langsam, was?"

„Besser, als ich erwartet habe."

So redend, waren sie bis auf die Mitte des Platzes gekommen, wo sich inmitten eines dichten Akazienbestandes ein hohes schlankes Denkmal in gotischen Formen erhebt. Göbel kannte es noch nicht und Georg wollte es ihm erläutern. Das sei jenes Standbild, das vom jungen Kaiser Franz Josef den Helden gewidmet wurde, die Temesvar anno 1849 gegen die Ungarn behauptet hätten. Der Kaiser selbst habe den Grundstein dazu gelegt. Doch plötz-

lich hielt Georg inne und sah Foith fragend an. Selbst in dem abendlichen Halbdunkel merkte er, daß da etwas geändert worden sein mußte.

Franz Foith lächelte. „Nicht wahr, Sie wundern sich?“ Und nun nahm dieser das Wort. „Dieses schöne Denkmal stellt den Triumph der Treue, der Ehre, des Gehorsams und der Aufopferung dar gegen die bösen Dämone des Aufruhrs und der Widersetzlichkeit. Diese Dämone der Revolution waren am Fuße des Denkmals einst durch Höllenhunde und wilde Bestien versinnbildlicht.“

„Ja, ja!“ rief Georg.

„Sie mußten entfernt werden. Denn ein paar Patrioten von dem Schlage, wie wir heute welche kennen gelernt haben, gaben vor ein paar Jahren plötzlich die Losung aus — diese Bestien, das wären die Magyaren! Der Frieden der Stadt war in Gefahr, da dies Tag für Tag wiederholt wurde und man entschloß sich endlich, die Symbole des bösen Prinzips zu beseitigen. Man weiß jetzt freilich nicht, worüber die droben Stehenden triumphieren, das Kunstwerk ist um seinen sinnfälligen Eindruck gekommen.“

Georg sagte: „Das meine ich auch. Ich erkannte nach mehr als zwanzig Jahren die Veränderung sogleich.“

Franz Foith fuhr leise fort: „Damit ist's aber nicht genug. Fort muß es, ganz fort .... Man wird hier in ein paar Jahren jenen ein Denkmal errichten, die die Festung vergeblich belagert haben. Die Losung ist schon ausgegeben, daß Temesvar noch kein Honveddenkmal habe.“

„Nicht möglich!“ rief Georg.

Göbel aber sagte: „Es ist schon Schlimmeres geschehen. Ich glaube auch das.“

„Vorläufig hat man um das Denkmal herum einen lächerlichen Akazienwald gepflanzt, damit man es nicht mehr sehe, später wird es verschwinden“, erläuterte Foith weiter.

„Und der Kaiser?“ fragte Georg. Niemand antwortete .... „Und der Thronfolger? .... Ich glaube es nie und nimmer ...... So etwas könnte nicht geschehen, ohne das Offizierskorps zu demoralisieren. Als das Denkmal enthüllt wurde, ernannte die Stadt sämtliche Offiziere zu Ehrenbürgern. Und heute? Schamrot müßte jeder Offizier des Kaisers werden, der so etwas in dieser Stadt erlebte, die nur eine Schöpfung der Armee ist ..... Schau, Göbel, was dort an der Stirnseite des Stadthauses steht. Du kannst es jetzt nicht entziffern, aber ich kenne den Spruch, ich habe daran meine ersten Lateinkenntnisse einst erprobt, als ich hier nebenan ins Piaristengymnasium ging.“

Sie brauchten nur wenige Schritte zu machen, und sie standen vor dem Stadthaus.

„Siehst du dort das Reliefbild am Giebel? Es ist das alte deutsche Stadtsiegel von 1718. Einen palisadierten türkischen Wall stellt es vor, durch den sich zwischen zwei Schutztürmen der Torschlag öffnet. Lies was links und rechts steht.“

Göbel putzte seine scharfen Brillen und versuchte zu lesen: „Olim quid fuerim,“ buchstabierte er stockend, „praesens insigne docebit .... Es geht nicht.“

„Ja, es ist zu dunkel,“ ergänzte Georg. „Nun, die erste Zeile ist ja vielversprechend, nicht? ‚Was gewesen ich einst, das soll dies Zeichen dich lehren.‘ So heißt es doch? Ein türkischer Wall war diese Stadt, Prinz Eugen

hat ihn überstiegen, ein stolzes Werk wurde daraus heißt es weiter, und dann schließt die Legende so:

'Mögen die Himmlischen mir bis ans Ende der Zeiten bescheren
Dies mein heutiges Glück, das ich so lange ersehnt:
Daß ich mich freue, so lang der erhabene Adler mich schirmt, du,'
Herrliches Österreich, unsere Fluren beherrschst.'

Diesen Spruch haben wir hier, auf diesem Gymnasium (er deutete auf das Nachbarhaus), wie oft übersetzen müssen; an ihm haben wir uns erbaut. Und so lange er wahr bleibt, wird auch dieses Denkmal hier stehen bleiben müssen."

Foith lächelte wieder ganz eigen ... „Die Entfernung der Inschrift", sagte er, „ist schon beschlossen vom Munizipium. Sie enthält angeblich einen staatsrechtlichen Irrtum. Hier herrscht nicht Österreich, sondern Ungarn."

„Was?!" schrie Georg. „So weit ist es bereits gekommen? Man weicht Schritt für Schritt ....?" *)

Karl Göbel antwortete nicht auf die Frage, die auch an ihn gerichtet war. Nach einer Pause aber sagte er: „Sehe jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle .... Du kennst den Spruch von Goethe. Mit ihm halten es die Sachsen. Wir gehn schon lange mit den Magyaren, weil auf der anderen Seite kein Heil mehr ist. Man hat unsere siebenhundertjährige Autonomie im Jahre 1867 ohne Bedenken den Magyaren hingeworfen und diese haben uns ein paar armselige Reste derselben in Schule und Kirche gelassen, weil wir nicht mehr in der Opposition sind. Für wen sollten wir Opposition

*) Die Inschrift fiel im Juli 1907.

machen? Wien hat uns aufgegeben, wir geben es auch auf“, sagte er bitter.

„Du verzeihst, lieber Göbel, daß ich widerspreche. Es ist selbstverständlich, daß du die Verhältnisse besser kennst als ich, denn du lebst mitten im Strudel der Ereignisse und ich war so lange fort, daß ich selbst mein Heimatsrecht hier eingebüßt habe. Aber gerade darum sehe ich die Dinge vielleicht schärfer und klarer als du. Ich sehe ihren Fluß, ich trage das Bild der Heimat in mir, wie es war, und sehe es jetzt, wie es ist. Ihr hier seht das nicht mehr. Und ich kann nur sagen, die Veränderung ist abscheulich. Mag sein, daß mancher schwere Irrtum von Wien aus begangen wurde. In meiner Jugend empfand man das noch nicht, die Folgen waren noch nicht fühlbar. Heute aber sind sie schon fast unerträglich. Und Irrtümer sollten nicht mehr wettgemacht werden können? Das glaube ich nicht. Österreich war bei Königgrätz aufs Haupt geschlagen und aus dem Deutschen Bund hinausgedrängt. Da klammerte es sich an das, was noch hielt, es glaubte sich als künftiges Ostreich neu organisieren zu müssen. Man suggerierte ihm eine neue Mission. Und so schloß es den überstürzten Ausgleich mit den Magyaren und teilte sein Reich, anstatt es kraftvoll zu einigen .... Zugunsten des Erstgebornen in Ungarn wurden alle Kinder der Mutter Hungaria politisch enterbt, weil man hier ein starkes Regiment wollte. Irrtum auf Irrtum, ich gebe es zu. Aus dem künstlich aufgedonnerten Ungarn, das aus einem Völkerstaat durch einen Handstreich ein Nationalstaat werden sollte, ist aber ein krankes Ungarn geworden, ein todwunder Staat, in dem die Enterbten auf allen Gassen ihre Anklagen zum Himmel schreien.

Und ihr Sachsen wollt euch aus diesem Konzert fort-schleichen?"

„Oh! Oh!" rief Göbel.

„Ihr wollt wegen eures bißchen Autonomie mit dem Wolfe gehen, anstatt mit der Herde, zu der ihr gehört?"

Franz Foith drückte Georg begeistert die Hand und sagte: „Herr Trauttmann, das habe ich meinen Sachsen schon hundertmal sagen wollen. Ich danke Ihnen!"

Göbel biß sich auf die Unterlippe und schwieg eine Weile. Dann sagte er sarkastisch: „Um deine Worte zu entkräften, würde ich hier eine einstündige Rede halten müssen. Dazu scheint mir dieser Ort doch nicht der richtige zu sein. Ich will dich daher bloß mit deinem eigenen Bilde widerlegen. Die Herde, die du meinst, wurde von ihrem Hirten verlassen. Wenn einzelne Lämmer in dieser Verwirrung mit dem Wolf ihren Frieden machen, nur um länger leben zu können, so muß man das diesen Lämmern nicht übelnehmen. Es ist ja zweifellos, daß er sie zuletzt auch frißt. Aber es ist schon viel, wenn man in solchem Falle der letzte ist, der gefressen wird."

Göbel tat, als ob er über seine eigenen Ausführungen lachen wolle. Georg aber fiel sogleich mit den Worten ein: „Ich bestreite, daß der Hirt die Herde für immer verlassen hat. Mich dünkt, ich höre schon sein Horn... Es ist der Sammelruf für die zersprengte Herde."

„Mensch," sagte Göbel, „kannst du ein bißchen magyarisch?"

„Fast nichts. Was willst du damit?"

„Lerne es und laß dich von deinen Landsleuten ins Abgeordnetenhaus wählen. Du hast eine Art Beredsamkeit, die uns Sachsen fehlt. Wir sind zu mißtrauisch,

zu peinlich besorgt um das, was für uns in Frage steht. Das fällt bei dir ganz fort. Die Schwaben haben nichts mehr zu verlieren, das neue Schulgesetz bringt sie in zwei Generationen unbedingt um. Komm du und rede als Schwabe. Aber magyarisch mußt du lernen, da hilft kein Gott."

„Ja, Herr Trauttmann, das sollten Sie tun", sagte auch Foith.

So redend waren sie wieder vor ihrem Hotel angelangt. Georg war zuerst ganz betroffen von den Worten des Freundes, aber mißfallen hatten sie ihm nicht. Sie gaben einem unausgesprochenen Drange seines eigenen Herzens Ausdruck.

Als Georg und Göbel sich von Foith verabschiedet hatten und die Treppe hinaufstiegen, zu ihren Zimmern, erklang unten im Speisesaal unter großem Gelärme und Gejohle das Lied: „Mégis hunczut a német!" *)

So weit hatten es die drei Burschen also getrieben... In Temesvar, der Hauptstadt einer durch kaiserliche und deutsche Reichsheere eroberten und kultivierten Provinz, in der heute fünfmalhunderttausend Deutsche seßhaft sind, in der Nikolaus Lenau und mancher andere deutsche Geistesheld geboren wurde, hier durfte dieses Lied gespielt werden und die Anstifter wurden nicht am nächsten Laternenpfahl aufgeknüpft. Der Wirt lief wohl wie ein Verzweifelter umher, denn sein Lokal hatte sich fast geleert, aber er wagte nicht, die halbtrunkenen Patrioten aus seinem Hause zu weisen.

VII.

Ein schöner Frühsommermorgen lag auf den weiten, unabsehbaren Fluren, als Georg die Hauptstadt des

---

*) Und der Deutsche ist doch ein Hundsfott.

Banates wieder verließ und über die Heide hinfuhr. Die Lerchen trillerten hoch in den Lüften, die Pferde und die Rinder weideten friedlich auf den grünen Rasenflächen, die Hirten aber lagen faul in der Sonne. Scharf zeichneten die hohen Brunnenschwengel ihre Umrisse in den blauen Horizont und ganz ferne, hinter den Ährenfeldern, hob bald da, bald dort ein Kirchturm seinen Kopf, um nach dem gemächlich dahinrollenden Eisenbahnzuge auszulugen.

Zwei Tage hatte es Georg in Temesvar ausgehalten, nicht länger. Der Freund aus jungen Tagen war mit seiner Frau, nachdem sie sich gemeinsam die Stadt gründlich angesehen hatten, abgereist und Georg kam sich plötzlich furchtbar vereinsamt und verlassen vor in dem Gemeinwesen, das ihm ehedem eine zweite Heimat war.

Die Entwicklung der ehemaligen Festung zu einer modernen Verkehrs- und Handelsstadt war unverkennbar und sie hatte neue Triebe angesetzt, die man gefällig und sehenswert nennen konnte. Daneben klafften freilich noch die Wunden, die dem alten Stadtbild geschlagen wurden, um Raum zu gewinnen. Dem Abgeordneten Göbel gefiel die Stadt, der junge Foith fand sie reizend und er wohnte auch sehr schön in dem neuen Bezirke bei der Millenniumskirche. Georg aber konnte sich zu diesem Grade von Anerkennung nicht aufschwingen. Er sah eben immer das Alte hinter dem Neuen. Und jenes Gewesene war verklärt durch seine Jugenderinnerungen. Hart und schroff trat ihm jede Veränderung entgegen und er stieß überall auf eine unorganische, künstlich gezüchtete Entwicklung.

Bis auf seine Normalschuljahre griff er zurück, indem er das Schulhaus suchte, wo er, von der Dorfschule kommend, in die dritte Klasse eintrat. Lechner und Brunner hießen seine Lehrer, Dreißiger der Katechet. Und nebenan in der Pfarr-

kirche hatte er die erste Kommunion empfangen. Dort ministrierte er, dort sang er auf dem Chor. Und oft auch läutete er die Glocken. Schöne Kindheitstage... Die Kirche war jetzt neu, das Schulhaus neu. Und man nannte ihm einen Wiener Meister als Architekten der Kirche. Alles schön, stilvoll, feierlich, nur die alte Traulichkeit war weg. Und mit ihr die deutsche Sprache. An den Kirchentüren fand er bischöfliche Kundmachungen für die Gläubigen angeschlagen, die er nicht verstand. Das tut die Kirche?... Er schlug sein Reisebuch nach, welches die offiziellen Volkszählungsergebnisse pro 1900 enthielt: In der Stadt lebten 27.051 Deutsche und nur 17.864 Bewohner, die sich als „Ungarn" bekennen. Der Bischof richtet sein Wort also nur mehr an die Minderheit, er hat die Deutschen aufgegeben... Angekältet verließ Georg die Stätte seiner ersten religiösen Erinnerungen. Und ein deutsches Dichterwort summte ihm im Ohr:

„Ihr selber treibt die Besten fort
Von unsrer Kirchen Pforte,
Lehrt ihr mit unverständlichem Wort
Die allverständlichen Worte."

Noch trübseliger war der Eindruck im Piaristengymnasium. Dieselbe klösterliche Halbdämmerung wie einst lag über dem breiten Gang mit seinen marmorierten Wänden, der rings um das Viereck des inneren, als Gartenanlage behandelten Hofes lief. Dort hing noch dieselbe Schulglocke, die auch einst ihm die Erlösung kündete von so mancher bitteren Stunde. Georg hätte gute Lust gehabt, an dem Griff des eisernen Stabes zu ziehen, um zu hören, ob auch sie ihre Sprache geändert habe, oder ob sie noch mit derselben Stimme zu den magyarisierten Schülern dieser Mittelschule spreche, mit

der sie hundert Jahre lang zu den deutschen Knaben geredet hat... Er fragte nach diesem, nach jenem — niemand gab ihm eine deutsche Auskunft in diesem Hause.

Und er ging weiter. Die einstige Wienergasse hieß jetzt Hunyadyutcza, die Siebenbürgergasse Zapolyautcza, das Einkehrgasthaus zu den sieben Kurfürsten, das einst mit einem schönen Giebelbild geschmückt war, hatte seinen stolzen deutschen Namen abgelegt, den Prinzen Eugenius nannte man hier Jennö Herczeg... Von der Domkirche der Kaiserin Maria Theresia aber war heimtückisch der alte Reichsadler anläßlich einer Renovierung herabgenommen worden. Wohin Georg blickte, überall sah er nur das, was nicht mehr war. Und unheimlich berührten ihn die Kasernen, denn sie allein hatten sich nicht verändert. Oder doch? Einst organische Glieder dieser Stadt, standen sie jetzt da wie Zwingburgen in der veränderten Umwelt. „K. k. Artillerie-Zeughaus MDCCCVI“ steht auf der einen, „Siebenbürger Kaserne“ auf der anderen. Und auch sonst... „Wachmannschafts-Zimmer“ da, „Verschärfter Arrest“ dort; auf der schwarzen Tafel unter dem Tor alle Verlautbarungen deutsch. Seltsamer Anachronismus... Selbst hier, in dieser altösterreichischen Stadt, erscheint die deutsche Armeesprache heute als die fremde. Wie erst muß das in magyarischen Städten wirken? fragte sich Georg.

Vor dem schwarzgelb gestrichenen Schilderhaus dieser Insel im brandenden Meere geht der Wachposten genau so wie einst auf und nieder... Das melancholische Symbol einer fast verlorenen Sache.

Musik!

Georg horchte auf. Lange, lange hatte er diese Klänge nicht vernommen. Heimkehrende Truppen mit ihrer Regimentskapelle. Und was spielt sie? „O du mein Österreich!“

Ein liebliches, herrliches Marschlied, das neu war, als Georg hier nebenan in die Schule ging, und die Melodie ergreift ihn mächtig. Die Jugend grüßt ihn in diesem Liede.

O du mein Österreich...!

*

Drei Angelegenheiten hatte Georg in Temesvar trotz seines kurzen Aufenthaltes aber doch besorgt — er unterrichtete sich bei einem Rechtsanwalt über die Schritte, die in seiner Heimatsrechtssache zu unternehmen wären, er bestellte für seine Eltern einen schönen Grabstein beim Steinmetz, und eine magyarische Sprachlehre verschaffte er sich auch. Denn daß Göbel ihm gut geraten, das fühlte er. Und versuchen wollte er es immerhin, dem Studium der Staatssprache näher zu treten. Er hatte ja auch englisch gelernt, als er es brauchte... In der Frage seines erloschenen Heimatsrechtes war ihm geraten worden, einen Handstreich auszuführen und nach Pest zu fahren. Durch persönliches Erscheinen beim Referenten im Ministerium des Innern oder beim Minister selbst könne die Frage am raschesten zur Entscheidung kommen. Es sei im Grunde höchst einfach, denn jedem Landeskinde, das um die Erneuerung seines Heimatsrechtes ansuche, werde dieselbe anstandslos bewilligt.

Und nach Pest zu fahren lockte ihn. Karl Göbel hatte ihm angedeutet, daß sich dort wieder allerlei vorbereite. Die Spannung zwischen dem Parlament und der Krone sei eine unerträgliche, es müsse etwas geschehen. Das neue Ministerium stehe außerhalb des Parlamentes und es bereite ein Programm vor, von dem man sich Wunderdinge erzähle. „Für jeden etwas Unangenehmes“, meinte der Witzbold. Wie in einem Hexenkessel gäre und brodle es. Er erwarte jeden Tag, zu wichtigen Entschlüssen

nach Pest berufen zu werden, obwohl das Abgeordnetenhaus vertagt sei.

Zunächst verfolgte Georg aber einen anderen Plan. Er fuhr nicht heim nach Rosental, er wollte seine weitere Heimat einmal kennen lernen. Denn eigentlich wußte er wenig von ihr. Der Frau Margret hatte er gesagt, daß er etwa acht Tage ausbleiben würde. Es könnten aber auch mehr werden. Niemand erwartete ihn, nirgends hielt ihn ein Band fest, er wollte einmal ziellos herumschweifen auf dem Boden der Heimat und sehen, ob es denn überall so wäre wie in Rosental und Umgebung.

Georg kam in viele Dörfer, die noch viel größer, schöner und reicher waren als das seine. Er wunderte sich nur immer wieder über die Verschiedenheiten in der Mundart. Aus diesem Banater Schwäbisch klangen alle von der Etsch bis an den Main existierenden deutschen Dialekte an sein Ohr.

Es war knapp vor dem Schnitt. Überall setzte man große Hoffnungen auf die Ernte, doch überall war Not an Arbeitern. Amerika! Amerika! Zu viele gingen fort aus der Heimat. Hier sei kein Platz für sie, weil es ein Fortkommen nicht gäbe. Die Bauerngüter seien ohnehin schon geteilt worden bis aufs äußerste. Die Bevölkerung wachse, die großen Herren des Landes aber geben ihr keinen Raum zur Entfaltung. Die einen besitzen Hunderttausende Joch, die anderen können nicht ein Kartoffelfeld erwerben. Die Großgrundbesitzer brauchen nur Taglöhner. Dazu aber geben sich die deutschen Bauernsöhne nicht her. Und so gehen sie in die Fremde. Lieber lasse solch ein Großer zwanzigtausend Joch als Jagdgebiet liegen bei dieser Arbeiternot, als daß er etwas abgebe ... Nur die Sozialdemokraten könnten noch helfen. Wenn sie durch

Erntestreiks die Großen zugrunde richten, dann werde vielleicht der Staat ihre Güter erwerben und sie an die Kleinbauern aufteilen ...

So phantasierte das Volk.

Viele Tage schon war Georg unterwegs, als er auch nach Groß-Becskerek kam, von wo aus er das ganze Torontaler Komitat besuchte. Und auch in die Bacska ging er, nach Neusatz und den vielen anderen Orten. Von der Marosch bis an die Theiß, von da bis an die Donau, und überall fand er Deutsche. Er suchte nirgends ein politisches Gespräch, aber es kam ihm überall von selbst entgegen und es blieb überall gleich ... Eine blühende Welt deutschen Lebens, eine Million deutscher Herzen, die da auf einem nicht ganz geschlossenen, aber leicht abzugrenzenden Sprachgebiet schlagen, von Siebenbürgen über das Banat bis mitten nach Slawonien hinein. Und sie soll allmählig untergehen, diese Welt, in einem anderen Volkstum? Gewaltsam riß Georg sich immer wieder los von diesen unerträglichen Betrachtungen. Und etwas kam ihm zustatten — er hatte eine Aufgabe gefunden, vielleicht ein Lebenswerk, wenn es glückte.

In der sengenden Junihitze durchforschte er die Donaubuchtungen und die versumpften Theißgebiete. Zu Wasser und zu Lande drang er vor in Gegenden, die nie ein Fuß betrat. Auch in den Komitatsämtern konnte man ihm keine genügende Karte darüber vorweisen. Er machte Aufnahmen, er zeichnete, schmiedete Pläne. Wie reich war sein Vaterland an brachliegenden Schätzen! Man ließ jährlich Hunderttausende auswandern, die sich nach einem Stück Grund und Boden sehnten, und hier brauchte man nur Flüsse regulieren und Kanäle zu bauen, und es gab Neuland in Hülle und Fülle. Hat denn der

General Mercy, den die Kaiserin Maria Theresia einst ins Banat entsandte, um es zu kultivieren und zu besiedeln, etwas anderes getan? Sein Werk aber blieb offenbar unvollendet. Er starb zu früh. Auch wollte er wohl den künftigen Jahrhunderten auch noch ein Stück Arbeit lassen. Als man achtzigtausend Deutsche in dieser einst türkischen Provinz angesiedelt hatte, gebot Kaiser Josef Einhalt, man ließ das Werk ruhen. Nur die Militärgrenze wurde auch noch weiter durch Kolonisierung gekräftigt. Und in ihre Wälle berief Kaiser Josef II. nach Erlassung seines Toleranzediktes auch protestantische Deutsche. Die Magyaren aber interessierten sich nie für dieses Gebiet, sie hatten keine Zeit für solche Kulturarbeit und sie haßten namentlich die Militärgrenze.

Georg Trauttmann rechtete mit den vielen Unterlassungssünden, auf die er stieß. Aber im Grunde freute er sich doch, diesen Ausflug gemacht zu haben. Eine Aufgabe war gefunden in der Heimat. Und auf zweihunderttausend Joch schätzte er das zu erobernde Land in dem Donauknie allein. Darauf konnte man zwanzig neue deutsche Dörfer ansiedeln und den Zug nach Amerika wenigstens in diesem Landesteile unterbinden. Bei Tage fuhr er unablässig umher, abends saß er vor seinen Karten, Plänen und Tabellen. Und einmal lag er in Groß-Becskerek drei Tage zu Bett. Eine Art Malariafieber hatte ihn gepackt und ein böser Fliegenstich im Genick war hinzugekommen. Der Komitatsphysikus, den er rufen ließ, schüttelte bedenklich den Kopf. Diesen Zustand kannte er. So mancher Hirte, der sich zu weit in die Donaubuchtungen wage, gehe daran zugrunde. Selbst Tiere werden dort tödlich gestochen und jeder gesittete Mensch weiche dem Überland aus. Von der Frühjahrs-

überschwemmung bleibe immer zuviel Wasser zurück, das dort verfaule. Sumpffieber, Wechselfieber. Er rate ihm zu rascher Luftveränderung.

Aber am vierten Tage war Georg gesund. Er überlegte, was zu tun wäre. Der Sommer brach mit Macht herein, die Zeit und die Umstände waren weiteren Studien nicht günstig. Und so entschloß er sich denn, heimzukehren. Vorher aber bat er um eine Unterredung mit dem Obergespan des Torontaler Komitates. Ihm wollte er Mitteilung machen von seinem Plan, denn dieser Herr kam ja gar sehr in Betracht, wenn es je dazu kommen sollte, daß sein Projekt das Licht der Öffentlichkeit erblickte.

Der Obergespan, Herr Vidor v. Orczy, ein kleiner, sehniger Mann mit kurzem, stacheligem Haar und einem spitz zugeschnittenen braunen Bart, stechenden braunen Augen und schnarrender Stimme, empfing Georg Trauttmann sehr verwundert. Der Typus des magyarischen Landedelmannes, des bocskoros nemesember, fragte Herr v. Orczy seinen Gast kurz angebunden:

„Mi tetszik az ur*) ... Sie sain fremd hier, was belieben Sie von mir zu wollen?“ fügte er deutsch hinzu.

Georg stellte sich näher vor. Er sei Ingenieur von einigem Ruf. Aus der englisch-amerikanischen Schule, aber ein Landeskind.

Herr v. Orczy zog die buschigen Brauen hoch: „Nem beszél ön magyarul?“

„Nein“, antwortete Trauttmann, „ich bin ein Schwabe aus dem Temescher Komitat.“

„No hát, bitte, was beliebt? Tessék, nehmen Sie Platz!“

---

*) Was wünscht der Herr?

Georg trug in kurzen Worten seine Sache vor und betonte, daß er noch mit keinem Menschen darüber gesprochen habe. Der Obergespan wäre der erste, dem er sich anvertraue. Das Projekt sei mit gutem Willen leicht durchführbar.

„Larifari“, sagte Herr v. Orczy. „Glauben Sie, daß unsere ungarischen Stromingenieure Esel sind? Wir haben die Donau beim Eisernen Tor schiffbar gemacht. Wir verstehen auch etwas von solchen Sachen.“

„Verzeihen Sie, Herr Obergespan, aber das ist eine ganz andere Sache. Was ich will, ist die Fortsetzung jener alten Kulturarbeit, die hier einst unter kaiserlichem Regiment ausgeführt wurde.“

„Kaiserlich? Königlich, bitte. Maria Theresia war zuerst Königin von Ungarn.“

„Ich weiß es. Das ist ja Nebensache. Die Arbeit ist damals nicht zu Ende geführt worden. Erwerben Sie sich das Verdienst, Herr Obergespan, die Vollendung anzuregen, ich stelle mich zu Ihrer Verfügung.“

„Nicht übel, Herr — Herr — aber was haben Sie für ein Interesse daran? Wird Millionen kosten!“

„Aus Ihrem Komitat allein, habe ich gehört, wandern jährlich zwölf- bis fünfzehntausend Deutsche nach Amerika. Siedeln Sie die Leute hier an!“

„Hm. Deutsche? Sie vergessen, daß wir hier alle Ungarn sind. Sprache ist noch da und dort verschieden, wird aber eines Tages auch einheitlich sein.“

„Herr Obergespan, ich bin Wasserbauingenieur, und kein Politiker“, sagte Georg kurz, seinen Unwillen über die fortgesetzten Belehrungen unterdrückend. „Und ich habe hier eine große Aufgabe entdeckt. Ich fand blühende Dörfer, die in steter Todesgefahr sind und ich fand

Überland für zwanzig neue Dörfer. Die ersteren lassen sich retten, mit den neuen bereichern Sie Ihr Komitat und das Land."

„Gut, Herr — Herr..."

„Trauttmann!"

„Gut, Herr Trauttmann. Machen Sie mir eine Eingabe, Pläne, Kostenvoranschläge etcetera."

„So weit bin ich noch nicht. Ich komme im Herbst wieder und werde mein Projekt dann gründlich ausarbeiten. Ich erbitte mir dann nur Ihren Komitatsgeometer dazu."

„Jól van*) Trauttmann ur, jól van. Wird mich fraien Hat keine Aile... Aussicht gering. Warum? Das will ich Ihnen sagen. Weil der Herr Minister des Innern hier mein geehrter Vorgänger war. Was ihm nicht aingefallen ist, darf mir auch nicht ainfallen... Hahaha!... Wenig Aussicht."

Mit diesem Bescheid fuhr Georg heim. Der Obergespan hatte zwar den Eindruck eines beschränkten, aber nicht den eines bureaukratischen Mannes gemacht. Trotz seines kurzangebundenen bäurischen Verhaltens schien er mit einem gewissen inneren Wohlwollen von dem großen Plan Kenntnis genommen zu haben. Vielleicht ließ sich mit ihm arbeiten.

Die ganze Landschaft war im Schnitt, als Georg seine Heimfahrt unternahm. Sein Dorf war leer, wie ausgestorben. Nur die gebrechlichen Greise und die ganz kleinen Kinder hielten zu Hause die Wache. Die Urgroßmütter waren wieder zu Kindsfrauen geworden, die Schulmädchen zu Köchinnen vorgerückt. Vier rüstige

*) Gut ist's.

Männer allerdings, die hielten abwechselnd jeden Tag die Feuerwache und sie machten die Runde auch rings um das Dorf, um die Wanderzigeuner abzuwehren, die gerade jetzt mit Vorliebe durch die deutschen Dörfer zogen. Die Männer wurden schwer entbehrt in jedem Haus, aber niemand, den die Reihe traf, weigerte sich. Seit den Tagen der Urväter hieß es immer in Bereitschaft sein in diesem Lande.

Erntezeit!

Der Inbegriff aller Poesie des Volkes, die Erfüllung von Millionen Wünschen und Hoffnungen liegt in dem einen Wort.

Zweites Buch.

Rund um ein Ministerium.

VIII.

In dem bescheidenen alten Palais gegenüber der Ofener Hofburg hauste seit kurzem ein neuer Ministerpräsident. Eigentlich hauste er nicht dort, er amtierte nur in diesem Palais. Und darin drückte sich für den Kenner der Verhältnisse ein seelischer Zustand aus. Es fehlte dem Manne, der die Zügel der Regierung in Ungarn ergriffen hatte, augenscheinlich der Glaube an den Bestand seines Regimentes.

Nicht leichten Herzens hatte sich Géza Freiherr v. Gömöry dazu entschlossen, die dornenvolle Aufgabe, eine neue Regierung zu bilden, zu übernehmen. Nur der Befehl seines Kaisers und Königs hatte ihn dazu vermocht. Géza v. Gömöry war Soldat und gewohnt, zu gehorchen. Auch verknüpfte ihn seit langen Jahren ein Band herzlicher, inniger Verehrung mit dem Träger der Krone.

Zerschmettert, auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen, war die große liberale Partei, die Ungarn fast vierzig Jahre lang mit unumschränkter Macht regiert hatte, aus dem letzten Wahlkampfe, in den man sie tollwütig gestürzt, zurückgekommen. Ihr ehrlich veranlagter, aber junkerhaft brüsker Führer, dem es nicht an europäischer Bildung, wohl aber an der Kunst, Menschen zu gewinnen, und auch an jener Suggestionskraft der Seele fehlte, die in Ungarn alle öffentlichen Kämpfe entscheidet, er mußte abtreten vom Schauplatz. Er hatte seine Partei, deren Regierungschef er war, mit in den Abgrund ge-

rissen und das bisherige System krachte in allen Fugen. Ein Mann der eisernen Faust, wollte er dem politischen Gauklertum, das sich seit langem in einer wilden Obstruktion gefiel, keine Zugeständnisse machen; er behandelte die vielen katilinarischen Existenzen des Parlamentes, die nur von ihrem Chauvinismus lebten, en canaille, er wollte dem patriotischen Maulheldentum den Redekorb höher hängen und einem Arbeitsministerium die Wege ebnen. Aber er vergriff sich in der Tonart und in den Mitteln. Um die Verfassungsmäßigkeit zu retten, schreckte er nicht vor einer Vergewaltigung der parlamentarischen Hausordnung zurück. Und das war die Schlinge, die man ihm und seiner Partei, die sich einmütig für seinen Handstreich eingesetzt hatte, um den Hals warf, mit der man beide zu Boden riß.

Doch der Mann und seine Partei waren leichter gestürzt als ersetzt. Die Grundlagen des Staates, wie er nach 1867 neu aufgebaut wurde, waren in jahrelanger Wühlarbeit erschüttert worden, alle Tragbalken schienen morsch zu sein und niemand wollte das Erbe der Gestürzten antreten. Am entschiedensten weigerten sich die Sieger, die Regierung zu übernehmen. So groß war ihr Triumph, daß er sie selbst erschreckte, und so unerwartet kam er, daß sie gar nicht vorbereitet darauf waren, ein Ministerium zu bilden. Ihre ganze Kraft wurzelte in der leidenschaftlichen Gegnerschaft zur Basis von 1867, in der Verneinung einer Gesamtmonarchie, in der Verneinung eines von Wien aus beherrschten Ungarn. Wie klein war ihr Häuflein an jenem Junitage 1867, da Franz Josef in der Mathiaskirche zu Ofen gekrönt wurde! Sie zogen sich, nur wenige Mann, in das Dorfwirtshaus von Czinkota zurück an jenem Tage und überließen das Land seinem Krönungsrausch. Ihr Oberhaupt, Ludwig Kossuth,

lebte in freiwilliger Verbannung in Italien, er hatte die Amnestie der Habsburger, die er einst des Thrones verlustig erklärte, nicht angenommen. Und während der König seinen Frieden mit Ungarn machte und in der Ofener Krönungskirche die Verfassung beschwor, erneuerten jene Unversöhnlichen ihre Schwüre auf die Prinzipien Kossuths, deren fernes Ideal die staatliche Loslösung Ungarns von Österreich, deren uneingestandenes, aber allen bekanntes Ziel der Sturz der habsburgischen Dynastie war und blieb.

Und die Männer von Czinkota bildeten fortan eine düstere Gemeinde in dem neuen, glücklichen Ungarn. Das Ungewöhnliche lockt und blendet. Was der Eitelkeit, der Großmannssucht, dem Dünkel kleiner Völker schmeichelt, das macht populär. Unzufrieden, unversöhnlich zu sein, gibt Ansehen, und einen Prozeß gegen den Lauf der Weltgeschichte zu führen ist romantisch, ist groß. Von solch einem Prozeß lebt sich's gut, er ist imstande, viele Generationen von Politikern zu ernähren, denn er schafft Kredit im Volke.

Die Leute von Czinkota lebten bald in Saus und Braus von diesem Kredit, ihre Gemeinde wuchs unter der Herrschaft des Liberalismus, der Sünde auf Sünde beging wider das arbeitende Volk. Die Unversöhnlichen versprachen das Blaue vom Himmel, das Paradies sollte auf Erden erstehen, wenn sie nur einmal ihren Prozeß gegen die Krone gewonnen hätten.

Doch siehe, eines Tages entschied der weise alte König zu ihren Gunsten. Er ließ ihnen melden: Ihr habt den Prozeß gewonnen, kommt und regiert Ungarn, macht es glücklich! Da waren sie ganz bestürzt, da appellierten sie. Das mußte ein Mißverständnis sein, sie konnten das Urteil nicht annehmen — denn sie wollten den Prozeß,

nicht das Erbe. Sie wollten auf Kredit weiter leben, denn ihre Gläubiger von dem verschuldeten Erbe zu befriedigen, erschien ihnen selbst als unmöglich....

Die maßlosen Versprechungen, mit denen sie das Volk umnebelt und seine Phantasie erhitzt hatten, waren noch zu frisch im Gedächtnis der Wähler. Nichts Schlimmeres konnte den Männern von Czinkota begegnen, als jetzt beim Wort genommen zu werden. Und die Erben Kossuths lehnten es rundweg ab, die Regierungsgeschäfte zu führen und für die Staatsnotwendigkeiten zu sorgen. Sie erklärten, noch stehe nicht die ganze Nation hinter ihnen, ihre Zeit wäre noch nicht gekommen.

So berief denn der Kaiser einen General an die Spitze seines ungarischen Ministeriums. Nicht von der Truppe holte er ihn, sondern aus seiner Umgebung. Und Baron Géza v. Gömöry hatte schon manche Ministerschaft hinter sich, als er zum Chef einer Regierung ernannt wurde und ein eigenes Kabinett bilden sollte. Seine vornehme Gesinnung, seine Erfahrenheit in den Geschäften, seine Gewandtheit und Ritterlichkeit im Umgang mit Menschen ließen ihn schon längst wie geschaffen für ein solches Amt erscheinen. Und es war nur ein Zufall, daß er nicht früher berufen wurde. Die Parteien hätten ehedem nur den magyarischen Kavalier, den Magnaten in ihm gesehen und ihn wie jeden andern unterstützt. Jetzt aber war er ihnen nur der Soldat, das Geschöpf der Kamarilla. Die jahrelangen leidenschaftlichen Kämpfe gegen die Einheitlichkeit der Armee hatten ihn immer weiter entfernt von den Führern des Parlamentes, dessen Mitglied er war, und seine jetzige Berufung konnte nur aufreizend wirken. Es war der ungeeignetste Augenblick, einen General der Kavallerie zum Chef der ungarischen Regierung zu machen,

aber Géza v. Gömöry zögerte nicht, sich in die Bresche zu stellen, als sein Kaiser ihn rief.

Vergeblich versuchte er die Bildung eines parlamentarischen Kabinetts. Er holte sich Absagen auf allen Seiten und man erwartete jeden Tag, er würde seine Mission als gescheitert ansehen und sie zurücklegen. Aber er war eben Soldat, er mußte das Hindernis nehmen. Und er nahm es, indem er ein Beamtenministerium bildete. Etwas Unerhörtes in Ungarn! Auch die Bildung einer eigenen Regierungspartei, die er seinen Freunden aus dem ehemaligen liberalen Lager ans Herz legte, ging nicht vonstatten. Es war zwar alles flüssig, die früheren Verbände bröckelten ab und zerfielen, es wimmelte auf allen Gassen und in allen Klubs von Überläufern, die ein Obdach suchten, aber in seinem Klubhotel suchten nur wenige Unterstand. Die Räume waren glanzvoll hergerichtet worden und es fehlte namentlich nicht an Spieltischen, aber die geehrten Herren Landesväter färbelten und pokerten lieber in den Klubs der extremchauvinistischen Parteien als in denen des Kamarillaministeriums. So nannte man das Ministerium Gömöry vom ersten Tage an. Er und seine Leute galten nur als Darabonten, als Trabanten des Hofes. Und das Ministerium wurde mit Hohn empfangen im Abgeordnetenhause, das zu vertagen seine erste Aufgabe war. Denn an eine Tätigkeit dieses Hauses konnte ja nicht einmal gedacht werden. War es doch kaum möglich, das Vertagungsreskript des Königs zur Verlesung zu bringen.

Und jetzt arbeitete Gömöry an der Fertigstellung seines Programms. Der Minister des Innern und der Justizminister redigierten ihm die wichtige Urkunde nicht zu Dank, er forderte immer andere stilistische Wendungen

und es wuchsen immer neue Punkte hinzu, denn jeder einstige Parteifreund glaubte, wenn er sich auch am hellen Tage nicht in das Ministerpalais traute, ihm Ratschläge geben zu müssen. „Du, Exzellenz, das“, „Du, Exzellenz, jenes“, flüsterte man ihm in die Ohren. Und auch heimliche Botschaften kamen von den gegnerischen Parteien, Warnungen, Lockungen, Drohungen. Und die Zeitungen berauschten sich an ihrem eigenen Phrasengeklingel. Die Mehrzahl der Blätter machte einen geradezu pathologischen Eindruck, eines überbot das andere an sensationellen Lügen über die Lage, über die „Kamarilla“, über neue Verfassungsbrüche und andere Schandtaten, die „Wien“ plane.

Géza v. Gömöry ließ sie toben.

Gedankenvoll schritt er in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Er trug einen eleganten dunkelgrauen Sommeranzug, weiße Weste und glänzende Lackschuhe. Eine schmale mattgrüne Halsbinde (ein Selbstbinder) wand sich um den hohen Stehkragen, floß über einen zarten Knoten hinab und verschwand in der hochgeschlossenen weißen Weste. Jetzt hob er den markanten Kopf mit dem soldatischen grauen Schnurrbart, die hellen blauen Augen blitzten und seine Wangen, die von gesunder brauner Farbe waren, röteten sich unter der Einwirkung eines lebhaft erfaßten Gedankens. Er strich sich mehrmals mit der flachen Hand nach rückwärts über das kurzgeschorene, gänzlich ergraute Haupthaar, als ob diese Bewegung gegen den Strich einen Reiz auf seine Gedanken ausüben würde. Beim Fenster stand er still. Sein Blick flog hin über das herrliche Stadtbild zu seinen Füßen, den belebten Strom, die Kuppeln des Parlamentes, den neuen Dom und hinauf zur Margareteninsel, aber er dachte offenbar nicht an das,

was er sah, sein inneres Auge weilte ganz wo anders. Und plötzlich schnalzte er einige Male mit dem Daumen und Mittelfinger seiner Rechten, dann reckte er sich stramm auf. „Ja, so wird es gemacht“, murmelte er leise vor sich hin. Und er stieß ein paar Pfiffe aus, wie immer, wenn er eine Sache, der er nachgrübelte, bei einem Zipfelchen hatte, an dem sie zu fassen war.

Hinter ihm räusperte sich jemand.

Baron Gömöry wandte sich rasch um. Sein Präsidialsekretär stand in der Nähe der Eingangstür und hielt eine Visitkarte in der Rechten.

„Wer —?“

„Eine junge Dame, Exzellenz. Sie behauptet, ihre Sache wäre äußerst dringend. Im Interesse Ungarns.“

Der Ministerpräsident lächelte. Dann las er den Namen: Nelly Várdy. Ihm war, als hätte er diesen Namen schon gehört ... Doch er zuckte mit den Achseln und sagte: „Bitte.“

Der Präsidialsekretär trat ab, Gömöry aber zwirbelte seinen stattlichen grauen Schnurrbart auf und blickte erwartungsvoll nach der Tür.

Mit raschem Schritt kam eine blonde, schlanke Dame in heller Sommertoilette und mit wallendem Federhute herein. Auf ihrem runden jungen Antlitz lag ein sündhaft süßes Lächeln. Der rosige Mund war geöffnet, die weißen Zähne blinkten. Die Dame schien überrascht zu sein, so plötzlich vor dem Ministerpräsidenten zu stehen. Sie warf einen schnellen, prüfenden Blick auf die hohe Gestalt und den gestrengen Kopf mit den väterlich milden Augen, dann kam sogleich wieder ihr Lächeln zum Vorschein und sie machte einen Knix.

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, Exzellenz,“ sprach

sie mit weicher, warmer Stimme, „daß ich bei Ihnen eindringe und störe.“

Der Ministerpräsident schlug die Haken zusammen wie ein galanter Leutnant, wies der Dame einen Platz an und fragte, womit er ihr gefällig sein könne. Er vermutete eine heiratslustige junge Patriotin in ihr, die vielleicht nicht die volle Kaution besitze, oder eine Braut, der man den Herzliebsten durch eine Versetzung entzogen habe. Sie wird vergessen haben, daß ich nicht mehr Honvedminister bin, sagte er sich. Aber — sie ist hübsch.

Fräulein Várdy zierte sich. Es genierte sie, daß man von ihr, einer bekannten Budapester Schönheit, hier gar nichts zu wissen schien. Sie schöpfte Atem und wußte nicht, wie sie beginnen sollte. Endlich sprach sie:

„Ihr Herr Sekretär wollte mich nicht anmelden, Exzellenz. Da sprach ich ein großes Wort aus. Dann ging es rasch.“

Der Minister lächelte eigen. „Das kenne ich, mein gnädiges Fräulein. Wer seine privaten Interessen bei uns wirksam vertreten will, der schützt am besten immer das Vaterland vor. Hat man Ihnen diesen Trick verraten?“

„Ja“, sprach Nelly Várdy lächelnd. „Aber ich komme nicht in privaten Angelegenheiten, Exzellenz. Ich bin seit drei Monaten am Ungarischen Theater engagiert, werde leidlich gut beschäftigt und bin ganz zufrieden. Ich wünsche gar nichts von Ihnen, Exzellenz.“

„Bravo, mein Fräulein! Endlich eine zufriedene Ungarin. Also, da Sie gar nichts wünschen, was befehlen Sie?“

Nelly Várdy errötete leicht über diese Galanterie. Dann sah sie sich um, als wolle sie sich dessen versichern,

daß niemand lausche, und endlich sagte sie mit gedämpfter Stimme: „Ich komme von Doktor Boldog."

Der Minister horchte hoch auf. „Von Doktor Paul Boldog?"

„Ja", sagte sie. „Er ist nicht etwa mein Freund, Exzellenz, er vertritt nur als Advokat meine Interessen."

„Bin überzeugt ... Nun, was haben Sie mir zu sagen?"

„Ich verstehe nichts von Politik. Doch er bat mich so dringend, noch heute bei Ihnen vorzusprechen und Ihnen etwas zu sagen, was er nicht schreiben könne. Ich aber bin die Tochter eines Patrioten."

„Nun, nun?"

Nelly Várdy suchte eine Visitkarte hervor, las auf der Rückseite ein Schlagwort und sprach: „Sie möchten in Ihr Programm zwei Punkte aufnehmen: die magyarische Ausbildungs- und Abrichtungssprache für die Rekruten und die Verstaatlichung der Lehrerbildung; das allgemeine Wahlrecht aber möchten Sie um Gottes willen fallen lassen. Das sei tödlich."

„Mein schönes Kind, aus Ihrem Munde klingen diese Dinge gar nicht so schlimm, als sie sind ... Aber der Doktor Boldog wird doch dazu noch andere Bemerkungen gemacht haben. Welchen Preis bietet er dafür?"

„Ja, das weiß ich nicht. Davon verstehe ich nichts", sagte Nelly Várdy naiv. Dann fuhr sie fort: „Man glaubt aber, er wolle einen Flügel der Unabhängigkeitspartei abspenstig machen und in Ihr Lager führen."

„Wer glaubt das?"

Nelly lächelte. „Graf Pista sagte, der Doktor Boldog sei ein Betyar, alle trauen ihm so etwas zu."

„Ei, wie gut Ihr Pista unterrichtet ist!“ sprach heiter Baron Gömöry. „Ist er ein Károly, ein Szapáry, ein Karácsony oder einer der dreihundert Zichy?... Pardon, wenn ich indiskret war. Bleiben wir bei Doktor Boldog. In mein Kabinett möchte er wohl auch eintreten?“

„Später, meinte Graf Pista, wenn Ihr Programm Beifall findet, würde der Doktor Boldog gewiß gerne Minister werden.“

„Ja, er ist ein gar schlauer Fuchs ... Und warum wählte er gerade Sie, mir das zu sagen?“

Nelly lächelte unschuldig. „Vielleicht, weil ich als Theaterdame ganz unverdächtig bin. Denn es wird ja doch getratscht werden, daß ich hier war im Interesse der Nation.“

„O, auf Diskretion, mein Fräulein, dürfen Sie zählen. Und auch auf meinen Dank. Sagen Sie, bitte, dem Herrn Doktor Boldog, daß ich den ersten Teil seiner Wünsche vielleicht erfüllen kann, den letzteren nicht. Im übrigen, wenn mein Ministerium auch bereits vollzählig ist, werde ich für seine Dienste erkenntlich sein ... Bitte, mein Fräulein, das Wort ‚erkenntlich‘ nur recht kräftig zu betonen.“

Der Minister erhob sich, die Audienz war zu Ende.

„Wann spielen Sie wieder, mein Fräulein? Ich habe wohl Ihren Namen oft gehört, aber Sie noch nicht gesehen und ich schäme mich sehr.“

„Oh, Exzellenz, ich werde mir gestatten, es mitzuteilen, wenn ich eine recht schöne Rolle habe“, sagte sie. „Darf ich wiederkommen?“

„Jederzeit, mein schönes Kind. Sie gestatten, daß ein alter Herr Sie so nennt.“

„Oh, Exzellenz, mit Ihren Augen ist man nicht alt.“ Sie knixte und ging.

Wieder schlug Gömöry die Haken zusammen und verbeugte sich ritterlich vor der Dame, die sein Gemach mit demselben süßen Lächeln verließ, mit dem sie es betreten hatte.

Der Sekretär meldete, daß der Minister des Innern gekommen und im Nebensalon beim Herrn Staatssekretär sei. Baron Gömöry bat den Kollegen sogleich herein, dem Sekretär aber gab er den Auftrag, den Landesverteidigungsminister herüber bitten zu lassen.

Der eingetretene Minister, Dr. Josef Deszöffy, ein brünetter Mann in der Vollkraft der Jahre, er mochte Mitte Vierzig sein, mit dichtem Haar und Bart und dunklen Augen hinter der Brille, verneigte sich ehrerbietig vor dem Kabinettschef, zu dem er wie zu einem Vater aufblickte. Dr. Deszöffy war als Obergespan aus der Provinz berufen worden, das Ministerium des Innern zu übernehmen. Baron Gömöry kannte und schätzte ihn schon lange. Er war einst unter den jungen Abgeordneten der einzige, der einen modernen Einschlag besaß, er trug allerlei sozialreformatorische Pläne im Kopfe herum und als er damit kein Glück hatte bei den liberalen Ministerien, ließ er sich zum Obergespan ernennen und ging verdrossen in die Provinz. Von dort holte ihn jetzt Gömöry. Den Mann konnte er brauchen, der konnte seinem Ministerium Farbe geben. Und Gömöry täuschte sich nicht, Dr. Deszöffy nahm seinen Ruf nur unter der Voraussetzung an, daß er das allgemeine Stimmrecht und eine ganze Anzahl sozialreformatorischer Punkte in sein Regierungsprogramm aufnehme. Der alte Soldat erschrak. Aber wie erstaunte er, als der Kaiser diese Vorschläge mit der größten Wärme

aufnahm und den Dr. Deszöffy zur Berichterstattung nach Wien beschied.

„Servus, Doktor", sagte Baron Gömöry zu dem Eintretenden und reichte ihm die Hand. „Nimm Platz. Ich wollte dich schon bitten, heute zu mir zu kommen. Es gibt allerlei Neues ... Rauchst du?"

„Danke, Exzellenz, bemüh' dich nicht. Ich will nur hören und wieder gehen. Ich habe heute Empfangstag", sprach Dr. Deszöffy.

„Richtig, ja ... Kommt denn jemand zu dir? Wir sind doch sozusagen gesellschaftlich boykottiert."

Dr. Deszöffy lachte. „Im Prinzip," sagte er, „in praxi wollen alle etwas von mir, genau so, als ob ich ein Parteiführer wäre. Die von der Unabhängigkeitspartei sind die schlimmsten."

„Die Gepfändeten, was?" rief Gömöry. „Ist es denn wahr ...?"

„Buchstäblich. Von mehr als zweihundert Abgeordneten wurden die Diäten gepfändet. Unsere Vertagung hat die Geldgeber härter getroffen als das Haus. Die Auflösung wäre eine Katastrophe für die Wucherer."

„Na die wollen wir doch nicht auch noch gegen uns mobilisieren", scherzte der Ministerpräsident.

Nach dieser Einleitung berichtete Baron Gömöry dem Chef des Innern über alles, was an ihn selbst herangekommen war aus den verschiedenen Lagern. Dann teilte Dr. Josef Deszöffy seine eigenen Erlebnisse mit. Zehn Obergespäne hatten demissioniert, andere erbaten sich Aufklärungen über die Pläne der Regierung, da sie sich nicht zu Werkzeugen des „Absolutismus" hergeben wollten. Die Steuerverweigerungen im ganzen Lande mehrten sich, die Zahl der Majestätsbeleidigungsprozesse wuchs, die Situa-

tion war gespannt. Man lauerte auf allen Seiten, spionierte und wühlte. Und es war bei allem Ernst der Lage ergötzlich, von der Hochwarte ihrer Stellungen in das politische Getriebe zu blicken, in dem Fanatismus, Unbildung, Neid, Dünkel, Bestechlichkeit, maßloser Ehrgeiz, geriebener Geschäftssinn und tollwütiger Chauvinismus ihren Reigen aufführten. Alle mit der gleichen Kokarde, alle in der Toga des Patriotismus. Gute Komödianten gab es indessen nur wenige. Doch diese beherrschten ihre Rollen und die Komparserie war gut gedrillt. Die dunklen Existenzquellen dieser Komparserie aber, die waren der heimliche Kummer der Führenden. Ein Heer von Menschen zu dirigieren, die alle von der Politik leben wollten, das erschien selbst den fanatischesten Schwärmern für den ungarischen Nationalstaat auf die Dauer bedenklich. Und daß man ihnen jetzt endlich von oben in die Karten blickte, daß „Fremde“, daß die „Trabanten des Hofes“ die Regierung führten, das war ihnen unerträglich. Heimlich antichambrierten sie freilich bei den Ministern und suchten ihre Geschäfte genau so zu verfolgen, als ob sich nichts geändert hätte.

Baron Gömöry berichtete seinem Kollegen auch, ohne Nelly Bárdy zu nennen, über die Anträge des Dr. Boldog, namentlich über den Punkt mit dem allgemeinen Stimmrecht. Er war ja selbst in seinem Innern noch lange nicht versöhnt mit diesem Wagnis. Daß der König es unternommen wünschte, das allein war für ihn maßgebend. Magyare durch und durch, fürchtete auch er eine zu große Umwälzung in Ungarn. Und das Wort „tödlich“, das ihm heute wieder zugeflogen kam, blieb nicht ohne Eindruck.

„Für wen tödlich“? rief Dr. Deszöffy. „Für die Leute

von Czinkota vielleicht, nicht für die andern. Man sieht immer nur die Nationalitäten, wenn man vom allgemeinen Wahlrecht redet, immer das politische Moment, nie das soziale. Gewiß, die Nationalitäten werden mündig durch das allgemeine Stimmrecht, aber das Magyarentum bleibt oben, bleibt führend. Vielleicht werden andere Schichten unseres Volkes führend, vielleicht wird das alte Unrecht gebeugt in diesem Lande, vielleicht wird ein führendes Bürgertum entstehen mit der Zeit. Das alles ist möglich und das wäre ein Glück."

„Mein Herr Vorgänger an dieser Stelle war anderer Meinung," warf Baron Gömöry ein, „er sagte, die Führung würde der Intelligenz entrissen werden."

„Exzellenz, wenn ich das fürchten würde, legte ich mein Portefeuille noch heute nieder", begann Dr. Deszöffy, der den Regierungschef stets Exzellenz nannte, weil er selbst noch nicht Geheimrat war. „Aber dein Herr Vorgänger verstand eben etwas anderes unter Intelligenz als ich. Er denkt bei diesem Worte nur an die Aristokratie, die Gentry und die sogenannten Lateiner, in deren Händen sich zurzeit alle Positionen im Staat befinden. Ich verstehe darunter jene weiten Kreise des gebildeten Mittelstandes, der von jeher mundtot ist in diesem Staate. Unser Wahlrecht, das in dem Zwanzigmillionenstaat nicht einer einzigen Million die Fähigkeit zuspricht, in öffentlichen Angelegenheiten mitzureden, ist heute der Schandfleck Europas. Haben unsere Ärzte, Ingenieure, Apotheker, Dorfpfarrer, Dorfnotäre, Kleingrundbesitzer, Pächter, Wirte, Provinzkaufleute, die Gewerbetreibenden und Unternehmer, die qualifizierten Vorarbeiter und alle sonstigen Männer von Intelligenz, die im Volke und mit dem Volke leben, keine politischen Menschenrechte? Wir haben hundertfünfzig

Advokaten und hundertzwanzig Großgrundbesitzer im Haus, aber nur zwei Bauern, keinen einzigen Gewerbetreibenden und keinen Arbeiter. Ist das der Auszug der Nation? Wir wollen die Fehlenden aufrufen zum sozialen Ausbau dieses Staates, an dem bisher immer nur national ausgebaut worden ist."

„Du hast das alles Seiner Majestät gesagt?"

„Alles, Exzellenz. Und noch viel mehr, du weißt es ja..."

„Ja, ja, ja... Und die Besorgnis bezüglich der Nationalitäten ist wirklich überflüssig?"

„Ganz und gar. Wir Magyaren können uns heute den Luxus der Gerechtigkeit erlauben, unser Vorsprung ist so groß, daß er nicht mehr einzuholen ist. Die Nationalitäten werden kommen und werden arbeiten. Sie werden es dankbar, wie ein Geschenk hinnehmen, wenn wir ihnen gegenüber endlich die bestehenden Gesetze erfüllen, wozu wir ja ohnehin verpflichtet wären."

„Du überzeugst mich immer wieder... Nur frage ich manchmal in schlaflosen Nächten, ob wir der historischen Aufgabe gewachsen sein werden, die Seine Majestät auf unsere Schultern gelegt hat", sprach Géza Gömöry ernst.

Dr. Deszöffy zuckte die Achseln, sah nach seiner Uhr und sagte: „Wenn wir den Stein nur ins Rollen bringen, ist unser Verdienst nicht gering. Aufzuhalten wird er nicht mehr sein... Du mußt dich aber endlich entscheiden über die Form der Verlautbarung unseres Programms. Jeden Tag sickert etwas anderes durch, das Geheimnis ist nicht mehr zu wahren. Auf das Parlament sollten wir nicht warten."

„Ganz richtig!" warf Gömöry ein.

„Die Sozialdemokraten, die leidenschaftlich im Zuge waren, zur Aktivität überzugehen, haben plötzlich zum Stillstand geblasen, sie wittern etwas und sind konfus geworden. Sie ahnen, daß die Regierung ihnen wohl will und sehen ihren Gegner nicht in dem dichten Nebel. Zeigen wir ihnen denselben. Spannen wir diese Kälber vor unseren Pflug, sie werden gute Arbeit leisten.“

„Und der Flügel des Dr. Boldog?“

„Wenn er sich nicht mit den kleinen sprachlichen Zugeständnissen in Schul- und Armeefragen begnügt, ist er für uns nicht zu brauchen. Der alte Gaukler will vielleicht nur unser Programm verderben“, sagte Dr. Deszöffy, „und denkt gar nicht daran, mit uns zu gehen. Wenn wir ihm einen fetten Defraudanten, den er verteidigt, freigeben, oder ein Industrieunternehmen, das er vertritt, gut subventionieren, ist ihm das allgemeine Wahlrecht gänzlich gleichgültig.“

„So ist es! So ist es!“ sprach Gömöry eifrig. „Nun, ich bin schon im reinen mit mir. Heute abend werde ich dem Ministerrat meine Vorschläge machen. Seid ihr einig in allem, fahre ich morgen nach Ischl zur endgültigen Genehmigung des Wortlautes. Und dann schießen wir los. Den Zwischenfällen einer Parlamentssitzung geben wir das Programm nicht preis. Ich habe die Form der Verlautbarung schon gefunden.“

„Darf ich sie kennen?“

„Hier im Hause soll sie erfolgen. Drüben in meinem Festsaal.“

„Vor wem?“ rief Dr. Deszöffy überrascht.

Géza Gömöry schmunzelte. „Glaubst du, ich habe nichts gelernt von den politischen Primadonnen? Ich lasse mich durch die Wählerschaft von Ofen hier begrüßen.

Ich lasse mich bitten um Aufklärungen über die Absichten der Regierung. Und unvorbereitet, wie ich mich habe, schieße ich dann los."

Dr. Deszöffy vermochte über solche Witze des Alten nicht zu lächeln, aber die Sache gefiel ihm. „Es ist eine einfache Lösung", sagte er, „und eine gute. Wenn hundert Personen zusammenkommen, die einen angesehenen Sprecher haben und auch die Presse eingeladen wird..."

„Selbstverständlich! In aller Form! Freut mich, daß du zustimmst", sagte Gömöry aufgeräumt.

Der Ministerialsekretär meldete den Landesverteidigungsminister.

Dr. Josef Deszöffy wartete den Eintritt des Kollegen ab, dann empfahl er sich. Die Stunde seines Empfanges war längst angebrochen.

Die beiden Exzellenzen aber traten in eine nochmalige fachliche Erörterung all der militärischen Zugeständnisse ein, die noch gemacht werden konnten und Seiner Majestät vorgeschlagen werden sollten.

IX.

Im Vorsaale des Ministers Dr. Josef Deszöffy drängten sich die Audienzwerber. Es waren zumeist Leute aus der Provinz, bis zu denen der Schein des Bannstrahles, der nach dem neuen Ministerium geschleudert wurde, noch nicht gedrungen war. Abordnungen von Gemeinden und anderen Körperschaften; industriöse Köpfe, die rasch irgend ein Geschäft ins Trockene gebracht sehen wollten, ehe der Wahlrummel im Lande vielleicht wieder losbrach; von großen Herren protegierte Bewerber um Stellen, um Konzessionen; politische Schnüffler, die

ein Interview anstrebten; kleine Journalisten, die ihre Dienste anboten, ihr Blättchen subventioniert sehen wollten oder die Gründung neuer regierungsfreundlicher Zeitungen vorschlugen — sie alle waren da. Aber auch Obergespäne und Abgeordnete warteten in einem Nebenzimmer, teils beim Präsidialsekretär, teils beim Staatssekretär. Der neue Mann auf dem Posten eines Ministers des Innern, in dem man den Sprecher des Kabinetts Gömöry erblickte, interessierte doch mehr, als den gegnerischen Parteiführern lieb sein mochte.

Nach einer Stunde erst kam die Reihe an Georg Trauttmann, der dem Minister seine Karte mit zwanzig anderen hineingesendet hatte. Und das Warten verdroß ihn gar nicht. Dieses Getriebe war ihm ganz interessant. Im Steueramt dauerte es kürzlich viel länger und die Herren hatten einen kleineren Verkehr als der Minister. Sie wollten das Geld dort nicht nehmen, das er ihnen brachte, es sei doch gar nicht nötig, daß er im Ex lex die Grundsteuern bezahle, sagte man ihm. Bestehen mußte er auf der Annahme des Geldes, sonst hätten sie's nicht genommen.

Dr. Deszöffy hielt seine Karte in der Hand und las Namen und Titel des Audienzwerbers noch einmal, ehe Georg eintrat. Der Minister, dessen runde, dunkle Augen hinter der scharfen Brille blitzten, sah dem Eintretenden lebhaft interessiert entgegen. Was konnte ihm ein Wasserbauingenieur aus Milwaukee bringen? Was konnte er von ihm wünschen?

Er wies dem hochgewachsenen blonden Mann, neben dem er selbst noch einmal so klein erschien als er war, sogleich einen Sitz auf dem Sofa an, während er selbst einen Fauteuil in Anspruch nahm. Vor ihm lag ein

großer Bogen, bedeckt mit Notizen, und seine Rechte spielte mit dem dazu gehörigen Bleistift, während er sprach oder zuhörte.

Georg trug seine Sachen knapp vor. Er sei über zwei Jahrzehnte fort gewesen, habe sein Heimatsrecht verloren und wolle es wieder erwerben. Zwar sei er nur zur Ordnung von Erbschaftsangelegenheiten heimgekommen, aber er möchte, wenn er in der Heimat eine Aufgabe fände, nicht mehr fort. Und er glaube bereits eine solche gefunden zu haben.

Dr. Deszöffy machte sich eine kurze Notiz. „Ihr Heimatsrecht", sagte er, „ist in dem Augenblick, da Sie um dasselbe bei mir ansuchen, auch schon genehmigt. Es liegt doch politisch nichts gegen Sie vor, Herr Trauttmann?"

„Nicht das geringste. Doch bin ich jenen Herren in Rosental, die diese durchaus schwäbische Gemeinde in das Lager der Kossuthpartei geführt haben, ein unwillkommener Gast. Der Notär wird mein Gesuch nicht befürworten."

Der Minister horchte aufmerksam. „Das tut nichts," sagte er, „ich werde Ihr Gesuch, sobald es mir vorliegt, sogleich erledigen."

Es entstand eine kleine Pause. Georg hatte sich dankend verneigt und er fühlte, daß die Audienz eigentlich zu Ende sei. Aber der Minister erhob sich nicht und Georg wollte nicht unhöflich erscheinen.

„Sie haben sich also wohl abfällig geäußert über unsere gegenwärtigen Zustände, weil man Ihnen Schwierigkeiten macht?" fragte der Minister lächelnd. „Als Amerikaner wird Ihnen manches wunderlich erschienen sein?"

„Ja, Exzell....“

„Noch nicht —“ wehrte Dr. Deszöffy ab.

„Ich habe vieles gesehen, was mir mißfallen hat... Verzeihen Sie, ich bin kein Politiker und möchte am liebsten dieses Wort gar nicht hören. Ich spreche nur als Mensch, als vielgereister Beobachter und als Deutschungar. Aber das ganze Land ist ja ein politisches Wespennest, und ich habe da und dort fest hineingegriffen, weil ich nicht anders konnte.“

„In welchem Sinne?“

„Im Sinne eines schönen Gesetzes, Herr Doktor, das gemacht wurde, als ich in die deutsche Dorfschule ging. Mein Vater hat auch die Fenster beleuchtet, als es verkündet wurde, daß alle Nationen in Ungarn sprachlich gleichberechtigt sein sollen, wie sie es immer waren“, sagte Georg. „Nirgends war Deák populärer als bei uns Schwaben.“

„Nun, Herr Trauttmann, die neue Regierung Seiner Majestät will wieder an jene Zeiten anknüpfen und es werden vielleicht manche Gegensätze ausgeglichen werden“, sprach der Minister. „Was aber haben Sie als Amerikaner sonst für Beobachtungen im Lande gemacht? Welche Aufgabe glauben Sie für sich bei uns gefunden zu haben?“

Georg war überrascht von diesen Eröffnungen und dieser Führung des Gesprächs durch den Minister. Ein Gefühl des Dankes und froher Zukunftshoffnung stieg auf in ihm. Er wurde warm und schilderte Dr. Deszöffy die vielen guten Eindrücke, die er von dem allgemeinen kulturellen Fortschritt auf den verschiedensten Gebieten empfangen habe. Wie sehr ihm das äußere Bild der Hauptstadt gefalle, was er in Temesvar, in Arad und

anderen kleineren Städten gesehen. Das Bestreben, auf ein europäisches Niveau zu gelangen, sei unverkennbar. Aber anderseits entferne man sich wieder von Europa durch die schonungslose Verletzung aller natürlichen Volksüberlieferungen, durch die Züchtung einer theoretischen Nation, was direkt zu Hohn und Spott herausfordere. Die Sprachenfrage sollte, wie in Amerika, überhaupt kein Politikum sein. Man müßte sie ausschalten aus dem Tageskampf, so wie man die Religion ausgeschaltet habe. Eines der abscheulichsten mittelalterlichen Fürstenrechte war, daß die Herrscher die Religion ihrer Untertanen bestimmen durften. Das seien wir los. Aber ein so äußerlicher, mechanischer Staat wie Ungarn, beanspruche das Recht, die Muttersprache von zehn Millionen seiner Bewohner auszurotten? Das sei wohl einzig in der Welt... Meines Erachtens müßten in Ungarn wohl alle Funktionäre des Staates, nicht alle Völker doppelsprachig gemacht werden."

Georg merkte, daß er abschweife. Er unterbrach sich selbst und kam auf die Entdeckung zu sprechen, die er im Süden gemacht habe. Beim ersten Wort darüber wuchs die Spannkraft, mit der Dr. Deszöffy ihm zuhörte, in auffallender Weise. Er beugte sich ganz vor, als wolle er jedes Wort, das sein Gast sprach, von seinen Lippen nehmen.

„Endlich kommt ein Ingenieur, der das erkennt!" rief er aus. „Ich war in Torontal Obergespan und weiß alles, was Sie mir sagen wollen. Heimlich habe ich an dem Projekt selbst unablässig gearbeitet, aber beim Ministerium kein Glück damit gehabt. Dafür hatte man kein Geld und kein Herz. Es kam eine bureaukratische Aufnahme des ganzen Laufs der Donau zustande, ihre Regulierung da

und dort wurde als erwünscht bezeichnet, aber wir hatten keinen Fachmann, der das Genie und die Initiative besessen hätte, die Herren zur Tat anzuspornen. Die Auswanderung war der liberalen Ära hier gar nicht unwillkommen. Man sah in ihr das Ventil, das unseren überheizten Kessel vor dem Zerspringen bewahrte. Nur fort mit allen unzufriedenen, deklassierten Elementen, sagte man mir. Und man garantierte einer Schiffsgesellschaft eine jährliche Minimalzahl von dreißigtausend Auswanderern, vom Mehrertrag unserer Ausfuhr an Menschen und Arbeitskraft aber nahm man Prozente. Aber ich werde diese schändlichen Prozente", sprach temperamentvoll der Minister, „in den Dienst Ihres Projektes stellen. Haben Sie nur Geduld. Wir werden miteinander Flüsse regulieren, Kanäle bauen und Sümpfe entwässern. Ich werde Sie sogleich meinem Kollegen, dem Herrn Ackerbauminister, empfehlen. Die Sache fällt leider in sein Ressort. Wie lange bleiben Sie in Budapest?"

„Ganz nach Belieben, Herr Doktor, ich bin ein freier Mann. Auch bin ich wohlhabend und erstrebe nichts für mich — was ich betonen möchte."

„Das ist gut", sagte der Minister und erhob sich, „es stärkt das Vertrauen. Melden Sie sich, bitte, in zwei Tagen im Ackerbauministerium. Aber sehen Sie, bitte, in mir den eigentlichen Förderer Ihrer Sache. Nur in mir! Wenn Sie das Projekt für den Herrn Obergespan fertig haben, übergeben Sie es ihm, damit der Amtsweg gewahrt bleibe. Und trachten Sie Anschluß an das Ackerbauministerium zu finden. Aber mir persönlich bitte ich ein Duplikat Ihres Projektes aus. Es interessiert mich ungemein. Mehr als Sie glauben. Ich bin ein alter Weltverbesserer."

„Ich bin glücklich," sprach Georg, „einen solchen Mann auf diesem Posten gefunden zu haben."

„Schmeicheln Sie mir nicht, Herr Trauttmann, das haben Sie nicht nötig. Sie werden meine Tür immer offen finden, wenn Sie zu mir kommen wollen. Ich danke Ihnen."

Und mit einem kräftigen Händedruck entließ der Minister seinen Gast. Zu viele Leute warteten noch auf ihn. Auf seinen Bogen aber schrieb er ein paar Worte, die er dreimal energisch unterstrich.

*

Bei Dr. Paul Boldog ging es beinahe so lebhaft zu wie beim Minister. Seine Advokaturskanzlei lag in der Belváros, der innern Stadt, und im eigenen Hause. Es war ein modernes Haus, ja ein Palais. Man stieg auf einer eleganten Treppe, die mit Teppichen belegt war, empor zur Kanzlei. Die Fenster des Treppenhauses, die in den Hof führten, waren mit färbigen Glasmalereien bedeckt und gaben nur ein fahles Dämmerlicht. Überall lugten elektrische Glühkörper hervor. Das Treppenhaus war offenbar auch für festliche Beleuchtung eingerichtet.

Wenn man eines der farbigen, ungarische Historien darstellenden Fenster öffnete und den Kopf aus dem stimmungsvollen Stiegenhause nach dem Hof wendete, da gab es allerdings ein anderes Bild. Offene, freischwebende Gänge, auf deren Eisengeländer den ganzen Tag die Federbetten hingen, oder Kleider, nasse Wäsche, Teppiche gesonnt wurden. Man sah in Hofwohnungen, vor deren Türen zigeunerhafte Dienstmädchen herum faulenzten, offene Küchen, deren Dunst in den Hof quoll, gemeinschaftliche Anstandsorte, vor denen ein Passagier auf den

anderen wartete. Es war der soziale Stil aus Urgroß-vaters Tagen in diesem Palais konserviert worden. Einer ging an den Fenstern des andern vorüber und wenn es regnete, gab es Schleifbahnen auf den Gängen für die Jugend. Zank und Streit ertönte bald da, bald dort, Scheltworte in allen Landessprachen flogen durch die Luft. Aus dem Erdgeschoß des Hofraumes stieg der Stallduft zu den Wohnparteien empor, denn Dr. Boldog besaß eigene Pferde, und eine Mistgrube, in der der Dünger aufbewahrt wurde, öffnete täglich zweimal ihre schweren Eichendeckel. Aber nur wenn von oben endlich geschimpft wurde, schlossen sie sich wieder. Die Mücken-schwärme, die vom Stall in die Küchen emporstiegen, erhielt jeder Mieter in diesem Palais gratis in der Suppe.

Nelly Bárdy war bei Boldog vorgefahren, der Portier empfing sie ehrerbietig und öffnete ihr die Tür in das Treppenhaus. Sie lächelte ihn an, raffte ihre raschelnde Seidentoilette mit der Linken und stieg rasch in den Halbstock hinauf. Im Wartezimmer Boldogs drängten sich die Klienten. Einige verhandelten mit den drei Kon-zipienten des Hausherrn und seinen Schreibern, andere warteten, bis Dr. Boldog selbst frei wurde. Nelly kannte den und jenen und alle kannten sie. Sie war zur Zeit die bevorzugteste Darstellerin von Hosenrollen in der Hauptstadt. Jeder mußte sie als Husar, als Jockey, als Ruderer, als Ringer oder in sonst einer für sie ge-schaffenen Entkleidungsrolle gesehen haben. Sie war von vollendetem Wuchs, und es gab nur wenige Männer in Budapest, die ihre Gestalt nicht bis in alle Intimitäten und Eigenheiten kannten. Ihre Hals- und Rückenlinien galten als einzig schön, der Schwung ihrer

Hüften entzückte alle Kenner. Und ihr Lächeln war typisch. Wo man ihr Bild sah, lächelte man mit ihr. Ihre Schönheit war ein allgemeines Gut und doch wußte man ihr nichts Schlimmes nachzusagen, denn — sie war immer in festen Händen. Und sie galt für treu. Schauspielerin war sie allerdings keine. Doch als Episodistin, als Soubrette dritten Ranges schuf sie sich ein eigenes Fach, als Schaustück und Augenweide wurde sie dem Theater unentbehrlich.

Und so wurde sie auch in der Kanzlei des Dr. Boldog, in der sie nicht selten erschien, von allen Seiten mit einem Gemisch von Schwärmerei und Vertraulichkeit begrüßt, sowohl vom Personal als von den Klienten. Sie möge ein klein wenig Geduld haben, bat sie der Stellvertreter Boldogs, und wollte sie in seinen Verschlag locken; die Klienten aber traten ihr Vorrecht, das Antlitz Boldogs zuerst zu sehen, selbstverständlich an Nelly Várdy ab. Für ein dankbares Lächeln von ihr wartete jeder gern.

Nelly lehnte die Einladung des Kanzleidirektors, ihm hinter der Glaswand, die ihn von den anderen Beamten trennte, Gesellschaft zu leisten, dankend ab und nahm auf dem Sofa Platz. Dieser Herr Dr. Grünwald gefiel ihr nicht, seine Glotzaugen belästigten sie... Nelly gegenüber saß verdrossen der Direktor einer Schiffahrtsgesellschaft, Albert Nyári. Er grüßte, versank aber wieder in Gedanken. Ihn heiterte selbst Nellys Anblick nicht auf. Und diese erinnerte sich, gelesen zu haben, daß man seiner Gesellschaft die Subvention entziehen und ein Konkurrenzunternehmen unterstützen wolle. Seine Existenz war vielleicht bedroht. Da kam er wohl zu Dr. Boldog um Hilfe. Der kannte alle Wege, die gemacht, alle Hände, die gedrückt sein wollten in solchen Fällen. Er galt als der

heftigste Gegner der Schiffsgesellschaft in der hauptstädtischen Repräsentanz. Wenn er seine Angriffe einstellte, wäre schon viel gewonnen ... Am unteren Ende des Tisches saß ein behäbiger freundlicher Herr, ein Fabrikant aus Wien. Der „Schwab“ tat, als ob er das „Budapesti Hirlap“ lesen würde, das er in die Hand genommen hatte ... Sein ungarisches Absatzgebiet schien in Gefahr zu sein durch die Tulpenbewegung gegen alles Österreichische, alles Wienerische. Wenn es schon sein mußte, wollte er ja eine Filiale seiner Wiener Fabrik in Preßburg errichten, knapp über der Grenze, damit er das Recht erhalte, seine Erzeugnisse mit der nationalen Tulpe oder dem Vogel Turul zu schmücken. Und seine Freunde hatten ihn zu dem geriebensten Advokaten von Budapest geschickt, der sowohl im Reichstag, als im Pester Komitat und im hauptstädtischen Munizipium eine Stimme hatte. Kein Opfer war dem Fabrikanten zu groß, wenn er seinem Hause nur den ungarischen Markt rettete.

Neben Nelly, auf einem einfachen Stuhl, nahm eine ältere Dame Platz. Sie hatte ein feines, aber stark verwittertes Gesicht, war schwarz gekleidet und verschleiert. Sie schien in Trauer zu sein. Nelly erwiderte den bescheidenen Gruß höflich. Nach einer Weile neigte sich die Frau ganz nahe zu ihr hin und flüsterte: „Zweitausend Ansichtskarten habe ich von Ihnen in einer Woche verkauft, liebes Fräulein.“

„Oh, da gratuliere ich.... Wo haben Sie Ihr Geschäft?“

„Mein Mann hat einen Kiosk auf der Andrassystraße seit Jahren in Pacht. Er ist mir leider gestorben und jetzt liegt alles auf mir. Jedes Jahr hat Dr. Boldog meinem Manne bei der Gemeinde geholfen, daß der

Pacht verlängert wurde. Ich will ihn bitten, daß er für die Witwe dasselbe tut."

„Soll ich Sie unterstützen?" fragte Nelly.

„Ach bitte vielmals, gnädiges Fräulein!" rief sie lebhaft aus, dann aber dämpfte sie ihre Stimme und flüsterte: „Er soll die Gnade haben, es billiger zu machen. Ich habe eine Tochter, wir leben nur von dem Kiosk."

„Gerne werde ich ihm das sagen, liebe Frau. Wie heißen Sie?"

Barbaczi Kati, liebstes, gnädigstes Fräulein."

Die Türe des Allmächtigen öffnete sich und er erschien. Ein feister, glatter, braunhaariger Mann in den Vierzig. Listige Augen, mephistophelische Brauen. Er geleitete einen Klienten bis vor die Türe, zog sich aber rasch wieder zurück. Ein Beamter der Kanzlei, der eine Mappe unter dem Arm hielt, trat sogleich heran. „Nur ein paar Unterschriften!" sprach er entschuldigend zu Nelly und verschwand hinter der dickgepolsterten Tür des Chefs. Als er nach wenigen Minuten zurückkam, verbeugte er sich vor Nelly Bárdy und bat sie, einzutreten.

Dr. Paul Boldog saß hinter seinem Schreibtisch und schlürfte an einer Schale schwarzen Kaffees. „Bitte, Platz zu nehmen, liebes Fräulein," rief er mit geschmeidiger Stimme, „ich stehe zur Verfügung ... Eine Zigarette gefällig?"

Er zündete sich eine solche an und reichte jetzt auch Nelly seine Dose. Sie nahm an und er gab ihr Feuer.

Seine dunklen Augen blickten lauernd aus den Winkeln seines feisten Gesichtes und sein ganzes Wesen atmete Genugtuung über das Erscheinen dieses Gastes. „So schnell, schöne Nelly? Was bringen Sie Gutes?"

„Oh, nichts Besonderes. Ich brauche nur dringend Ihren Rat, Herr Doktor."

„Wie, Sie waren noch nicht droben?" fragte Boldog mißgelaunt. „Ich bat Sie doch so dringend . . ."

„Ja, ja, davon reden wir dann. Zuerst kommen meine Angelegenheiten . . . Denken Sie, lieber Doktor, der Pista soll unter Kuratel gestellt werden, weil er die Pußta Gyöngyö mir verschrieben hat. Was tun? Man will seinen Geisteszustand untersuchen lassen und mich um mein Eigentum bringen. Ich bin außer mir."

Dr. Boldog lächelte pfiffig. „Das könnte gelingen, wenn Sie nicht mich hätten. Machen Sie sich keine Sorgen und erzählen Sie mir zuerst . . ."

„Nein, nein, ich bin zu aufgeregt. Es sind ja nur lumpige dreitausend Joch, aber ich habe die Pußta so gut verpachtet. Der Kunodi zahlt glänzend. Ich kann jeden Vorschuß von ihm haben. Und wenn Sie wüßten, wie glücklich in Gyöngyö alles ist. Bei uns gibt's keinen Erntestreik. Kunodi zahlt die besten Arbeitslöhne im ganzen Komitat. Die Gutsherren ringsum sind wütend und Pista freut sich wie ein Schneekönig darüber. So viel wußte niemand aus der Pußta herauszuschlagen wie Kunodi und wir . . . Aber was soll werden, wenn . . .?"

„Liebes Kind, ich richte Ihnen das. Wer wird Ihren Grafen untersuchen? Ich kenne meine Psychiater! Der Kunodi wird die Kosten gerne zahlen, damit Sie seine schöne Gutsfrau bleiben", sprach Boldog galant. Dann warf er den Kopf zurück, schlug ein Bein über das andere und fragte: „Also Sie waren schon droben? Was haben Sie erlebt?"

Nelly Bárdy lächelte wieder. Die Sicherheit und Nonchalance des Advokaten gegenüber ihrer Angelegenheit

gab ihr das Gleichgewicht, das sie ein wenig eingebüßt hatte, zurück. „Was ich erlebt habe? Natürlich habe ich den Alten gesprochen.“

„So ohne weiteres?“

„Nicht ganz. Denken Sie, der hat einen Sekretär, der mich nicht kennt. Ein solcher Provinzler ... Ihr Rezept war mir sehr notwendig. Aber dann ging es rasch.“

„— —?“

„Er war reizend. Wie ein echter Kavalier empfing er mich. Ihr müßt euch alle verkriechen vor diesem Prachtmenschen. Möge er hundert Jahre Ministerpräsident bleiben!“

„— —?!!“

„Aber ja ... seine Antwort war sehr einfach. Lassen Sie mich nur ein wenig nachdenken ...“

Dr. Boldog sprang empor vor Ungeduld. „Wie es beliebt. Denken Sie nur nach!“ sprach er und ging im Zimmer auf und nieder.

„Da schön herkommen, Doktorchen. Und niedersetzen,“ sprach Nelly schalkhaft. „Sie Undankbarer. Was geht mich Ihre Politik an? ... Also er sagte: ‚Melden Sie dem Dr. Boldog, mein gnädigstes Fräulein, daß ich die zwei ersten Punkte seiner Wünsche erfüllen kann‘ —“

„Das sagte er?“ rief Boldog erstaunt. „Wirklich, wahrhaftig?“

„Ja, aber den letzten unter keinen Umständen.“

„Am allgemeinen Wahlrecht hält er fest?“

„Jawohl. Und jetzt passen Sie auf: ‚Wenn mein Ministerium auch schon vollzählig ist,‘ sagte Seine Exzellenz, ‚so werde ich mich doch dem Herrn Dr. Boldog sehr, sehr erkenntlich zeigen für alles, was er tut.‘ Das war

seine Antwort. Und dann sprach er vom Theater, er werde kommen, mich zu sehen. Und noch eines sagte er: Seine Türe sei immer offen für mich, immer."

Damit schloß sie triumphierend ihren Bericht. „Was sagen Sie zu meinem Erfolg in der ungewohnten Rolle?"

Dr. Voldog war wie abwesend. In seinem Gesichte zuckte es, seine breite Stirne hatte sich gefaltet und gerötet, man sah es hämmern und toben hinter derselben.

„Danke, danke", sagte er flüchtig. „Gratuliere!" stieß er auf die letzte Frage Nellys hervor. Dann ging er wieder auf und nieder, als ob der Gast gar nicht mehr da wäre. Er murmelte und gestikulierte.

„Was haben Sie denn, Doktor?" rief endlich Nelly und legte ihre Zigarette weg, indem sie sie an der Aschenschale verlöschte.

Dr. Voldog wandte sich ihr wieder zu. „Verzeihen Sie, aber ich kann Sie nicht bitten, länger bei mir zu bleiben. Es warten zu viele Leute ... Ich werde Ihnen diesen Dienst gut honorieren durch meine Intervention in der Sache Ihres Grafen. Vielen Dank."

„Ja, ja, ich gehe schon. Sie sind aber merkwürdig heute ..."

„Verzeihen Sie, ich bin aufgeregt. Ein anderesmal mehr!" Und er küßte der Schmollenden die Hand.

„Noch eins", sagte diese, schon an der Tür. „Draußen sitzt eine arme Witwe. Ich bitte für sie. Helfen Sie ihr recht billig wieder zu ihrem Kiosk."

„Die Barbaczi? ... Die kennen Sie? Ei, ei, ei!"

„Was ist's denn mit ihr?"

„Ei, ei, ei ... Hätt' ich nicht gedacht, schöne Nelly", sprach Voldog zynisch, drückte nochmals einen schmatzenden Kuß auf ihren weißen Handschuh und tätschelte darauf

mit seiner fetten Rechten. „Vorsicht, Vorsicht . . . die Frau ist nicht diskret.“

Nelly Bárdy zuckte die Achseln und ging. Sie verstand Boldog nicht und es schien ihr auch wenig an seiner Meinung gelegen zu sein. Aber als sie der trauernden Witwe im Wartezimmer begegnete, sah sie dieselbe doch mit ganz anderen Augen an. Und sie zog die Hand fast unhöflich zurück, die jene dankbar ergriffen hatte und sogar küssen wollte. Das Gesicht unter dem Trauerschleier machte ihr jetzt einen ganz eigenen Eindruck. Sie fand die richtigen Worte nicht, es zu kennzeichnen. Wie das leibhaftige Laster kam ihr diese Frau jetzt vor.

Dr. Boldog, der von Nellys Mitteilungen in ungewöhnlicher Weise angeregt worden war, griff rasch nach seinem Schreibtischtelephon, als sie sich entfernt hatte. Er rief den Sekretär seines Parteiklubs auf und gab ihm den Auftrag, noch für heute abend eine vertrauliche Sitzung des Vorstandes einzuberufen. Dann klingelte er und ließ den Schiffahrtsdirektor eintreten.

Dreimal hatte er in der Stadtvertretung gegen diese Gesellschaft gesprochen und der Direktor war nicht zu ihm gekommen. Was mußte das für ein weltunkundiger Mann sein? So ließ er ihm indirekt nahelegen, diesen Gang zu machen. Das endlich wirkte.

Albert Nyári trat ein. Er war ein eleganter Mensch, ehemals Kapitän seiner Gesellschaft. Seine magyarische Abstammung war, nach seinem Namen zu schließen, unzweifelhaft, aber schon sein Urgroßvater lebte in Wien und die Familie hatte keinen Zusammenhang mehr mit Ungarn. Sein Name hauptsächlich war bestimmend dafür, daß ihn die Gesellschaft nach Budapest als Direktor delegierte und er hatte hier einen schweren Stand.

Dr. Boldog kam ihm keinen Schritt entgegen.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor," sprach Nyári, „daß ich direkt zu Ihnen komme. Aber man hat mich dazu ermutigt und mir gesagt, Sie ließen sich sehr gerne besser informieren über unsere Gesellschaft."

„Gewiß, ich bin ein Gegner, aber kein Feind. Vielleicht überzeugen Sie mich, daß ich unrecht habe", sagte Dr. Boldog, vieldeutig lächelnd und wies dem Besucher den Stuhl neben seinem Schreibtisch an.

Albert Nyári wies auf die Verdienste seiner Gesellschaft um die Donau- und die Seeschiffahrt in Ungarn hin und suchte nachzuweisen, daß der Bestand ohne Subvention unmöglich wäre. Wenn aber die Hauptstadt jetzt auch noch Schwierigkeiten mache und ihr nicht nur einige Landungsplätze kündige, sondern auch die Gründe, wo sie ihre Werkstätten und Magazine habe, so sei das der Ruin."

„Wir brauchen unsere Gründe für Bauplätze", entgegnete Boldog. „Ihre Hütten verunstalten den Quai. Budapest muß Toilette als Weltstadt machen."

„Ja, aber man muß uns einige Jahre Zeit lassen. Wir wollen ja trachten..."

„So? Nun, wieviel Jahre Frist soll ich beantragen?"

„Wie, Sie wollten selbst? Oh, danke! Sagen wir fünf, sechs Jahre."

„Hm...Was gewähren Sie?" sagte lauernd Doktor Boldog.

„Soweit es möglich ist, wollen wir alle jene nationalen Konzessionen machen, die Sie in Ihrer letzten Rede verlangt haben. Wir wollen unsere Fahrpläne nur magyarisch ausgeben in Ungarn. Wir wollen die Wiener Kellner auf unseren Schiffen abschaffen oder an der

Grenze auswechseln. Es soll kein anderes Getränk mehr verkauft werden auf unseren Schiffen als ungarisches Produkt."

„Und so weiter!" fiel Boldog ein. „Wenn ich das alles melden kann, werde ich meine Anträge gegen Ihre Gesellschaft zurückstellen können auf fünf, sechs Jahre... Liegt Ihnen sehr viel daran?"

„Unendlich viel!"

„Hm... Ich kann auch meine Partei im Abgeordnetenhause Ihrer Subventionssache günstiger stimmen, wenn Sie den österreichischen Charakter Ihrer Gesellschaft mehr und mehr abstreifen."

„Bitte, ja, das wollen wir."

„Ich kann Ihnen also die allergrößten Dienste leisten, unbezahlbare Dienste..." Dr. Boldog sprach die letzten Worte gedehnt, nachdrücklich. Und er wartete jetzt auf eine Erwiderung.... „Marha! Marha!"*) murmelte er vor sich hin, als diese ausblieb und erhob sich. „Und Sie glauben, daß ich dies alles umsonst für Sie tun werde?" fragte er den Direktor jetzt zynisch.

„Das nicht, das nicht, Herr Doktor. Ich bin bevollmächtigt, Ihnen unsere Rechtsvertretung vom nächsten Jahre ab anzubieten", erwiderte Nyári.

„Wer weiß, ob wir im nächsten Jahr noch leben!" lachte Dr. Boldog. „Zahlen Sie für jedes Jahr, das ich Ihnen als Frist erkämpfte, zehntausend Kronen auf mein Bankkonto ein, und die Sache ist in Ordnung.

„Es soll geschehen", sprach Albert Nyári betroffen, verbeugte sich und ging. Die Hand Boldogs, die dieser ihm zum Abschied reichen wollte, übersah er.

*) Rindvieh! Rindvieh!

„Herr Alois Breselmayer!“ rief Boldog seinem Schreiber zu, als dieser jetzt wieder mit seiner Mappe kam und um Unterschriften bat.

Und es trat der Wiener Fabrikant ein. Ein behäbiger, blonder, freundlicher alter Herr mit blauen Augen.

„Habe die Ehre, Herr Doktor. Sie sind mir von einem Bekannten, der auch schon eine Fabrik in Preßburg hat, empfohlen worden. Und da bin ich.“

„Ich weiß, Herr Breselmayer. Nehmen Sie Platz. Ihr Buchhalter hat mir ja alles geschrieben. Haben Sie für Ihre Fabrik schon einen Direktor in Aussicht, der ungarischer Staatsbürger ist und magyarisch versteht?“

„Muß das sein?“

„Wenn ich Ihre Sache vertreten soll, muß es sein. Ich trage in jede Angelegenheit das patriotische Moment hinein. Damit setzt man bei uns alles durch.“

„Hahaha.... Vielleicht können Sie mir jemanden empfehlen, wenn wir so weit sind.“

„Gewiß. Ihr Vertrauen ehrt mich, Herr Breselmayer. Es ist aber noch ein anderes patriotisches Moment zu beachten... Wählen Sie nicht Pozsony!“

„Aber, Herr Doktor! Nicht Preßburg? Ich hab' mir dort schon einen Bauplatz ang'schaut. Und es liegt uns so bequem. In einer Stund' ist man von Wien in Preßburg. Ich kann die Fabrik jeden Tag inspizieren und der billige Wassertransport für unsere Ware ist eine Notwendigkeit.“

„Bedaure. Sie müssen das glauben, was ich sage. Mit Pozsony ist es nichts. Wenn unsere Partei ans Ruder kommt — und sie kommt daran — dann wird für diese Vorstadt von Wien nichts mehr geschehen. Reden Sie mit unseren Leuten. Pozsony wird ein pangermanisches

Wespennest, wenn wir dort immer neue österreichische Ansiedelungen dulden. Ich verschaffe Ihnen eine Subvention für Ihre Fabrik, aber Sie müssen mir folgen."

„Eine Subvention?" fragte Breselmayer erstaunt, „Ja, daran denke ich ja gar nicht!"

„Aber ich!" erwiderte Dr. Boldog und lächelte grinsend.

„Wenn Ihre Weltfirma mir eine patriotische Fabrik mit einem ungarischen Direktor in einer magyarischen Stadt macht, lassen Sie das andere meine Sorge sein. Sie werden subventioniert."

„Da muß ich mit meinem Bruder reden, Herr Doktor. Der ist Mitteilhaber... Und wie viel wär' denn die Subvention?"

„Hm... das kommt darauf an", sprach Boldog zögernd, lauernd. „Wenn wir Halbpart machen, Herr Breselmayer, schlage ich Ihnen die Kosten des Fabriksbaues und ein paar Jahre Steuerbefreiung heraus. Meine Intervention kostet nichts."

Alois Breselmayer schaute den Advokaten mit großen Augen an. „So wird das hier gemacht?" hätte er gern sagen mögen, aber er tat es nicht, er schwieg. Der Absatz seiner Fabriken nach Ungarn betrug Hunderttausende im Jahr. Er wollte für den Schein einer Zweigniederlassung Opfer bringen; was ihm hier angeboten wurde, das war etwas anderes. Darüber konnte er allein nicht entscheiden.

Es entstand eine kleine Pause. Boldog war überrascht, daß sein Gast nichts antwortete. „Sie wollen die Sache überlegen? Ganz recht. Sagen Sie Ihrem Bruder, ich wisse Ihnen gute billige Baugründe in anderen Donaustädten genug. Und gerade jetzt sei die Konstellation sehr günstig, ich stünde vortrefflich mit dem Ministerium."

„Ja, Herr Doktor. Ich komme nächste Woche wieder herunter zu Ihnen. Guten Tag, empfehl' mich."

Dr. Boldog sah ihm ironisch nach. So ein dummer Schwab, dachte er. Sie taugen doch alle nichts. Jeder Jude hätte mit beiden Händen nach dem Geschäfte gelangt. Er muß sich das erst überlegen!

Unwirsch klingelte er seinen Schreiber herbei.

„Die Barbaczi soll hereinkommen!"

Frau Barbaczi Kati schlug den Trauerschleier über Ihren Hut zurück und trat ein. „Küss' die Hand, Herr Doktor, küss' die Hand!" sprach sie und knixte.

Dr. Boldog sah sie an. „Noch immer in tiefer Trauer? Meines Wissens ist Ihr Mann doch schon vier Monate tot."

„Oh, mein armer Mann!" sagte die Witwe mit Tränen in der Stimme.

„Na, na, na! Spielen Sie mir doch keine Komödie vor. Ihr habt wie Hund und Katze miteinander gelebt."

„Oh, er war gut!"

„Ja, er hat Sie nie gestört bei Ihren Geschäften. War den ganzen Tag im Kiosk."

„Kann ich den Kiosk wieder bekommen? Werden Sie die Gnade haben?" seufzte die Frau Barbaczi.

„Nicht anders als sonst, das wissen Sie. Es sind Bewerber genug da, die mich überlaufen um meine Protektion bei der Gemeinde."

„Hat denn das gnädige Fräulein Bárdy nicht für mich gesprochen?"

„Leider! Und ihr werden Sie Ihr Wort geben, daß ich Ihnen die Sache umsonst gemacht habe bei der Gemeinde, verstanden?"

„Oh, ich sehe die Dame ja nie."

„So, so, so!...Sind Sie aufrichtig, Frau Barbaczi, wem haben Sie die schon verkuppelt?“

„Niemandem!“

„Nur sehr hohen Herren, was?“

„Nein, Herr Doktor, die braucht mich nicht.“

„Na, daß Sie so diskret sind, das ist schön von Ihnen...Sie können also den Kiosk wieder haben, er ist mir zugesagt für die Witwe Barbaczi. Was Sie zu tun haben, wissen Sie. Und jedes Wort, das Sie über die Sache reden, ist gefährlich.“

Die Barbaczi Kati nickte stumm. Dann sagte sie sentimental: „Es ist ja nur für meine Tochter. Die soll brav bleiben und nichts wissen...“ Und sie erhob sich.

„Warum besucht mich der Herr Doktor nie mehr?“ fragte sie.

„Haben Sie denn etwas für meinen Geschmack?“ erwiderte dieser zynisch. „So etwas Schlankes, Junges, Fünfzehnjähriges?“

„Ich glaube, ja. Vielleicht schicken Sie mir einmal eine Loge ins „Orpheum“ und besuchen mich dort. Ich werde nicht allein sein.“

„Gut, gut. Aber den Witwenschleier, den legen Sie dort wohl ab“, sprach lachend Dr. Boldog und entließ seine Klientin. Der Verkehr mit der Edlen hatte seine Stimmung wieder gehoben.

Jetzt blickte er nach der Uhr. Oho, schon so spät? Schluß für heute. Er empfing niemanden mehr und zog sich in seine Wohnung zurück. Eine halbe Stunde später waren seine Russen eingespannt und er fuhr in das Stadtwäldchen hinaus. Als seine elegante Equipage in die Andrassystraße einbog, grüßten ihn von rechts und links die Leute. Sein grauer Zylinder, den er mit der

Würde eines Staatsmannes trug, machte ihn schon von weitem kenntlich. Dr. Boldog Pál war eine stadtbekannte Figur. In seiner Kanzlei ein harter Geschäftsmann, in seinem Parteiklub ein tückischer Debatter, war er auf der Straße der liebenswürdigste, freundlichste und leutseligste Volksmann, der sich denken läßt. So tief wie sein grauer Zylinder senkte sich kein anderer Hut vor dem Gruße eines Wählers.

X.

Georg Trauttmann weilte noch in der Hauptstadt, als das Ereignis der Programmverkündigung im Ofener Palais des Ministerpräsidiums sich vollzog. Er war zwei Tage nach seiner Unterredung mit dem Minister des Innern richtig vom Ackerbauminister empfangen worden; dieser machte ihn mit dem Leiter der Abteilung für Wasserbauten bekannt, dem Ministerialrate Emmerich Sárváry, da er selbst zu sehr von politischen Fragen in Anspruch genommen war. Die Empfehlung, die der Minister ihm an den Abteilungsvorstand gab, mußte ganz ungewöhnlich gewesen sein, denn dieser Beamte, der einen nichts weniger als wohlwollenden Eindruck machte, stellte ihm all seine Akten, Pläne und Aufnahmen über geplante und immer wieder fallen gelassene Regulierungen am Laufe der Donau und der Theiß zur Verfügung. Der frühere Staatssekretär im Ackerbauministerium leitete persönlich eine Kommission, die wieder einmal die Frage zu studieren hatte, der jetzige aber, hieß es, habe nur gelächelt zu diesen Plänen. Es schien dem Vorstand, einem Juristen, der gar nichts von diesen Dingen zu verstehen erklärte, nicht unangenehm, wenn Georg ihn genau informieren wollte. Denn seine Leute kümmerten sich nicht um die Frage.

Er stellte ihm ein Zimmer zur Verfügung und einen deutschsprechenden Konzeptsbeamten. Er möge kommen, so oft er wolle.

So war nun der wunderliche Fall eingetreten, daß ein Fremder, daß Georg Trauttmann, den eigentlich niemand kannte, auf sein ehrliches Gesicht hin ein Bureau im Palaste des Ackerbauministeriums eingeräumt erhalten hatte und daß ihm alle technischen Vorarbeiten zur Lösung des Donauproblems, die bis auf den Grafen Stephan Széchenyi zurückreichten, zur Einsicht und zum Studium vorgelegt wurden. Er nützte die Zeit redlich aus und arbeitete zum Entsetzen seines Hilfsbeamten Tag für Tag von neun Uhr früh bis drei Uhr nachmittags. Das war unerhört. Es gab im ganzen Ministerium keine drei Beamten, die vor elf Uhr in ihrer Kanzlei erschienen und sie nicht um ein Uhr wieder verlassen hätten. Dieser Hospitant aber, von dem niemand wußte, was er hier wollte, quälte einen Beamten und einen Diener Tag für Tag.

Géza Hodossy, seines Zeichens Konzipist, die Hilfskraft Georgs, murrte. Und nicht selten streikte er und erschien überhaupt nicht, oder sehr spät. Georg schien das gar nicht zu bemerken. Der Geck war ja auch kein Techniker, war auch ein Jurist. Was sollte er ihm nützen? Und er gehörte zur Gentry, er hatte sein Amt offenbar nur erhalten, damit er den Anspruch auf irgendeinen geringfügigen Gehalt, ein staatliches Taschengeld, besaß. Im Amte frühstückte er, rauchte, machte Besuche in Nebenkanzleien oder empfing solche bei sich, angenehme und unangenehme, vor denen er sich verbarg... Von einer Arbeit war nichts bei ihm zu merken, sein Leben schien sich nur immer zwischen hübschen Weibern und Geldverleihern abzuspielen.

Daß Georg ihn eigentlich nur dazu benützte, um sich in der magyarischen Sprache zu üben, das merkte der elegante, nach englischen Modejournalen gekleidete Jüngling gar nicht, ja, es gewann ihm sogar die Sympathie desselben. Ein paar gute Zigarren jeden Tag halfen nach und ein Souper im Hotel Hungaria, wo Georg einige Zeit wohnte, machte seinen Sieg über den Widerstrebenden zu einem völligen. Aber seine Amtsstunden hielt Hodossy deshalb doch nicht ein.

Georg lebte ahnungslos dahin in seinen Studien und er war eines Morgens ganz sprachlos über die Zeitungen, die in ein wahres Wutgeheul ausbrachen über das Ministerium des Freiherrn v. Gömöry. Wie eine Bombe war gestern das Programm des Kamarillaministeriums in Ofen geplatzt. Eine vielhundertköpfige Deputation Ofener Bürger war vom Ministerpräsidenten empfangen worden, ihr Sprecher gab den schweren Besorgnissen Ausdruck, von denen das Vaterland bedrückt sei, und er bat im Namen der Nation um Aufklärung über die Pläne der Regierung. Die schändlichsten Gerüchte würden verbreitet über die absolutistischen Absichten des Ministeriums und es sei ein Gebot des Patriotismus, um Klarheit zu bitten, um Wahrheit. Das Land werde dem Ministerpräsidenten dankbar sein für jedes Wort der Beruhigung.

Géza v. Gömöry hatte auch für diesen Festakt seine militärische Uniform nicht angelegt. Er war im einfachen schwarzen Schlußrock in seinem Empfangssaal erschienen und kein Minister begleitete ihn. Nur sein Präsidialsekretär, der hinter ihm eingetreten war, stand ihm zur Seite bei dem wichtigen Vorhaben. Mit Eljenrufen wurde Gömöry empfangen. Seine hellen Augen blitzten, als er einen prüfenden Blick über die stattliche

Versammlung warf. Aber er fand nicht ein bekanntes Gesicht in diesem Kreise und das irritierte ihn ein wenig. Während der Sprecher der Deputation seine rednerischen Alltäglichkeiten vortrug, weilten Gömörys Gedanken wohl in diesem Saale, aber bei ganz anderen Ereignissen. Was hatte sich im Laufe der letzten dreißig Jahre nicht alles in diesem Saale vollzogen! Hier versammelte sich alljährlich am Neujahrstage die Blüte des Parlaments, um den Ministerpräsidenten zu beglückwünschen, der immer auch der Führer der Mehrheit war. Viele berühmt gewordene Reden nahmen von hier aus ihren Flug durch die Welt. Was er heute hier vorhatte, das war nicht minder wichtig, als alles, was je hier geschah oder gesprochen wurde. Aber wie ganz anders war die Szenerie für dieses vielleicht historische Ereignis! Vor unbekannten Kleinbürgern, vor Wählern sollte es sich vollziehen, nicht vor den Führern, den Halbgöttern der Nation. Denn diese waren nicht im Lager des Ministerpräsidenten, nicht in dem des Königs... Die anderen Schichten, von denen Dr. Deszöffy ihm so lange sprach, die aufgerufen werden sollten zur Mitarbeit am Staate, sie waren also da...

Es gab Gömöry einen Ruck, als der Sprecher der Deputation plötzlich schwieg. Ihm war wie damals bei Solferino, als er sich das Maria Theresienkreuz holte. Durch! Durch! rief es in ihm und er reckte sich auf mit seiner ganzen kraftvollen Persönlichkeit. Er dankte den Herren für ihr Erscheinen. Unablässig bemüht, an der verfassungsmäßigen Entwirrung der Lage zu arbeiten, habe er gestern die Genehmigung seines Programms von der Krone erhalten. Es füge sich gut, daß man heute zu ihm komme. Er sei geneigt, seine Gäste mit allen Absichten der Regierung bekannt zu machen. Dann erbat er sich die Er-

laubnis, sich setzen zu dürfen, da er nicht frei sprechen, sondern zu lesen gedächte.

Unter höchster Spannung seines Publikums, das die Ehre, die ihm da widerfuhr, vollauf zu würdigen wußte, las Géza v. Gömöry weit über eine Stunde. Sein Vortrag wurde immer wieder von Beifall und Eljenrufen unterbrochen. Jedes Zugeständnis an das Magyarentum, das eine Annäherung an die Forderungen der Opposition bedeutete, wurde beklatscht, das große Ereignis aber, die Ankündigung des allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrechtes, rief einen wahren Begeisterungssturm hervor in dieser bürgerlichen Versammlung. Und es war seltsam, daß ein General der Kavallerie von der Krone dazu bevollmächtigt wurde, die Demokratisierung des ungarischen Staates anzukündigen. Mit erhobener Stimme warf Géza v. Gömöry die Schlußsätze seines programmatischen Vortrages in die Versammlung. „Meine Herren! Wir streben dahin, den demokratischen Fortschritt und die soziale Gerechtigkeit mit dem nationalen Ideale in Einklang zu bringen. Indem wir den Fahneneid auf diese politische Richtung leisten, kehren wir zu den ruhmreichsten Traditionen der nationalen Politik zurück: zu Stephan Széchényi und Franz Deák. Es gibt keinen anderen Ausweg aus den Wirrnissen des Tages als diese Rückkehr. Denn es gibt keine nationale Größe ohne demokratischen und sozialen Fortschritt und es gibt keine soziale und demokratische Entwicklung ohne die kluge und opferfreudige Entfaltung der nationalen Kräfte. Auf den Pfeilern dieser beiden Wahrheiten ruht unser Programm. Und unverbrüchlich halten wir fest an dem staatsrechtlichen Ausgleich mit Österreich von 1867, an der Einheit der Gesamtmonarchie. Nur parteipolitische Verblendung kann leugnen, daß Un-

garn auf dieser Grundlage in wenigen Jahrzehnten die Versäumnisse von Jahrhunderten wettgemacht hat, daß sie eine ungeahnte Kraftquelle für die Nation geworden ist. Scharen wir uns um die bedrohten Basteien, machen wir das Stimmrecht zum Gemeingut des ganzen Volkes und verschmelzen wir die widerstrebenden Interessen jener, die den alten Staat negieren als einen Hort des Unrechtes, und jener, die der Nation nur um ihrer selbstsüchtigen Interessen willen schmeicheln und sie mit Weihrauch benebeln. Führen wir auch sie zur Erkenntnis, daß eine neue Zeitepoche angebrochen ist in der Welt und daß das Verfügungsrecht über die Schicksale des Landes nicht länger ihnen allein gehören kann. Nur auf diesem Wege liegt das Heil, liegt die Harmonie der gesamten Nation mit dem Träger der Krone, unserem erhabenen König, in dem unser Volk seinen gütigen Vater segnet und in dem die ganze zivilisierte Welt das Musterbild eines verfassungsmäßigen, pflichtbewußten, opferwilligen Fürsten verehrt".

So hatte Géza v. Gömöry geendet. Und alles umringte und beglückwünschte ihn, dankte ihm für seine Worte. Der Sprecher der Deputation aber forderte die Versammlung zu einem dreimalig Eljen auf und erflehte in wenigen, kernigen Worten den Segen Gottes und die Unterstützung der Nation für die erleuchtete Regierung, damit sie ihr Programm zum Wohle des Vaterlandes durchführen könne.

Und nun lag es da, dieses Programm, und wurde zerfleischt und mit Füßen getreten. Zu lang, viel zu lang sei es. Und es habe sich boshafterweise von allen Parteiprogrammen das Beste angeeignet, um alle anderen mattzusetzen. Auch vom sozialdemokratischen. Diese Partei

sei künftig überhaupt zwecklos, da ja die Kamarilla die Volksbeglückung auf eigene Faust durchführen wolle. Unerfüllt bleibe nur das nationale Programm, ungestillt nur die heiße Sehnsucht der Nation nach Unabhängigkeit. Und daran müsse diese Trabantenregierung zugrunde gehen.

Darin gipfelten die ersten Wutausbrüche. Aber jedes Blatt und jede Partei behielt sich vor, auf die einzelnen Punkte zurückzukommen. Die Gänsekiele rasselten und die Hochflut staatsrechtlicher Phrasen und volksverhetzender Schmähungen schwoll mit jedem Tage höher an. Die Parteigötzen gingen voran. Sie sahen sich bedroht in ihrer Macht und zogen in ihre Wahlkreise, um der Wirkung des Regierungsprogrammes, die eine mächtige war, entgegenzuarbeiten. Die junge Sozialdemokratie bekannte sich voll Begeisterung zur Regierung, zum König, der die Enterbten des Glückes aufrief, sie spannte sich, so wie Dr. Deszöffy es prophezeite, vor den Pflug des Ministeriums Gömöry und niemand wehrte ihrer Agitation. Kein Stuhlrichter wagte es, wie ehedem, eine sozialdemokratische Versammlung zu verbieten.

Das verbitterte den Streit. Die herrschenden Klassen begannen sich zu fürchten. Und sie verfolgten die Regierung, die sie bisher nur als eine ungesetzliche ablehnten, mit ihrem Hasse, sie versicherten sie, wo es anging, ihrer Verachtung. So stark war die Wirkung einzelner Reden der Parteiführer, daß die Bauern da und dort mit dem Zwischenrufe einfielen, sie seien bereit, ihre Sensen zu schleifen und nach Ofen zu ziehen, wann immer man es verlange.

Georg war oft wie betäubt, wenn er des Morgens die Berichte voll überschäumenden Hasses in den Blättern

las. Er begriff nicht, was an dem wahrhaft edlen, volkstümlichen Programm, in dem er den Geist Deszöffys erkannte, solchen Abscheu verdiene. Er war geneigt, es in allen Punkten zu unterschreiben. Und er meinte, auch die Nationalitäten müßten dies tun. Wie war er erstaunt, als auch diese sich zur Gegnerschaft meldeten. Gömöry hatte die Verstaatlichung des Volksschulunterrichtes verkündet und sie erblickten darin den letzten tückischen Anschlag des magyarischen Staates auf ihre konfessionellen Gemeindeschulen. Er hatte die Staatlichkeit der Lehrerausbildung versprochen und sie sahen darin denselben Überfall. Und auch das Zugeständnis der magyarischen Abrichtungssprache in den Regimentern aus Ungarn faßten sie so auf. Die Siebenbürger Sachsen aber bekamen Krämpfe, wenn sie nur das Wort vom allgemeinen Stimmrecht hörten. Sie fürchteten die Majorisierung durch ihre rumänische Umwelt.

Da mußte sich Georg freilich gestehen, daß er noch ein Stümper war in der Beurteilung des politischen Problems in seinem Vaterlande. Und er wollte weit weg von allem, was ihn an die unleidlichen Zänkereien erinnerte. Seine Arbeiten waren ohnehin zur Not beendet, der Sommer stand im Zenit und es war unerträglich heiß geworden in Budapest. So beschloß er denn, eine Donaufahrt bis ins Schwarze Meer und wieder zurück zu Studienzwecken zu machen und dann an den Plattensee oder in die Karpathen zu gehen. Seine Donaustudien schlossen aber einen Abstecher in sein Heimatsdorf nicht aus, wenn er einmal im Süden war.

Auffallend war ihm seit einigen Tagen das Benehmen der Herren im Ackerbauministerium. Der Vorstand war nie besonders warm, aber höflich blieb er stets mit Georg,

denn er kannte seinen Protektor. Jetzt wurde er immer gemessener und kälter. Der Konzipist, Herr Geza v. Hodossy, war persönlich für Georg gewonnen worden, aber so oft dieser den Namen des Freiherrn v. Gömöry oder des Dr. Deszöffy in den Mund nahm, spuckte der Bursche aus. In drei Monaten gebe es keinen Gömöry und keinen Deszöffy mehr, sagte er. Man werde diese Darabonten ächten. Wenn der König das Parlament nicht bald einberufe, werde es sich selbst versammeln, und wenn er es heimschicken wolle, werde es trotzen und beisammen bleiben. Wie ein Kurucze aus den Tagen des Rákoczi, gebärdete dieser Ministeriale sich. Und so wie er, sei die ganze Jugend Ungarns gestimmt, sagte Hodossy.

Am nächsten Morgen wollte Georg seine Arbeiten im Ackerbauministerium für absehbare Zeit beschließen. Für den Abend gedachte er sich Hodossy einzuladen, der ihm ja trotz allen anfänglichen Widerstrebens nicht unwesentliche Dienste geleistet hatte. Daß er sich einige Male Geld bei ihm ausborgte, dessen Rückerstattung der Edle vergaß, spielte keine Rolle. Wie erstaunte Georg, seinen Kuruczen heute so schweigsam zu finden, so kleinlaut. Was war denn geschehen? Georg selbst wohnte seit einiger Zeit in einem Hotel jenseits des Wassers, in Ofen, wo es ruhiger und kühler war, und da er heute ein wenig verschlafen hatte, eilte er in sein „Bureau“ nach Pest, ehe er ein Morgenblatt zu Gesicht bekam. Er merkte sogleich, daß etwas vorgefallen sein mußte. Seine Frage, was es Neues gebe, wurde zuerst gar nicht beantwortet. Dann, als Georg dieselbe wiederholte, knurrte der Kurucze nur:

„Exzellenzen werden sie!“

„Wer?“

„Alle Trabanten, die es noch nicht sind! Heute sind alle in Wien zur Beeidigung. Just heute, am Tage von Világos!“

„Wie Sie sich das ausdeuten“! erwiderte Georg. „Daran hat doch sicherlich kein Mensch gedacht!“

„Meinen Sie? Das ist die Kamarilla!“ schrie Géza Hodossy. „Aber wartet nur, bis ich einmal Abgeordneter bin!“ Und er schwieg von da ab beharrlich. Georg beschloß, die Rückkunft der Minister aus Wien abzuwarten und Herrn Dr. Deszöffy seine Glückwünsche zur Geheimratswürde auszusprechen. Es hätte sich ja doch wohl geschickt, ihm Dank zu sagen für die erfahrene Unterstützung, ehe er von Budapest fortging. Jetzt hatte er einen zweifachen Grund, vor dem Minister zu erscheinen.

Als Georg nach zwei Uhr seine Mappen endgültig zugeklappt hatte, lud er Géza Hodossy ein, ihm den heutigen Abend zu schenken, es sei vorläufig der letzte; das Programm möge er selbst bestimmen.

Hodossy sah ihn mit gläsernen Augen an. Er hatte während der Amtsstunden ein Glas Wein nach dem andern holen lassen, um seinen patriotischen Schmerz zu vergessen, jetzt war er fertig. Aber er verstand, was Georg meinte.... Er wolle schlafen gehen, sagte er, um sieben Uhr abends stehe er wieder zur Verfügung. Er werde Georg vor der Ressource erwarten.

Trauttmann gab dem Diener einen Wink und drückte ihm Geld in die Hand, damit er einen Wagen für Hodossy beschaffe, denn dieser konnte kaum aufrecht stehen. Dann machte er dem Vorstand der technischen Abteilung seinen Besuch, um sich zu bedanken. Und der Ministerialrat kam ihm heute ein klein wenig wärmer vor als sonst. Es schien, daß auch er in der Geheimratswürde eine Befestigung

der Position seines Ministers erblickte, dessen „Günstling" Georg für ihn war.

Um sieben Uhr abends war Géza Hodossy richtig zur Stelle. Er saß vor der Ressource bei einer Portion Eis und flirtete mit den Damen ringsum. Wie ein englischer Klubmensch sah das Gigerl aus, elegant bis auf die Fingernägel. Eine große Pfingstrose im Knopfloch, mit gespitzten Schnabelschuhen (das Neueste!) und einem Hemdkragen so hoch und so weit, daß er seinen ganzen Stammbaum darin hätte unterbringen können.

Vor ihm lag eine Zigarre wie eine Gurke, mit einer Bauchbinde des Landeskasinos. Und wie sicher! Ein Mittelding von Kavalier und Glücksjäger saß er da, schlug die Beine übereinander und ließ sich bewundern. Und eigentlich war er ein hübscher Junge. Ein wenig blaß heute. Aber das hob sein zigeunerhaftes Wesen, er sah aus wie ein durchgeistigter, müder, junger Don Juan. Und es mußte eine eigene Atmosphäre von ihm ausgehen, das merkte Georg den Frauen und Mädchen an, die da herumsaßen oder auf dem Asphalt promenierten. Keine, die nicht den Blick noch einmal nach ihm wendete, sobald sie ihn gesehen hatte.

„Also was unternehmen wir?" sagte Georg. „Mein Wagen steht zur Verfügung."

Géza nickte gnädig. „Wenn es Ihnen recht ist", sagte er, „besuchen wir zuerst das Magyar Szinház. Die Bárdy spielt heute eine Rolle der Küry Klara. Das muß man gesehen haben. Dann soupieren wir irgendwo auf der Andrassystraße. In Ös Budavár ist ja erst gegen Mitternacht etwas los. Und wenn Sie dann noch nicht genug haben, Herr Chefingenieur, dann können wir ja zur Barbaczi Kati fahren, oder zu einer Partie Bac im Kasino."

Georg sah den jungen Lebemann von der Seite an. „Ein Konzipist!“ dachte er..... „Nicht übel“, sprach er dann. „Sie verstehen zu leben.“

„Mein Gott“, sagte Géza, „das ist der Stil, in dem man bei uns leben muß, wenn man zur Gesellschaft gehören will.“

„Und kostet es nicht viel Geld?“

„Freilich, freilich, aber was kann man machen? Der Vater zahlt, solange er kann. Er hat ja auch so gelebt. Geht es nicht mehr, dann holt man sich hier eine Frau.“

„Hier?“

„Ja, hier in dem Ghetto, zwischen Schwurbrücke und Kettenbrücke.“ Er lachte höhnisch. „Wir nennen den Korso so, weil er von allen Seiten mit Ketten abgesperrt ist und weil man hier die schönsten und reichsten Jüdinnen findet. Das Leben hier müssen Sie im Mai oder September sehen, nicht jetzt... Hier ist der Markt für uns arme Adelige. Wenn einer von uns früher ein Mandat erwischt, ist es freilich besser.... Dann zahlen unsere Schulden die, denen wir als Abgeordnete Gefälligkeiten erweisen.“

Georg schwieg. Er wollte den jungen Mann in seinen Bekenntnissen nicht stören. Dieser aber sah nach der Uhr und meinte, es wäre Zeit.

Vor dem Ungarischen Theater in der Isabellenstraße öffnete ihnen ein Portier in nationaler Gala den Wagenschlag. Eine Equipage folgte der andern. Und doch war das Theater sommerlich schwach besetzt. Nur auf den besten Plätzen sah man Publikum. In einer Loge wurde der graue Zylinder Boldogs sichtbar, in den ersten Reihen saßen nur elegante Herren. Georg sah sich um. Ein schlecht beleuchtetes, unfreundliches Theater, der Hauptvorhang voll schäbiger Inserate. Auf dem matten, crem-schmutz-

farbigen Grundton der Logenwände schreiende rote Türen. Im Orchester keine zwanzig Mann, und doch sollte da eine Operette aufgeführt werden. Ehe die Ouvertüre begann, wurde das dämmerige Haus total dunkel. Diesen in jedem Sinne billigen Stimmungstrick trafen sie gut. Die Aufführung ließ sich leidlich an. Es war viel schauspielerisches Blut in allem, auch in dem kleinsten Episodisten. Nur spielten sie sämtlich in das Publikum und riefen dieses zum Zeugen auf, wie anno Tobak. Dabei traten sie immer ganz vor an die Rampe. Dort war es aber am dunkelsten, man sah gerade dort kein Mienenspiel. Der Beleuchtungskünstler dieses Theaters mit dem stolzen Namen gehörte entschieden nach Kikinda oder Csakova.

Endlich kam sie. Strahlend wie ein Bild aus höheren Sphären trat sie in diese Gesellschaft. Ihre Singstimme war klein, aber ihr Sprechton warm und weich. Sie spielte eine Prinzessin und schien befangen zu sein, aber sie mußte gefallen. Géza Hodossy stieß seinen Nachbar an, machte ihn auf eine Parterreloge aufmerksam. Dort war der Ministerpräsident Baron Gömöry eingetreten. Géza zischte eine unwillige, unverständliche Bemerkung hervor. „Der hat doch heute in Wien bei der Eidesleistung der Darabonten-Exzellenzen assistiert.... Schon hier?.... Er muß direkt vom Bahnhof ins Theater gefahren sein. Schau, schau....“

So murmelte und knurrte Géza Hodossy. Und im Zwischenakte zeigte er Georg den Begünstigten der Bárdy, den Grafen Pista. „Ein fabelhafter Lebemann. Unser Vorbild in allen Moden“, flüsterte Géza. „Ich war mit ihm zwei Jahre gemeinsam am Theresianum in Wien. Ich natürlich als Stipendist. Hab' aber nichts gelernt und mein Stipendium verloren. Er ist längst Abgeordneter.“

„So jung?“ fragte Georg, indem er den Grafen Pista betrachtete, in welchem er das modische Vorbild all der jungen Herren erkannte, die das Theater besetzt hatten. Géza trug dieselbe Halsbinde, denselben Westenschnitt, denselben Bart.

„Pah, bei uns ist man in seinem Alter schon Minister, wenn man will.“

Im zweiten Akte war die Bárdy als Jockey verkleidet und gewann ein Rennen. Sie sah sehr anmutig aus und spielte sich schon freier. Dann tanzte sie einen Csárdás... Mehr Rasse als Talent. Im dritten Akte endlich kam ihre Hauptszene. Die Prinzessin hatte in einem höfischen Festspiel die Göttin der Vernunft darzustellen. Ein griechischer Mantel floß um ihre Schultern und Géza stieß Georg an, aufmerksam zu sein. Die Bárdy hatte eine kleine Arie zu singen und dabei den Mantel für einen Augenblick von sich zu werfen. Das traf sie genial, sie stand splitternackt vor dem Publikum. Nur einen Augenblick, aber der genügte. Ob sie in der Tat nackt war oder ein hautfarbenes Tricot trug, man wußte es nicht und es war auch einerlei: Der Eindruck war der der völligen Entblößung.

Der Beifall, der ihrer graziösen Gestalt von allen Seiten gespendet wurde, war echt. Aber die Schöne hütete sich, die Szene zu wiederholen. Und als sie von der Bühne verschwunden war, gratulierte man dem Grafen Pista. Auch Géza Hodossy eilte zu ihm. Sie sei reizend. Weit besser und weit schöner als die Küry Klara. Es war wie nach einem Wettrennen. Die Stute Nelly aus dem Stalle des Grafen Pista hatte das Derby gewonnen und man beglückwünschte den Eigentümer.

Georg hatte den Freiherrn v. Gömöry beobachtet. Der greise Kavalier schlug seine Handflächen vornehm und

bedächtig aufeinander, aber er warf wahre Blitze auf die Bühne, als Nelly am Aktschlusse erschien und sich auch gegen ihn lächelnd verneigte. Als erster verließ Gömöry dann das Haus.

Der Mann mit dem grauen Zylinder aus der Nebenloge folgte ihm so rasch, daß man meinen konnte, er wünschte der Exzellenz im Dunkeln zu begegnen. Géza Hodossy deutete auf Boldog, als dieser sich entfernte und sagte: „Das ist der Mann der Zukunft.“

XI.

Mit einem schweren Kopfe war Georg Trauttmann am nächsten Morgen erwacht. Was der junge Genosse ihm alles zugemutet hatte.... Oh, dieses Ös Budavár! Es soll ja einmal sehr hübsch gewesen sein. Ein architektonischer Versuch, Alt-Ofen zur Zeit der Türkenherrschaft darzustellen. Eine historische Ausstellungsnummer des Millenniumsjahres und ein Sitz orientalischer, weltstädtischer Üppigkeit. Die bauliche Anlage ist alt und schäbig geworden, die Üppigkeit nicht minder. Ein Matchich, in der ehemaligen türkischen Moschee um Mitternacht getanzt — ah! ah!.. Ein Einakter, im Bett, von der Bänkelsängergesellschaft „folies caprices“ dargestellt — oh! oh! Und mitten in dem Sündenpfuhl von promenierenden Dirnen, herumstrolchenden Strizzis und neugierigen Provinzlern spielte neben den drei Zigeunerkapellen in einem Pavillon auch eine Knabenkapelle. Es war Georg ganz eigen zumute, als er diese blonden Knirpse in ihren verschnürten exotischen Uniformen sah und er fragte seinen Begleiter, woher sie wären. „Oh, das sind kleine Schwaben aus dem Banat!“ sagte dieser harmlos. „Spielen ganz gut.“

Es war Georg, als hätte er einen Schlag ins Gesicht erhalten. Und jetzt spielten sie einen jener ergreifend schönen, altdeutschen Liedertänze, die er in seiner Kindheit wie oft von der heimatlichen Dorfkapelle gehört hatte. Eine Träne rieselte ihm über den blonden Bart, ein stilles Wehgefühl ergriff ihn.... Was sollte hier — hier diese feierlich einfältige, altväterisch biedere Musik? Was sollten diese Kinder deutscher Mütter hier in diesem Pfuhl? Ein elender Spekulant, dieser Kapellmeister und Sklavenhalter. Er hätte ihn von dem Dirigentenplatz des Pavillons herunterreißen mögen...

Heute lächelte Georg über den Anfall von Sentimentalität und Ingrimm. Zum Glück hatte seine Bewegung niemand bemerkt. Sein Begleiter lotste ihn in eine, durch eine Barriere vom Gehweg getrennte Gastwirtschaft hinein, wo schon lange eine ganze Schar von Kellnerinnen mit den Augen lockte. Géza Hodossy wies sie alle brutal ab. Er ging nur an einen Tisch der Mariska, die anderen waren ihm zu zudringlich. Und diese hatte noch einen frei.

Die Mariska kam bescheiden, behutsam an die Gäste heran. Sie grüßte den Begleiter Hodossys und taxierte ihn offenbar. Von Hodossy selbst mochte sie nicht viel halten. Sie war verblüht und abgenützt, aber fein, weich, geschmeidig wie eine braune Angorakatze. Bei jeder Bestellung, die Géza machte, warf die Mariska einen raschen Blick auf den Begleiter. Und Georg verstand das und billigte lächelnd alles. Da wurde das Gesicht der Mariska immer heller, immer jünger. Und sie setzte sich neben die neuen Gäste und trank mit. Ganz bescheiden. Aber ihre Linke legte sie doch behutsam auf das Knie Georgs. Es war eine Anfrage, die ohne Erwiderung blieb...

Als Mariska abberufen wurde, sagte Géza: „Arme Ludern! Jede hat nur drei Tische und keinen Gehalt. Sie müssen sogar das Eintrittsgeld zahlen, wie jeder Besucher in Ös Budavár. Und eine Gebühr für ihre Garderobe obendrein. Fein, was?“

Mariska war schon wieder hier. Sie hatte einen Stammtisch mit Abgeordneten besetzt (der graue Zylinder mitten unter ihnen), einen mit fremden Zufallsgästen. Der dritte schien ihr heute wichtig — Georg schenkte ihr gewiß etwas, dachte sie sich. Aber betteln, wie die anderen? Animieren? Nein. Sie streichelte ihre Gäste mit den braunen Augen, ihre weichen, sanften Worte hingen sich wie die Kletten an jeden, den sie noch nicht erprobt hatte. Nach jeder Münze, die Georg auf den Teller des absammelnden Zigeuners warf, fahndete sie mit Argusaugen. Es war immer eine Krone. Und sie täuschte sich nicht — ein kleines Goldstück glitt zuletzt in ihre weiche Pfote, als Georg die Zeche bezahlt hatte.

Das kräftigte wohl den Kredit Géza Hodossys für eine ganze Woche bei der Mariska.

Dieser war indessen schon wieder etwas betrunken, als man aufbrach. „Armes Luder — die Mariska“, stammelte er, als sie gingen. „Hat bis vier Uhr früh Dienst... Ist, aber mit — tags immer — bei der Barba — czi zu sprechen. Hahaha... Al — tere Herren lieben sie — se — ehr, die Katze.... Servus, Mariska!“ rief er und grüßte devot vor dem Tische der Abgeordneten.

*

Als Georg die Morgenblätter, die nur kurze Berichte über die Beeidigung der neuen Geheimräte in der Wiener Hofburg, aber leidenschaftliche Artikel über die „Lage“

und ausführliche Referate über Nelly Bárdy enthielten, flüchtig durchgesehen hatte, stieg er hinauf in die Ofener Festung. Die Sonne meinte es gut. Sie legte sich mit sengender Glut an die Lehne des Burggartens und niemand kam trockenen Antlitzes hinauf. Die Drahtseilbahn wäre doch vorzuziehen gewesen. Aber es war für eine Ministeraudienz doch noch ein bißchen früh und Georg ging nach einer solchen Nacht lieber zu Fuß. In den stillen Gassen zwischen den Ministerpalästen suchte er den Schatten. Es war so einsam hier oben und so feierlich, so historisch. Wenn der kleine Frühmarkt nicht gewesen wäre, man würde kaum jemandem begegnet sein. Unter den Kugelakazien vor dem Palais des Ministerpräsidenten saß der Torwart und tupfte sich den Schweiß von der Stirne. Ihm gegenüber, am Gitter des Burggartens, duckte sich ein alter Invalide in den schmalen Schatten der Eisenstäbe. Gegen die Burg hin, über den St. Georgsplatz bewegten sich ein paar Fremde, die ihren Reiseführer in der Hand hielten. Einer von ihnen wies auf die Mitte des Platzes und gestikulierte lebhaft. Dabei las er aus seinem Reisebuche den anderen vor, daß hier einst das Hentzidenkmal stand, das Ehrenmal jenes österreichischen Generals, der sich mit seiner kleinen Schar hier gegen eine ganze Revolutionsarmee bis zum letzten Mann behauptete und dann mit seinen Getreuen „den Opfertod für Kaiser und Vaterland starb." Der Fremde las das pathetisch. Dann erzählte er seinen Begleitern, daß dieses Denkmal so lange beschmutzt und beschimpft wurde, bis der Kaiser es entfernen und in den Hof einer Kadettenschule versetzen ließ. Es war Georg peinlich, das anzuhören, denn diese Fremden waren aus dem deutschen Reich und sie taten recht verwundert. Er bog nach rechts

ab und stand vor dem Altofener Festungstheater. Erinnerungen aus seinen Studentenjahren überfielen ihn, hier sah er manchen berühmten Gast aus Wien und aus dem Reiche, es war einst ein deutsches Theater... Eine Gedenktafel, nur für Magyaren lesbar, stellte fest, daß Josef II. dieses Theater anno 1784 errichtete; also wenige Jahre, nachdem er das Burgtheater geschaffen, zu einer Zeit, da man von einer ungarischen dramatischen Literatur noch keine Ahnung hatte. Hundert Jahre blieb es deutsch... Georg ging vor dem Honvedministerium hinüber, um sein Auge zu weiden an dem Landschaftsbild hinter dem Ofener Festungsberg. Unten die malerische Christinenstadt. Links grüßte ihn der Blocksberg mit seiner alten Festung, dort der Schwabenberg mit seinen schönen Landhäusern, das Auwinkel, das Kühletal und als höchster Gipfel der Johannisberg. An jeden dieser Punkte knüpfte sich für ihn eine Erinnerung. Sie werden ja heute sämtlich anders benannt, diese historischen Ausflugsziele der einstigen deutschen Stadt Ofen, die alle getränkt sind mit deutschem Blut aus den Kriegen gegen die Türken, aber er mochte mit diesen neuen Namen nichts zu schaffen haben. Sie waren ihm eine dreiste Vergewaltigung des geschichtlich Gewordenen. Und diese ganze Stadt da drüben, deren Lärm sich in den Säulenhallen des Burgbaues verfing, was ist sie denn anderes, als ein Geschöpf kaiserlicher Gunst, als ein im Schutze des habsburgischen Doppeladlers erblühtes, ursprünglich durch deutschen Fleiß geschaffenes Gemeinwesen? Ihr Grundschema ist ja von einer fast ironischen Loyalitätsbeflissenheit. Josefstadt, Leopoldstadt, Franzstadt, Theresienstadt, Christinenstadt, Elisabethstadt — so viele Namen, so viele Entwicklungsstufen unter habsburgischem Schirm und Schutz.

„Los von Österreich!“, „Los von Habsburg!“, hatte er heute wieder in den Blättern gelesen. Er mußte lächeln... Die Kettenbrücke da drunten schwingt sich unter der Last des auf sie einstürmenden Verkehres, aber sie hält. Ihre Glieder sind zu mächtig und ihre Pfeiler wurzeln zu tief.

*

Sogleich wurde Georg Trauttmann bei dem Minister des Innern vorgelassen. Dr. Deszöffy nahm ohne Ziererei die Glückwünsche zur Geheimratswürde entgegen. Sie war ihm eine Genugtuung gegenüber all den unerhörten Angriffen, denen er sich ausgesetzt sah. Der Kaiser hatte ihn nach der Beeidigung in einer besonderen Audienz empfangen und seinen moralischen Mut offenbar kräftigen wollen. Aber dessen bedurfte es gar nicht. Deszöffy war sich dessen bewußt, eine geschichtliche Aufgabe zu erfüllen und das bot ihm den nötigen Halt. Freiherr v. Gömöry stand auf seinem Posten wie ein pflichtbewußter Soldat, er aber fühlte sich als Träger einer Idee. Sie zu verwirklichen durfte er selbst kaum hoffen, das wußte er. Aber sie auszusprechen und für sie einzustehen war ihm vergönnt.

„Sie sind also noch immer in Budapest?“ rief der Minister.

„Ich komme, um mich zu empfehlen, Exzellenz.“

„Das begreife ich. Die Stadt ist unleidlich im Hochsommer... Man hat mir einmal berichtet, Herr Trauttmann, Sie seien der fleißigste Beamte des Ackerbauministeriums“, sagte lächelnd Dr. Deszöffy. „Was haben Sie denn alles gemacht?“

„Exzellenz“, sagte Georg, „ich bin heute ein Kenner des gesamten Donauproblems. Jetzt will ich den Strom mit meinen Plänen in der Hand befahren. Von Theben bis Semlin. Und auch die Bergfahrt will ich machen. Und im Herbst möchte ich um die Ehre bitten, Bericht erstatten zu dürfen.“

„Mit tausend Freuden! Es scheint, daß Ihr ursprüngliches Projekt sich erweitert hat?“

„Ja, Exzellenz... Ich weiß nur nicht, wie Ihr Herr Finanzminister sich dazu verhalten wird —“

„Schlimm genug, Herr Trauttmann! Es hängt viel ab von dem Umfang der Steuerverweigerungen, mit denen man uns bedroht, ob diese Frage überhaupt so rasch aktuell werden wird. Haben Sie unser Programm gelesen?“

„Mit Bewunderung, Exzellenz!!“

„Sie figurieren schon darin! Haben Sie das nicht gefühlt, als Sie die Stelle lasen vom Bau neuer Kanäle, der Entwässerung fruchtbarer Landstriche und der Regulierung des Stromsystems?“

„Ich glaubte nicht, das auf meine zufällige Anregung zurückführen zu dürfen.“

„Da sind Sie zu bescheiden. Ich rechne auf Sie. In den geplanten Investitionen bildet mindestens Ihr erstes Projekt einen festen Punkt. Aber wir müssen doch abwarten, wie weit die Macht der falschen Götter reicht. Wieviel Geld brauchen Sie?“

„Exzellenz, die Frage kommt mir zu unerwartet... Ich will Sie nicht erschrecken.“

„Oh, Sie Amerikaner! Was haben Sie vor mit uns? Wir sind ein armes Land, arm an Geld, meine ich.“

„Ich weiß es, Exzellenz. Aber wir können ein europäisches Werk vollführen... Zunächst halte ich fest an meinem ersten Projekt, es ist das einfachste und führt rasch zum Ziel.“

„Ja, halten wir daran fest... Und hat Ihnen nichts gefehlt in unserem Programm, Sie Pangermane?“ fragte lächelnd der Minister.

„Pangermane, Exzellenz?“

„Ja, ja, als solchen bezeichnet Sie Ihr Dorfnotär... Im Vertrauen!“ fügte Dr. Deszöffy hinzu und legte den Zeigefinger an den Mund. „Kein Wort darüber!“

Georg verneigte sich zum Zeichen des Dankes und der Zustimmung und sagte: „Vermißt habe ich in Ihrem großzügigen Programm ein ermunterndes Wort an die Nationalitäten. Wenn unter Ihren vielen Versprechungen auch das figuriert hätte, daß Sie die gesetzlich gewährleisteten Rechte der anderssprachigen Bevölkerung achten wollen, Sie hätten heute zehn Millionen Verteidiger Ihres Programms im Lande.“

Dr. Deszöffy wehrte ab: „Das konnten wir nicht sagen, denn das ist selbstverständlich. Die politischen Führer der Nationalitäten wissen ganz gut, was im allgemeinen Stimmrecht für sie enthalten ist. Wir mußten das sogar abschwächen durch sprachliche Zugeständnisse auf dem Gebiete des Unterrichtes. Wenn Sie Gelegenheit haben, in Ihrer Heimat über diese Fragen zu sprechen, tun Sie es doch. Tausend Jahre behaupten sich die Nationalitäten neben uns und jetzt sollten sie bedroht sein?“

„Exzellenz, sie sind es. Nie hat der alte Staat sich um die Muttersprache der einzelnen Völker so verdächtig gekümmert, nie hat er die Kinder den Eltern und die Eltern den Kindern entfremdet. Die Staatssprache in

Ungarn war bis zum Jahre 1848 lateinisch und daneben herrschten gleichberechtigt alle anderen Idiome. Jedes Volk hatte seine selbstverständliche Freiheit in Schule, Kirche und Gemeinde."

„Ja, ja, ja", sagte Dr. Deszöffy nervös. „Und dann schaffte man von Wien aus das Latein ab und führte die deutsche Beamtensprache ein. Damit war das Mittelalter begraben, gewiß, aber der Bachsche Übereifer weckte das Magyarentum auf zum Widerstand. Es fühlte sich bedroht. Übereifer gegen Übereifer... Oh, ich gebe vieles zu und es ist mir interessant, mit einem Mann wie Sie darüber zu disputieren... Aber lassen Sie es gut sein, es kommen andere Zeiten. Der Kessel war überheizt, man wird künftig anders verfahren müssen. Ich sehe Sie noch als nationalistischen Abgeordneten."

„Nein, Exzellenz. Ich glaube meinem Vaterland auf meinem eigensten Gebiet nützlicher sein zu können, als in der Politik."

„Sie haben recht. Lassen Sie die Politik. Wer etwas Positives kann, der soll sie meiden. Ich danke Ihnen für Ihren Besuch und hoffe, Sie im Herbst wiederzusehen... Nur stellen Sie mir Ihren Finanzplan nicht zu hoch!"

Lächelnd geleitete der Minister seinen Gast bis zur Türe und verabschiedete ihn mit einem kräftigen Händedruck. „Apropos, Heimatsrecht", rief er Georg noch nach — „ist schon erledigt von mir."

*

Ärgerlich stieg Georg am Nachmittag desselben Tages vom Landungsplatz der großen Donaudampfer auf den Franz Josefsquai empor. Er stand einen Augenblick sinnend vor den schütteren Akazienbäumen des Petöfi-

platzes, hinter denen das Standbild des Dichters mit der pathetischen Gebärde sich erhebt. „Zu dumm", sagte er sich. Er hatte übersehen, daß nur dreimal wöchentlich die Dampfer nach dem Süden gingen und daß heute kein Fahrtag war. Wie konnte er das vermuten, da man ihm doch immer gesagt hatte, die untere Donau sei belebter als die obere. Von Wien aber kamen doch täglich Schiffe...

Na, so konnte er eben nicht abreisen und mußte warten. Er ging verärgert durch die armselige Anlage auf das Café Petöfi zu. Nur einen höhnischen Blick warf er auf das Standbild des Dichters, das ihm in der Seele zuwider war. Da stellen sie den Poeten hin, mit dem Blicke nach der Schwurbrücke, die Rechte hoch erhoben, den Mund geöffnet, und immer muß er deklamieren: „Talpra Magyar!" — „Erhebet euch, Magyaren!" Eine Statue für Jahrhunderte, die immer aufreizt, immer schreit, immer im patriotischen Paroxysmus verharrt. Oh, diese Komödianten!

Kaum hatte er sich vor dem Café Petöfi niedergelassen und ein paar deutsche und englische Zeitungen durchgesehen, hörte er hinter dem in Kübeln gezüchteten Buschwerk, das den Vorgarten des Kaffeehauses bildet, eine bekannte Stimme. Es war Géza Hodossy. Er war schon wieder auf dem Korso, seinem Heiratsmarkt. Und sehr laut war er heute, sehr selbstbewußt und aufgeblasen sprach er da mit einem jungen Manne, der mit einer Art Verehrung zu ihm aufblickte. War es der kühne Schlips, den der Jüngere an Géza bewunderte, oder das Monokel, oder der hohe Stehumlegkragen? Kaum hatte Geza den generösen Schutzpatron seiner letzten Nacht in Ös Budavár und anderwärts erblickt, als er den Jüngling stehen ließ und auf Trauttmann zukam. „Oh, Trauttmann ur, Sie sind noch nicht abgereist?" rief er. „Das is gescheit."

Georg erzählte, was ihm begegnete.

„Oh, was werden Sie zwei Tage anfangen in der heißen Stadt? Bitte, Herr Chefingenieur, seien Sie mein Gast, kommen Sie mit mir."

„Wohin, Herr v. Hodossy?"

„Das sag' ich Ihnen dann. Schöner Ausflug auf ein paar Tage... Ich bin Ihnen so viel Dank schuldig. Möchte mich klein wenig revanchieren."

„Nun, ich bin nicht gerade abgeneigt..." sprach Georg vorsichtig.

„Bravo, Herr Trauttmann. Was täten Sie hier? Schauen Sie diesen elenden Korso an. Kein Mensch ist mehr in Budapest, alles ausgeflogen. Tote Saison hat begonnen. Graf Pista geht morgen auch nach Ostende mit der Várdy. Hat mir's gestern gesagt.

„Nur wer muß, ist noch da."

„Haben Sie Urlaub erhalten?" fragte Georg.

Géza lächelte. Dann zog er die Augenbrauen hoch und sagte leise: „Eine Mission habe ich erhalten. Ich muß auf unsere Staatsdomäne Kisber. Das wird Sie sehr interessieren. Ich bin dort Amtsperson, Vertreter des Ackerbauministeriums. Und Sie werden mein Gast sein. Muß ich länger bleiben, können Sie die Donau herabfahren und Ihre Studienreise von dort beginnen."

„Das ist mir sehr angenehm", sagte Georg. „Ist Ihre Mission ein Geheimnis?"

„Ja und nein. Für Sie nicht, Herr Trauttmann. Aber hier rede ich nicht. Sind immer Leute hier, die nicht alles wissen müssen. Dort sitzt ein ganzer Tisch voll Siebenbürger Sachsen."

„Die —?“ fragte Georg gedehnt.

„Ja. Und hier hinter uns sitzen zwei Arbeiterführer... Hm. Wie sind Sie nach Hause gekommen heute nacht?“ fragte lachend Géza.

„Sie meinen heute früh?... Nun, ganz gut. Und Sie?“

„Das weiß ich nicht... Haben Sie mich meinem Hausmeister übergeben? Er sagt, er habe mich zu Bett gebracht.“

Georg nickte...

Am nächsten Morgen fuhren die beiden in einem Abteil erster Klasse gegen Komorn hinauf. Sie waren ganz allein und Géza sprach über seine ministerielle Mission... Die Erntestreiks, die Schnitterrevolten, seien seit Jahren eine ständige Erscheinung in Ungarn. Und dagegen würden immer die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen. Man schaffe aus dem Marmaroser Komitat und auch aus Galizien viele tausend ruthenische Arbeiter in aller Stille herbei und konzentriere sie auf den Staatsdomänen. Wenn irgendein Großgrundbesitzer in Verlegenheit komme, koste ihn das bloß ein Telegramm und er erhalte Arbeiter, soviel er brauche.

„Von der Regierung?“ fragte Georg.

„Eigentlich ja. Aber das wird nicht zugegeben. Es wird immer nur als eine Gefälligkeit des Domänendirektors gegen einen Nachbarn dargestellt... Heuer ist es arg. Die Sozialisten sind stark geworden, seitdem die Darabonten ihr Programm veröffentlicht haben. Und wir haben viertausend Arbeiter auf Kisber, dreitausend auf Bábolna usw. dirigiert. Ich muß inspizieren, ob alle Befehle ausgeführt worden sind.“

„Ich wundere mich sehr," sagte Georg, „daß so etwas möglich ist. Damit reguliert ja die Regierung die Löhne im ganzen Lande zugunsten der Gutsherren ... Wie können Sie von einem Kamarillaministerium und von sozialistischen Hofschranzen reden, wenn so etwas noch möglich ist?".

„Ja," sagte höhnisch Géza, „sie müssen sich fügen! Sie müssen! Dr. Deszöffy wollte vor drei Tagen demissionieren wegen dieser Sache. Er sagte meinem Minister, der die altgewohnten Anordnungen getroffen hatte, das sei infam ... Hahaha! Abbitten mußte er, der Sozialdemokrat, der schwarz-gelbe ... Will der Mensch das Land in eine Revolution stürzen? Soll unsere Ernte in Gefahr kommen, soll unser Adel zugrunde gehen an den Forderungen des Prolétariats? Wir können keine höheren Löhne zahlen, als sie in Ungarn üblich sind. Lieber sollen alle Unzufriedenen auswandern. Wir holen uns chinesische Arbeiter."

Georg sah dem hübschen Fanatiker, dessen Augen mit den weißen Zähnen um die Wette blitzten, ernst in das erregte Gesicht. „Mein lieber junger Freund," sagte er, „ich bin nicht Ihrer Meinung. Sie wissen, daß ich mit Politik nichts zu schaffen haben will, aber die sozialen Fragen, die interessieren mich. Ich halte es mit Dr. Deszöffy. Nicht nur die Gutsherren haben jetzt Ernte, auch die Feldarbeiter haben sie. Was sie in diesen vier Wochen verdienen, das reguliert ihr armseliges Leben für das ganze Jahr. Wer ihren Lohnkampf künstlich lähmt, wer heimliche Reservoirs von Arbeitskräften anlegt, damit die Herren daraus schöpfen können, der begeht eine Sünde wider ein soziales Naturgesetz ... Man redet bei uns so viel von der nationalen Kultur. Wie soll die jemals ge-

hoben werden, wenn man nicht duldet, daß die Millionen sich über den Kampf um das Existenzminimum erheben, nur damit ein paar tausend Menschen im Lande im Überfluß leben und die Herren spielen können?“

„Ach, Sie sind auch ein Sozialdemokrat!“ sagte Géza verdrießlich.

„Das bin ich nicht. Aber ich komme dem Auswanderungsproblem, an dem unser Vaterland sich verbluten wird, immer näher“, erwiderte Georg. „Übrigens“, fuhr er fort, „sind Sie ja unschuldig an diesen Verhältnissen, Sie haben hier ein Amt und keine Meinung.“

„So ist es“, sprach Géza wieder freundlicher und wies mit der Rechten auf ein Vierergespann, das dort hinter dem Stationsgebäude hielt. „Unser Wagen wartet“, sagte er mit Genugtuung. „Wir sind am Ziel.“

Géza Hodossy trat auf einen behäbigen alten Herrn zu, dessen Augen suchend den Zug entlang glitten. „Sie sind der Verwalter von Kisber?“ fragte er.

„Zu dienen, Euer Hochgeboren.“

„Der Herr Inspektor ist krank. Er sendet mich als seinen Stellvertreter. Hodossy Géza ist mein Name.“

Der Verwalter knickte zusammen. Georg Trauttmann wurde als der Gast des Inspizierenden vorgestellt und man bestieg den Viererzug. Der Verwalter, der sich zum Kutscher setzen wollte, erhielt den Rücksitz angewiesen und das Arabergespann sauste dahin. Auf einem Hochsitz thronte der ernste Kutscher in verschnürter Attila, mit dem dunklen Kalpak und den flatternden schwarzen Bändern. Die Bahnbeamten salutierten, die jüdischen Mautpächter verbeugten sich demütig, die Bauern zogen ihre Hüte, ein Zigeuner warf sich zur Erde aus Ehrfurcht vor dem stolzen Gefährte und seinen Insassen.

Eine Wolke von Staub wirbelte hinter dem Wagen auf.

Sie fuhren auf einer Straße, die durch Bauernfelder dahinführte. Es begegnete ihnen manches Bauerngefährte. Aber auf einen Wagen mit Pferden oder Zugochsen kamen immer zehn Gefährte mit Eseln. Georg sah das mit Erstaunen. War er denn in Sizilien?

Ein Dorf. Sie fuhren mitten hindurch und man sagte ihm, die Gemeinde zähle fünftausend Einwohner.

Welch ein Schmutz! Welche Unkultur! Die Gassen liefen in schiefen Linien, bildeten Ecken und Winkel, die Höfe hatten keine Tore und keine Zäune, es lag alles offen vor dem Beschauer. Da ein Schweinestall vor der Küchentüre, dort ein Düngerhaufen als Mittelpunkt des Hofes. Strohdächer, zerlumpte Wirtschaftshütten, da und dort nicht einmal ein gemauerter Rauchfang. Im Zentrum ein paar Häuser mit Ziegeldächern, aber überall halbnackte Kinder.

Georg fragte zaghaft: „Ein magyarisches Dorf?"

„Magyarisch!" antwortete der Verwalter. „Faules Volk. Will lieber streiken als arbeiten. Trauen sich aber nicht. Sitzen da eingekeilt zwischen lauter Großgrundbesitz und wissen, daß wir Überfluß haben an Arbeitern auf der Pußta . . . Sie müssen . . . Um auszuwandern haben sie auch kein Geld. Hahaha — sie müssen . . ."

Georg schwieg.

„Ist alles in Ordnung?" fragte Géza.

„Alles, Euer Hochwohlgeboren. Wir haben in der vorigen Woche Baracken für viertausend Mann aufgerichtet und sie sind jetzt alle besetzt. Bis heute hat man nur dreihundert Mann von uns verlangt. Beim Grafen Károly ist Streik."

„Und wie beschäftigen Sie die Leute?"

„Oh, es gibt zu tun genug. Der Herr Kommandant vom Gestüt braucht immer Arbeiter. Auch die Beamten haben immer etwas zu tun für sie. Zum Schein sind alle beschäftigt ...“

Jetzt war der Wagen in ein Kulturgebiet gelangt. Man fuhr plötzlich zwischen hohen Baumreihen dahin und Géza sagte zu Georg: „Hier beginnt die Domäne.“

Die das Auge ermüdende, baumlose, unendliche Fläche hatte hier ein Ende. Die Felder waren in Tafeln eingeteilt zu vierzig und sechzig Joch, und rings um jede Tafel zog sich eine mit Akazienbäumen umsäumte Fahrstraße. Im Schatten dieser Bäume frühstückten gerade die Schnitter, als das Arabergespann dahinflog. Und bald waren sie im Mittelpunkt der Domäne, wo die Beamtenhäuser, die Wirtschaftsgebäude, die weithingestreckten Stallungen der Gestütsverwaltung sich wie in einem Park ausbreiteten. Eine kleine Kirche, ein Gasthaus, sogar ein Kasino für die Beamten und Gestütsoffiziere kam zum Vorschein. Und hinter hohen Pappeln ein altes Kastell, in dem der Kommandant wohnte und die Fremdenzimmer sich befanden für die Gäste aus dem Ministerium oder die Herrschaften, die mit der Domäne oder dem Gestüt in geschäftlicher Verbindung standen.

Géza Hodossy spielte seine Rolle als Stellvertreter des Inspektors aus dem Ministerium mit überraschender Sicherheit. Der Kommandant des Gestüts, der den Rang eines Obersten hat, war abwesend, er bereitete sich für eine neue Reise nach Arabien vor, denn man benötigte wieder ein paar Hengste und da war er zuerst ein wenig nach Wien gefahren. Der Direktor der Domäne machte Géza die Honneurs und er wunderte sich nicht einen Augenblick über die Jugend des Inspizierenden.

Georg vermutete, daß Hodossy und der Direktor auch intimere Dinge zu besprechen hätten und zog sich zurück. Dankbar nahm er die Begleitung eines Offiziers an und ließ sich von diesem die edelsten Pferde des Gestüts zeigen, während Hodossy sich mit dem Direktor in dessen Kanzlei begab. Er hatte in der Tat ein paar vertrauliche Mitteilungen zu machen. Und Hodossy spielte, obwohl er ein Gegner des Ministeriums Gömöry war, hier den Ministeriellen. Er überbrachte, gegen seine eigene Gesinnung, die strengsten Aufträge, keine Arbeiter weiter zu geben, wenn dies nicht unbedingt nötig wäre. An niemanden. Nur wo ein Streik oder ein wirklicher Notstand sei, dürfe eingegriffen werden. Das habe sich der Minister des Innern ausbedungen.

Der Direktor horchte gespannt. „Wozu also diese enormen Kosten und Rüstungen?“

„Nur für den Fall der Not. Es soll kein Druck ausgeübt werden, wie früher, auf die Lohnbildung.“

Der Direktor lächelte. „Die Anwesenheit so vieler fremder Arbeiter bei uns genügt. Man weiß im ganzen Komitat, daß es so ist wie seit Jahren. Ich werde gehaßt vom Volke wie ein roter Hund.“

„Es weht aber ein anderer Wind oben, Herr Direktor. Geben Sie acht auf das, was ich sage.“

„Und wenn ein Abgeordneter telegraphiert: „Schicken Sie mir hundert Arbeiter!“ was tue ich?“

Géza Hodossy zuckte die Achseln. Dann sagte er boshaft: „Antworten Sie, Dr. Deszöffy erlaubt es nicht.“

„Sie scherzen und ich bin sehr in Verlegenheit.“

„Ich scherze nicht. Man soll den ganzen Adel aufreizen gegen diesen Minister.“

Der Domänendirektor, ein Mann mit grauen Haaren, sah den Sprecher betroffen an. Nach einer Pause sprach er: „Wir älteren Beamten denken anders. Ich werde mich bemühen, den Absichten Seiner Exzellenz zu entsprechen."

Géza Hodossy errötete. Dann besann er sich, daß er noch einen besonderen Auftrag habe. Aber er fragte zunächst gleichmütig: „Wie war es bisher mit der Abfertigung der Arbeiter?"

„Dieselben wurden von uns aufgenommen zu einem bestimmten Lohnsatz und einem täglichen Deputat an Naturalien. Wir gaben sie dann leihweise weiter. Am Schluß der Ernte kamen alle hierher, wurden ausbezahlt und heimgeschickt. Die Gutsverwaltungen, die sie verwendet hatten, verrechneten mit uns."

„Und ist das immer glatt gegangen?"

„Nein, Herr v. Hodossy. Drei Abgeordnete sind uns die Löhne für die Erntearbeiter seit Jahren immer schuldig geblieben."

„Oho! Von der Regierungspartei, was?" fragte Géza voll Begier.

„Im Gegenteil", sagte der Direktor. „Alle sind von der Opposition. Doch das geht uns nichts an. Das Ministerium soll das direkt ausfechten."

Géza Hodossy suchte seine Verblüffung zu verbergen so gut es ging und holte jetzt aus zu seinem zweiten Auftrag.

„Bezüglich der Abfertigung der Arbeiter, Herr Direktor, habe ich Ihnen im Namen des Ministeriums eine ganz neue Vorschrift zu übermitteln."

„Wie?"

„Es hat sich gezeigt, daß von den Tausenden viele nicht mehr heimkehrten, daß sie im Lande blieben und

die Löhne auch nach der Ernte auf eigene Faust verdarben. Dr. Deszöffy verlangt, daß das Ackerbauministerium für den Rücktransport der Arbeiter einstehe. Sie sind demnach bevollmächtigt, Herr Direktor, einen Ihrer Herren Verwalter mit den Arbeiterzügen in die Marmaros zu entsenden und erst dort, in der Heimat der Leute, die Auszahlung vorzunehmen."

„Die erschlagen mich! Sie werden das nicht glauben!" rief der Direktor.

„Es ist unerläßlich", sprach Géza Hodossy. „Es ist das Wichtigste meiner ganzen Mission."

Der Direktor zuckte mit den Achseln. „Schließlich," sagte er, „ich habe ja nicht umsonst fünfundzwanzig Gendarmen hier."

„Nun also!" rief Hodossy.

„Bitte, hier die Namensliste aller Viertausend", sprach der Direktor und schob Géza einen Folianten hin. „Befehlen Sie, daß ich dieselben abends bei den Baracken durch Namensaufruf in Ihrer Anwesenheit kontrolliere?"

„Gott behüte!" rief Géza. „Ich glaube Ihnen vollständig. Ansehen werde ich mir die Leute ja... Im übrigen aber möchte ich mich mit meinem Begleiter zwei oder drei Tage in Ihrem Nest unterhalten. Herr Trauttmann ist ein hervorragender Ingenieur, ein Amerikaner, der sich für all Ihre Einrichtungen sehr interessiert." Und leise fügte er hinzu: „Ein Günstling des Dr. Deszöffy."

Ein Telegramm lief ein und der Direktor öffnete es sogleich: Dr. Boldog bat dringend um 150 Erntearbeiter auf seine Pußta bei Raab.

„Was tun?" rief der Direktor.

„Unbedingt hinschicken", sagte Géza Hodossy.

„Wie? Sie haben mir doch soeben das Gegenteil...?"

„Das ist etwas anderes. Vor Dr. Boldog fürchten sich auch Gömöry und Deszöffy.“

„Hm. Darum zahlt er uns auch nicht“, sagte der Direktor sarkastisch.

„Boldog?“ fragte Géza erstaunt. „Das tut nichts“, fügte er rasch hinzu. „Der zahlt durch seinen Patriotismus. Er ist eine Hoffnung der Nation.“

Drittes Buch.

In deinem Lager . . .

XII.

Nach langer Abwesenheit war Georg Trauttmann wieder heimgekehrt. Und niemand in Rosental wußte, wo er sich in der Welt herumgetrieben. Er wechselte keine Briefe mit der Heimat und ließ die Frau Margret genau so wirtschaften, wie früher, mischte sich in gar nichts. Er schien aber doch immer sehr beschäftigt zu sein. Womit? das hätten die drei Auguren des Dorfes, der Notär, der Kaplan und der Sparkassadirektor, gar zu gerne gewußt. Und zu ihnen gesellte sich jetzt als vierter ein neuer Oberlehrer. Sie gaben ganz ungescheut dem Verdachte Ausdruck, daß der Trauttmann eine pangermanische Agitation im Lande betreibe, denn pangermanisch war ihnen alles, was deutsch war. Und sie hatten erfahren, daß er im ganzen deutschen Sprachgebiet des Banats und der Batschka gesehen worden sei. Der Notär hatte sogar schon einen Kollegen bei der Stadthauptmannschaft in Temesvar aufmerksam gemacht auf diese Reisen, deren Zweck man nicht kenne...

Die Ernte war längst vorüber, der Segen des Jahres unter Dach und Fach. Es herrschte gute Stimmung in den Dörfern, überall wurde das Kirchweihfest mit Lust gefeiert. Auch in Rosental stand das Fest bevor. Von der männlichen Jugend aber rückten viele zu den Waffenübungen ein, zu den großen Kaisermanövern, die heuer im Banat stattfinden sollten.

Georg fand bei seiner Heimkunft nichts verändert im Hause. Nur im Wohnzimmer der Frau Margret war in dem alten Rahmen auch das alte kaiserliche Familienbild wieder zum Vorschein gekommen. Die Schwägerin hatte die Dynastie Kossuth aus eigenem Antrieb während Georgs Abwesenheit entthront.

Aber auch der Joska war noch immer da... Frau Margret sei mit ihm beim Notär gewesen, erzählte sie, um ihm dort den Antrag zu stellen, daß er vor Ablauf seines Jahres austrete. Der Notär war äußerst ungehalten, er drohte mit einem Prozeß und großen Kosten. Und so habe sie nichts machen können. Aber gefragt habe er sie, wer denn gegen den Joska sei?

„Na, du hast ihm doch gesagt, daß ich der Störenfried bin?“ rief Georg.

„Ja“, sagte Frau Margret. Und er hätte ihr geantwortet: „Das wird der Herr Schwager noch bereuen!“

„Na, na, na!... Und sonst ist gar nichts vorgefallen? Es hat mich niemand gesucht? Aus Temesvar ist kein Grabstein angekommen? Briefe sind keine da?“

„Brief'? Aber jo, drüwa is alles voll... Und — und a Walach hat dich zwamol g'sucht. Vor der Ernt' und neulich wieder.“

„Ein Rumäne?“

„Jo — a reicher Kerl aus Czibova... Wart emol... Fakareschku haßt er.“

„So, so, so... Ein eisgrauer alter Mann, was?“

„Naa... Er war sau in dei'm Alter. Vielleicht noch jünger.“

Es fiel Georg bei, daß er dem alten Vacarescu versprochen hatte, seinen Sohn, den Arzt, in Wien zu besuchen. Nun, er war wohl einige Tage in Wien nach

jenem Ausflug mit Hodossy, aber das flüchtige Versprechen an den Alten hatte er vergessen. Er richtete sich ein Bankdepot ein in Wien durch Überweisungen aus Milwaukee und studierte die großartigen Donauregulierungsarbeiten von Klosterneuburg bis Fischamend. Und auch ein Grab, das ihm teuer war, besuchte er in Wien. Er hatte dort einst einen kurzen Liebestraum geträumt in jungen Jahren. Es hat nicht sollen sein... Sie war gebunden. Die Gattin eines Freundes... Jetzt war sie tot, der er die Treue so lange gewahrt in der Fremde. Und von ihrem Grabe durfte ihn niemand mehr fortweisen... Nein, er hat in Wien wirklich nicht an den Sohn des Vacarescu gedacht. Wollte der Bruder aus Czibova ihn fragen, ob er den Josip besucht habe? Sonst konnte es doch wohl nichts sein.

Sein Posteinlauf war groß. Aber der in Temesvar bestellte Grabstein für seine Eltern stand noch nicht in Aussicht. Manche liebe Nachricht aus der amerikanischen Heimat, wo Georg sich in einem gemütlichen Kreise der großen deutschen Kolonie von Milwaukee eingelebt hatte, war gekommen, viele Fachzeitschriften und auch zwei politische Blätter, ein deutsches und ein magyarisches, die er sich in Pest abonniert hatte, waren täglich eingelaufen. Er wollte sich an der Lektüre des letzteren im Lesen üben, sonst nichts. Und nachzuholen hatte er viel, lange sah er keine Tagesblätter. Was machte die liebe Politik?

Die Evi brachte ihm einen ganzen Berg von Sachen. Dann wartete sie, ob er ihr denn diesmal wieder nichts mitgebracht habe. Er verstand sie und lächelte. O ja! er hatte ihr allerlei mitgebracht. Schöne Kleiderstoffe, ein seidenes Kopftuch und bunte seidene Bänder. Alles aus Wien. Auch für die Mutter. Und ein in Elfenbein gebundenes Gebet- und Liederbuch mit silberner Schließe. Auch für die

Freunde und Nachbarn hatte er gute deutsche Bücher mitgebracht, sogar ein paar Puppen für deren Kinder, Bälle und andere Spielsachen. Die waren aus Pest. Das sah man ihnen auf den ersten Blick an, das war heimische Industrie. Nie wird er das Lächeln der hübschen kleinen Jüdin vergessen, die ihm die Sachen gab, weil er sie durchaus haben wollte. Sie versuchte ihm Wiener Puppen und Spielsachen aufzuschwatzen, er aber bestand mit patriotischer Beharrlichkeit auf ungarischen... Die Hände dieser Puppen waren — wie aus politischem Ingrimm — zu Fäusten geballt, in dem papierenen Schuhwerk staken Klumpfüße, die Lackierung spielte alle Farben und bröckelte ab. Aber das Leibchen solch einer Ungarin war mit einem Bändchen in den Nationalfarben zugeschnürt und aus Rock, Hemd und Kopftuch ergaben sich ebenfalls die Nationalfarben... Ein Gummiball für Nachbar Hellebrands kleine Enkelin war durch einen rot-weiß-grünen Regenbogen, der ringsherum lief, in zwei Scheiben geteilt. Die eine enthielt das Doppelbildnis Ludwig Kossuths, wie er anno 1848 und wie er vor seinem Tode aussah, auf der anderen aber stand die erste Strophe des Kossuthliedes. Hei, die nationale Revolutionspolitik in der Kinderstube! Es machte Georg einen Riesenspaß, diesen Pofel zu kaufen, der als heimisches Produkt nur unter dem Deckmantel der ehrwürdigen Nationalfarben möglich war. Selbst der Evi dämmerte eine Ahnung auf von dem Humbug, denn sie fragte, warum denn die Wiener Sachen nicht alle schwarz-gelb wären?

„Hahaha!“ lachte Georg. „Das verstehst du nicht. Nur die Neger glauben, alle Menschen müßten so schwarz sein, wie sie.“

Und sie verstand es wirklich nicht. Aber sie gab dem

Gyuri-bacsi einen Kuß und lief mit den vielen Geschenken zur Mutter. Jetzt war er ihr ein Onkel aus Amerika. Georg aber ordnete seine sonstigen Einkäufe. Es waren viele Bücher darunter. Er liebte Petöfi, namentlich aber Aranyi von den ungarischen Dichtern. Von den neueren schätzte er Josef Kiss. Es ist Banater Stimmung in ihm. Seine fachwissenschaftlichen Werke aber lagen ihm zurzeit näher.

Die Donau von Wien bis ins Schwarze Meer hatte Georg befahren während seiner Abwesenheit und wieder zurück bis Budapest. Von dort aber kehrte er jetzt mit der Bahn heim. Mehr als zwanzig Tage war er auf dem Wasser. Und wie ausgeschaltet und losgelöst von aller europäischen Kultur kam er sich vor. Die Ströme des zentralen Afrika konnten nicht einsamer sein als dieser gewaltige Fluß, mit dessen Lauf seit dreitausend Jahren die Geschicke Europas verknüpft sind. Aber die Unkultur dieses Wassers war groß. Schon hinter Preßburg beginnt seine afrikanische Verlassenheit, seine ungehemmte Freizügigkeit. Von Komorn bis Budapest engt die Natur selbst den Strom allmählig ein, auch ist dort manches geschehen für seine Kultur. Hinter Pest aber beginnt die Fahrt in das Nichts. Wie in Urweltszeiten gleitet der Strom in die Ebene hinaus und fließt im Zickzack wohin er mag. Georg begriff, daß jeder flüchtig aufgetauchte Plan zur Regulierung dieses Wasserlaufes, der sich in drei, in vier und fünf Arme teilt, der ungezählte Seen und Inseln bildet, der seine eigenen Seitenarme immer wieder wie neue Füße aufnimmt und stellenweise Auen von mehr als dreißig Kilometern Breite bildet, er begriff, daß jeder dieser Pläne auch wieder aufgegeben wurde. .... Was er an der Grenze von Torontal und der Batschka vorhatte, war ein Kinderspiel gegen das grandiose Werk,

das hier winkte. Aber gerade dieses reizte ihn. In mancher Mondnacht, die er auf dem Deck des Schiffes verbrachte, wollte er freilich verzweifeln. Himmel, Wasser und Auen, immer das gleiche unendliche Bild, nach zehnstündiger Fahrt genau so wie am Beginn derselben.... Eine Milliarde reichte nicht hin für dieses Kulturwerk. Auch war ein Menschenleben zu kurz dafür. Beginnen konnte es einer und zur Höhe führen, vollenden nie. Das war Arbeit für ein halbes Jahrhundert. Hätte er geahnt, daß es solch eine Aufgabe in seiner Heimat zu lösen gab, er wäre vor fünfzehn Jahren daran gegangen. Jetzt zählte er über vierzig... Immerhin, das sollte kein Hindernis sein. Er berechnete das Werk. Es war viel Geld. Aber an Land, glaubte er, wären viele hunderttausend Katastraljoch zu gewinnen. Urweltboden von ungeahnter Fruchtbarkeit und für eine Million arbeitsamer Bauern. Man konnte sie wieder heimholen, die Ausgewanderten, die Entflohenen, und ihnen einen Anteil geben am Vaterland..... Im Geiste aber sah er den einsamen Strom, dessen Ufer heute die Menschen meiden, schon umblüht von einem Kranz von Dörfern und Industriestädten, die friedlich hinter den Riesendämmen eines kunstvollen Hochwasserbettes, das er ihm geschaffen, gediehen, Dämme, die aus dem vertieften Normalbett gehoben wurden. Und auch all die Nebenflüsse der Donau sah er schiffbar gemacht, und mit ihr durch Kanäle verbunden zu einem Netz für den Weltverkehr. Endlich war der alte Danubius der Strom Europas geworden, der auf seiner Dreitausendkilometerbahn den Westen mit dem Osten verband, den Rhein und die Nordsee mit dem Schwarzen Meere. Und sein Vaterland war das Zentrum dieses Verkehres.

Zukunftsträume einer Ingenieurphantasie. Er belächelte sie wie oft am hellen Tage, aber in stillen Nächten glaubte er an ihre Erfüllung. Die Wildgänse schrien in den Auen, Störche strichen im Mondschein dahin, Millionen Frösche quakten in den Sümpfen links und rechts, aber auch die Nachtigallen schlugen gar laut und vernehmlich, während das Schiff auf der Bergfahrt gegen die Wasser kämpfte und die Steuermänner ängstlich bemüht waren, den tückischen Sandbänken, die alle drei Tage wo anders lagen, auszuweichen. Jetzt führten diese Schiffe noch Auswanderer die Donau hinauf, die über Wien nach Bremen und Hamburg strebten. Künftig einmal wird das anders sein. Da werden sie wieder die Donau herabkommen, so wie einst...... Wird sein Vaterland die Kraft haben und die Mittel für das Riesenwerk? Wird es gerade jetzt die Kraft haben?..... Arbeit, Arbeit, Arbeit! müßte die Losung der Zukunft sein. Aber gerade die, die nicht arbeiten wollen, führen die anderen. Gerade die, die keine Kultur haben.... Pfui, wieder die leidige Politik!

Das Studium der Donau und ihrer Umwelt wurde zum Erlebnis für Georg Trauttmann. Und durchaus befriedigt und seiner selbst sicher, war er wieder heimgekommen in sein Dorf. In dieser kleinen Welt hatte keiner eine Ahnung, womit sein Geist sich beschäftigte. Es war eine große Einsamkeit um ihn... Niemand ahnte, welch einen Einblick er in den wenigen Monaten seines Hierseins in das Gefüge des ungarischen Staates gewonnen und aus welchen Quellen er seine Zukunftshoffnungen schöpfte.

Er blätterte in den Zeitungen der letzten Wochen. Welch ein Lärm, welch ein Getöse! Die Organisierung

des „nationalen Widerstandes“ auf allen Gebieten gegen das Kamarillaministerium war im Gange, Ehrfurchtsverletzungen gegen den Kaiser und die Mitglieder des kaiserlichen Hauses schienen zum täglichen Brot der Leute von Czinkota zu gehören, das „Gott erhalte“ wurde da und dort ausgepfiffen, das Kossuthdenkmal in Szegedin von einer Honvedkompagnie bekränzt. Neuernannte Obergespäne aber wurden in mehreren Städten geprügelt und nicht in das Komitatshaus gelassen — Skandale über Skandale im ganzen Lande. Die Beamten terrorisierten mit der Presse um die Wette die öffentliche Meinung, die Geheimen Räte predigten die Revolte. Und alle, die keine Steuern zahlen wollten, waren selig.

Daß es so arg geworden, davon hatte Georg auf der Donau nichts erfahren. Und ihn ekelte, das alles zu lesen.

Die Gegenzüge von Wien waren milde und matt. Ein paar randalierende Reserveoffiziere hatten ihre Chargen eingebüßt, ein Leutnant in Temesvar, Baron Béla Kristoffág, war degradiert worden...Georg erinnerte sich, ihn gesehen zu haben, wie er dem ganzen Offizierstisch trotzte an jenem Abend. Aber er hatte auch andere, schwerere Vergehen begangen.....Und da war noch eine militärische Nachricht, Kaisermanöver in Südungarn.....

Frau Margret kam, für die Geschenke zu danken. Und jetzt fielen ihr auch ein paar Neuigkeiten ein, die sie noch nicht mitgeteilt hatte. Der Franz Drescher, der Schreiner, kam richtig zu spät.... Seine arme Frau lag im Sterben, als er sie mit den Kindern holen wollte. Alle Dokters ließ er kommen aus der Stadt, es hat aber nichts mehr genutzt. Und der Mann berede jetzt alle Leute im Dorf, auszuwandern. Das war das eine. Daß der

neue Oberlehrer, ein schwarzer, finsterer Mensch, angekommen, das andere. Noch wichtiger war aber, daß der Kaiser bald ins Banat kommen werde. Es seien große Manöver hier geplant....Georg griff rasch nach seiner Zeitung...„Ja, er wollte kommen," sagte er. „Aber da steht es schon, er hat abgesagt und schickt seinen Stellvertreter."

„Was? er kimmt wieder nit?" rief die Frau Margret enttäuscht. „Will er denn gor nit meì nach Ungarn kumma?"

„Er ist nicht ganz gesund, steht in der Zeitung."

„Naa, die Leit glaabe des nit," sagte die Frau. Und so wie sie, empfand auch Georg, daß diese Absage wohl ein Ausdruck tiefer, berechtigter Verstimmung sein mochte. Er fand leicht den Zusammenhang mit den Tagesereignissen, der dem Volke fehlte.

Am Abend kam auch Nachbar Hellebrand, den Heimgekehrten zu begrüßen. Er saß im Schulstuhl des Dorfes und wußte manches Neue. Nichts Gutes. Der alte Pfarrer sei fort, ein neuer noch immer nicht ernannt. Man fürchte aber sehr, der Kaplan, der Szavits werde Pfarrer werden. Jetzt sei er ja recht brav, meinte der Alte, aber wer weiß...Ein wahres Unglück wäre der neue Oberlehrer. Er könne kaum recht deutsch. Aber was ebenso schlimm, er könne die Orgel nicht spielen! Die Gemeinde habe jetzt die Pension des alten und den Gehalt des neuen Oberlehrers zu zahlen und es sei überdies ein Kantor nötig. So wolle man die Gemeinde mit Gewalt dahin bringen, daß sie ihre kostspielige Schule dem Staat schenke und die Kinder ganz preisgebe... Es kämen auf diese Art auch immer mehr Fremde ins Dorf und jeder von ihnen habe seinen Anhang. Was die Gemeinde am Kirchweih-

sonntag machen werde, das wisse Gott. Niemand könne die Orgel spielen. Es gebe kein Hochamt.

Georg lächelte. „Na, Vater Hellebrand, dann ruft nur mich. Ich glaube, ich kann es noch."

„Was?"

„Als Student habe ich mit dem Oberlehrer Heckmann die neue Orgel oft probiert. Ich meine schon, daß ich's noch treffe, wenn ich mich ein bißchen übe."

„Naa, so a Glück!" rief Hellebrand. „Derf ich des weiter verzähle?"

„Lieber nicht. Aber in der Not will ich helfen."

*

Der Joska war als Husar ebenfalls zu den Manövern einberufen worden und Georg vollführte einen Handstreich als er ging. Er drückte ihm den Lohn eines ganzen Jahres in die Hand und verabschiedete ihn auf Nimmerwiedersehen. Der stramme Bursche, der seine stillen Pläne längst vereitelt sah durch den Amerikaner, willigte ein. Die Evi weinte ein wenig, als sie ihn in seiner Husarenuniform fortgehen sah, die Frau Margret aber, die ihm noch ein Hinkel für die Reise gebraten und mitgegeben hatte, war blaß und stumm, als er zum Tor hinausschritt. Er grüßte noch einmal zurück. Ganz eigen..... Georg merkte an dem allen, daß es hohe Zeit war, da ein Ende zu machen... Daß er sich jetzt ein wenig mehr um die Wirtschaft kümmern mußte, das genierte ihn nicht. Er überwachte namentlich die Teilung der Ernteergebnisse zwischen den Feldpächtern und der Frau Margret. Dabei baute er im Geiste schon Maschinen mit Zentrifugalpumpen für sein künftiges Werk, zeichnete und arbeitete

unablässig. Ob nicht Maschinen mit Wurfrädern vorteilhafter wären? Während er Kornsäcke zählte und Getreidearten verglich, erwog er solche Fragen.

Im weiten Umkreis des Landes wurden die Truppen zusammengezogen für die großen Kaisermanöver, an denen zwei oder drei Armeekorps teilnehmen sollten. Ganze Infanterieregimenter marschierten mit klingendem Spiel durch das Dorf, die Pioniere zogen zum Brückenschlag an die Marosch, große Artillerieabteilungen folgten und die Dorfjugend war immer hinterher. In Rosental selbst waren drei Eskadronen Ulanen eingelegt worden und draußen auf den weiten Stoppelfeldern biwakierten andere Truppen. Des Abends erklangen da und dort gar seltsame Lieder, fremd und doch so vertraut. Die rumänischen Mägde waren nicht daheim zu halten und die deutschen taten es ihnen nach. Es war ein Liebeln und Scharmuzieren, ein Gehen und Kommen, ein Flüstern und Raunen in allen Gassen und auf allen Feldern rings um die Lagerfeuer.

Auch Georg hatte zwei Offiziere in seine vordere Stube genommen, obwohl er als Inhaber des Vorbehalthauses dazu nicht verpflichtet war. Und die Frau Margret erhielt einen Rittmeister für ihre schöne Stube. Im Stalle war Platz genug für die Pferde und ihre Wärter.

Der Verkehr mit den Offizieren war anfangs ziemlich förmlich, aber sobald sie den Charakter des Dorfes erkannten und witterten, wer ihr Hausherr war, wurden sie warm und leisteten Georg an manchem Abend Gesellschaft. Er fand schneidige, gebildete Männer in ihnen, die ganz erfüllt waren von ihrem Beruf, aber auch die Freudentafel des Lebens nicht verschmähten, gern in schönen Erinnerungen schwelgten und bis an den Rand

mit heiteren Anekdoten geladen waren. Ernste Gespräche wurden nicht oft geführt. Aber da sie ihrem Hausherrn, der so lange aus Europa fort war, manches erklären und erzählen zu müssen glaubten, fehlte es auch an solchen nicht.

„Niederreiten soll er uns diese parlamentarischen Hundsfotts lassen, dann wird Ruhe sein!“ rief Oberleutnant Petrovics aus, als man von der Absage des Kaisers und ihren wahrscheinlichen Gründen sprach.

„Und keine Kanonen soll er den Honveds bewilligen“, brummte Leutnant Walzel, sein Stubengenosse.

Hinter diesen Äußerungen lag die Stimmung von Tausenden.

Der Rittmeister, Franz v. Pidolli, war anders geartet. Er erschien tiefer, ernster, zurückhaltender. Reitersmann durch und durch und doch eine andere Art Mensch. In ihm stak ein Künstler und ein Weltverbesserer. Eine nicht seltene Mischung in der österreichischen Armee. Noch lieber als die anderen Herren plauderte er mit Georg. Was konnte er den nicht alles fragen! Aber seine Gäste hatten Georg verraten, wovon der Rittmeister jetzt erfüllt war. Er hatte als Obmann eines weitverzweigten Offizierskomitees eine Aufgabe zu erfüllen. Auf seine Anregung hin war ein Bild gemalt worden. Ein Rittmeister entwarf es, ein Wiener Meister, ein Militärmaler von Ruf, führte es aus. Es kam mitten aus der Armee und es sollte dem Kaiser überreicht werden nach Abschluß der Manöver. Hier, mitten im Lager. Die Sache war ziemlich geheim. Die höchsten Chargen ahnten wohl etwas, aber sie drückten beide Augen zu. Und jetzt hatte der Kaiser abgesagt ...... Das war vielleicht gut. Denn Franz v. Pidolli bezweifelte, daß der Kaiser sich überraschen

lassen würde. Sein Stellvertreter nahm die Sache vielleicht besser auf.

Und was war das für ein Bild? Der Rittmeister hatte es drüben in einem kostbaren Gehäuse und er zeigte es Georg ohneweiters. Es stellte den Kaiser dar, neben ihm den Thronfolger und andere Erzherzoge, die Kommandostellen innehaben, den großen Generalstab und all die Heerführer, die bei den vorjährigen großen Herbstmanövern in Galizien mitgewirkt haben. Sie scharen sich voll gespanntesten Interesses um ihren obersten Kriegsherrn und in ihren Gesichtern offenbart sich Begeisterung. Der Kaiser verkündete soeben seinen Armeebefehl — den Armeebefehl von Chlopy..... Und der älteste Erzherzog bringt ein Hoch aus auf den Monarchen.

Georg stand voll Bewegung vor dem schönen Bilde. Der Wortlaut des historischen Armeebefehls, der die Unteilbarkeit des Heeres verkündete und sein lautes „Niemals!“ nach Ungarn hinüberrief, er war unter dem Gemälde angebracht und der Amerikaner lernte ihn zum erstenmale kennen.

„Das ist geschehen?“ fragte Georg. „Das ist keine Phantasie?“

Der Rittmeister nickte. „Das ist ein Historienbild aus unseren Tagen, Herr Trauttmann. Und so lange es wahr bleibt, wird Österreich groß und stark sein.“

„Wenn Sie nur Glück damit haben bei Hofe ....“

Der Rittmeister zuckte mit den Achseln. „Überreichen muß ich es. Tausend Kameraden stehen hinter mir.“

*

Die Kirchweih rückte heran und ein großes Ereignis ging ihr vorauf: Der Kaplan Huba Szavits war zum

Pfarrer ernannt worden. Und an seine Stelle kam ein blutjunger neuer Kaplan, dessen Namen man noch gar nicht kannte. Man hat die Wahlfreiheit bei Beamten und Gemeindevertretern, man wählt sogar die Hirten, denen man sein Vieh anvertraut, aber wo es gilt, einen geistlichen Berater der Gemeinde, einen Beichtiger, einen Religionslehrer seinen Kindern zu bestellen, da versagen in der katholischen Welt alle Menschenrechte und der Bischof wählt allein. Der neue Pfarrer war kein Deutscher und der neue Kaplan war auch keiner. Die Älteren in der Gemeinde schüttelten bedenklich die Köpfe. Tun ließ sich nichts, es war vorläufig auch gar kein neuer Grund vorhanden, denn das, was man sich bisher vom Kaplan Huba Szavits hatte bieten lassen, das wird man wohl auch künftig von ihm als Pfarrer dulden müssen.

Größer als sonst waren diesmal die Vorbereitungen für das Kirchweihfest. Der neue Pfarrer sollte unter großer Assistenz der Geistlichkeit aus den Nachbargemeinden und eines Domherrn aus Temesvar eingeführt werden. Wegen der Orgel war der Präses des Schulstuhles in aller Form an Georg herangetreten. Dieser zögerte lange. Für das Kirchweihfest seines Heimatsdorfes wollte er sich zu dem ungewohnten Werke gerne hergeben, zu Ehren dieses Pfarrers nicht. Man bat und drängte und endlich sagte er zu. Zweimal schloß er sich allein in der Kirche ein und probierte. Es ging. Dann probierte er mit dem Kirchenchor, den ein Lehrer dirigierte. Als dieser ihm mit einem magyarischen Lied kam, klappte Georg die Orgel zu. Das tue er nicht. Er nicht! Dafür möge man sich einen bezahlten Organisten suchen. Und es blieb dem Chormeister nichts übrig, er mußte sich fügen. Wenn man es wagen würde, an diesem festlichen Tage ein

fremdes Kirchenlied zu singen, verlasse er mitten im Hochamt die Orgel, sagte er den Sängern zum Schluß.

Das Dorf erstrahlte im hellsten Glanze sonntäglicher Sauberkeit. Die Jugend war vom frühesten Morgen auf den Beinen. Die kleinen Geschwister der Kirweihmenscher, die ihren auserwählten Kirweihbuben die Hüte mit Bändern, Sträußen und Rauschgoldkronen aus Rosmarin aufgeputzt hatten, trugen diese Hüte in die Häuser der Glücklichen, die sehnlichst darauf warteten. Da gab es Silberlinge als Trinkgeld, Kuchen und sehr viele schöne Grüße an die große Schwester, die sich daheim schon für das Hochamt schmückte. Auch an die Evi war ein unternehmender Bauernsohn schon um einen „Strauß" herangetreten und die Mutter war nicht abgeneigt, so sehr fühlte sie sich geschmeichelt. Georg aber verbot das rundweg. Er wußte nur zu gut, was ein Strauß den Burschen für Rechte einräumte gegenüber einem Mädchen. „Die Evi ist ein Fratz", sagte er zornig, als man ihm ein zweitesmal mit der Sache kam. „Eigentlich gehört sie noch in die Schule!"

Das Mädel lauschte vor der Tür. Als sie das hörte, lief sie, die Augen voll Wasser, hinüber in das Haus der Mutter, schloß sich ein und weinte bitterlich über den Gyuri-bácsi. Aber sie ließ sich wieder trösten und die Mutter putzte sie mit den neuen Sachen aus Wien recht stolz heraus für den Kirchgang. War sie auch heuer noch kein Kirweihmensch, als eine der Schönsten im Dorfe fühlte sie sich doch.

Die Glocken riefen heute mit gar feierlichem Klang die Gemeinde herbei und die Kirche füllte sich zum Erdrücken. Unter Musikbegleitung kamen jetzt die Schützen und die hundert Kirweihbuben im festlichen Schmuck

vom großen Wirtshaus herab. So breit die Hauptstraße war, marschierten sie in Doppelreihen. Die Jugend, die fremden Gäste und die Dorfbewohner, die keinen Platz mehr in der Kirche fanden, bildeten Spalier. Gar stattlich sahen die Jungen aus in ihren dunkelblauen Tuchanzügen, den breiten, geschmückten Hüten und den spiegelblanken Röhrenstiefeln. Wie Perlenschnüre liefen ihnen die runden, silbernen Westenknöpfe über den Leib herab und die bunten Halsbinden leuchteten unter den umgeschlagenen weißen Hemdkrägen hervor.

Weniger erfreulich war der Anblick der Schützen. Diese hatten ihre ehemalige biedere deutsche Bauerntracht mit einer Art Uniform vertauscht, ein Mittelding von Honved- und Zigeunerkapellentracht. Die ernsten, wetterharten, deutschen Männer sahen zum Teil recht seltsam aus. Die Kirweihbuben zogen in das Gotteshaus, die Schützen blieben draußen, um das Hochamt mit ihren Salven zu begleiten. Hunderte Menschen standen noch vor der Kirchentür.

Der Domherr aus Temesvar las das Hochamt zu Ehren des neuen Pfarrers. Drei Geistliche aus der Umgebung waren mit Huba Szavits seine Diakone. Dem letzteren aber kam es zu, die Festpredigt zu halten. Die erste Predigt als der vom Bischof bestellte Seelenhirt, als Pfarrer der viertausendköpfigen Gemeinde. Solch ein großer Augenblick ist wohl geeignet, das Herz eines Priesters ganz mit Liebe und heiligen Gefühlen zu erfüllen. Huba Szavits war wie verklärt, als er die Kanzel bestieg und er sah eine Menge unter sich, deren Gemüter offen standen wie Ackerfurchen. Sie warteten auf den guten Samen, den der Hirte heute ausstreuen sollte.

Der Pfarrer kniete nieder und betete. Mit erhobenen

Händen, wie ein Mann, der von oben die Erleuchtung für sein Werk erflehte, sprach er ein magyarisches Gebet.

Kaspar Hellebrand stieß seinen Nachbar an. Dieser gab den Stoß weiter und man sah sich verdutzt an. Wie ein Gedanke kam es über alle — er betet in seiner Muttersprache für sich ...... Aber predigen wird er ja wohl für uns! Hellebrand zählte mit dem Finger die Leute in der Kirche ab, die „ung'risch“ verstanden. Es waren keine dreißig unter tausend.

Georg, der seine Orgel besser meisterte als er zu hoffen wagte, erschrak namenlos über das magyarische Gebet des Pfarrers. Er beugte sich seitwärts vor und horchte atemlos. Sein gesundes Herz — das er nicht oft im Leben schlagen gehört hatte, pochte ihm bis in die Kehle ..... Den magyarischen Gesang hatte er mit seiner Drohung heute verhindern können. Wie aber, wenn der unglückselige Fanatiker auf der Kanzel.....? Was tun? Wie es hindern?

Der Prediger stand auf. Er verlas das Evangelium des Tages zuerst magyarisch, dann deutsch und begann: „Kedves testvéreim! — Geliebte Brüder!“ Und er sagte halb magyarisch, halb deutsch: „Da Seine Gnaden der hochwürdigste Bischof ihn hierhergestellt habe, er aber ein Magyare sei, so sei diese Kirche von heute an zweisprachig. Man möge patriotisch sein und daran kein Ärgernis nehmen. Auf ungarischer Erde dringe nur ein Gebet in ungarischer Sprache zu Gott....

Kaum war dieses Wort gesprochen, begann ein vernehmliches Murren in den Bänken der Männer, es ging wie das Rauschen der Sensation durch die Reihen. Und mit erhobener Stimme fuhr der Prediger magyarisch fort.

Da war etwas geschehen, das mit einer Schreckensgewalt in die Menge fuhr und alle, alle wendeten ihren Blick nach rückwärts, nach dem Chor ....

Mit feierlicher Erhabenheit, groß, brausend hatte die Orgel begonnen, und als der erste Schreck gewichen war, da fielen zuerst die Männer um Kaspar Hellebrand herum, dann die anderen, zuletzt auch die hellen Stimmen der Weiber ein und alsbald sangen es tausend Stimmen, das ewig schöne Lied:

Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land!
Mächtig durch des Glaubens Stütze
Führ' er uns mit weiser Hand!
Laßt uns seiner Väter Krone
Schirmen wider jeden Feind!
Innig bleibt mit Habsburgs Throne
Österreichs Geschick vereint.

Bleich, wie ein Gelähmter, stand der neue Pfarrer auf der Kanzel. Seine Lippen bewegten sich zitternd, seine Hände hatten die Brüstung krampfhaft umklammert, nur mit Mühe hielt er sich aufrecht. Mit Schrecken war sein Blick zuerst nach der Orgel gerichtet, dann floh er hilfesuchend zur Gemeinde. Aber diese achtete seiner nicht und sang inbrünstig ihr Lied, das man ihr seit vielen Jahren nicht mehr gespielt, von dem sie gar nicht wußte, daß ihr sein Wortlaut überhaupt noch geläufig war .... Nur einer saß dort, der dem Blick des Pfarrers verständnisvoll begegnete. Und als jetzt auch die zweite Strophe des Liedes angestimmt wurde und der Pfarrer da droben schon wie am Pranger stand, da drängte sich dieser eine, bleich vor Wut, durch die Menge, stürzte auf das Chor hinauf, um den Orgelspieler zu erdrosseln.

Es war Hamóry György, der Jugendfeind Georgs. Ein starker, dunkelbrauner Mann, dem die ersten Silberfäden im Bart blitzten. Alles wich vor seinem Ansturm zur Seite; er drang vor zu Georg und riß ihm den linken Arm von der Orgel weg, daß es laut schrillte.

Georg war verblüfft von dem Überfall, aber der alte Haß flammte auf in ihm, er erhob sich blitzartig und streckte den Attentäter mit einem Faustschlag nieder. Dann spielte er kraftvoll weiter, um den Tumult zu übertönen, der rings um ihn entstanden war. Und während man Hamóry, der aus Mund und Nase blutete, aufhob und nach rückwärts trug, rief Georg seiner Umgebung immerfort zu: „Der Pfarrer soll von der Kanzel herunter! Wir wollen seine ungarische Predigt nicht!“

Die Chorsänger gaben die Losung weiter, sie flog hinab in die Kirche und pflanzte sich fort von Mund zu Mund:

„Wir wollen keine ung'rische Predigt! Wir wollen keine Predigt!“

XIII.

Das war ein denkwürdiges Kirchweihfest in Rosental. So lange ein deutsches Wort in Ungarn gesprochen wird, wird man davon reden. Sie haben den Pfarrer mit dem Kaiserlied in die Flucht geschlagen, ihn gezwungen, die Kanzel zu verlassen. Und der greise Domherr aus Temesvar, der Vertreter des Bischofs, beendete allein das Hochamt mit der Geistlichkeit aus der Nachbarschaft, Huba Szavits kam nicht mehr zum Vorschein. Bleich, trotzig, erhobenen Hauptes war er von der Kanzel in die Sakristei gegangen, dort aber knickte er zusammen. Einer Ohnmacht nahe, fing ihn der Kirchenvater in seinen

Armen auf und labte ihn. Dann geleitete er ihn unauffällig in das Pfarrhaus hinüber. Der Domherr schloß geröteten Antlitzes das Hochamt, segnete die störrische Gemeinde und ging mit seiner geistlichen Begleitung hinüber zu dem gekränkten Pfarrer. Aber es erschienen von den geladenen Gemeindevertretern nur zwei zu dem festlichen Mahl, der Richter und der Notär. Die Bauern blieben weg und der Sparkassadirektor hatte Eisumschläge auf dem Kopfe und lag daheim zu Bett.

„Vivat Kirweih!“ hallte es nachmittags durch alle Gassen des Dorfes, während die Buben mit Musikbegleitung ihren Umzug hielten, aber es fehlte doch an der rechten Stimmung. Überall wurde nur von dem großen Ereignis in der Kirche gesprochen. Und die von fernher, aus dem südlichen Banat und der Batschka gekommenen Gäste, disputierten womöglich noch eifriger darüber wie die Einheimischen. Das war eine Lehre auch für sie....

Als gegen Abend der Tanz um das Faß auf der Gasse vor dem großen Wirtshaus begann, als das ganze Dorf und auch die Gäste, die Offiziere mit inbegriffen, dort versammelt waren, da erschien auch Georg Trauttmann mit seiner Schwägerin Margret und der hübschen Eva, die am liebsten schon mitgetanzt hätte. So viele Händedrücke hatte er in seinem ganzen Leben nicht erwidern müssen, als in dieser Stunde. Die Offiziere namentlich umringten ihn und brachten ihm eine förmliche Huldigung dar. Es waren Herren aus Arad, aus Temesvar, aus Peterwardein und anderen Garnisonen, sie alle verstanden das Ereignis des Tages. Der Einfall sei genial gewesen, sagten sie. Das müsse man dem Erzherzog berichten, der morgen erwartet würde. Das sei etwas für ihn!

Georg zierte sich nicht, wenn ihm für irgendeine Leistung, die er vollbracht, Anerkennung gezollt wurde. Aber dieser Überschwang in dem Lob für eine Tat, die wie aus dem Unbewußten hervorbrach, die er unter einer plötzlichen Zwangsvorstellung vollführte, schien ihm unverdient; daß die Gemeinde seine Aufforderung verstanden, daß sie sogleich einfiel, als er die ersten Takte des Liedes wiederholte, das war es — dort lag die Wirkung des Ereignisses. Der alte Kaspar Hellebrand hatte so viel Anteil daran wie er selbst. Er sang zuerst.

Und dieser erschien jetzt mit ein paar Fremden. Sie suchten Georg überall. Es waren deutsche Bauern aus Pancsova. Sie hatten gehört von einem Herrn Trauttmann, der in ihrer Gegend war an der Donau, aber daß er ein Schwabe von hier sei, das wußten sie nicht. Einer von ihnen hieß auch Trauttmann, er stellte sich als ein Ururenkel jenes Ferdinand Trauttmann vor, der das Haus in Rosental begründete. Das war für Georg eine aufrichtige Freude und er zog sich bald mit dem neuen Vetter zurück von dem rauschenden Treiben. Diese unverhoffte Verwandtschaft, die seine Familienpapiere bestätigten, wollte er denn doch näher kennen lernen.

*

Nelly Bárdy war schon in der toten Saison aus Ostende nach Budapest zurückberufen worden. Ganz plötzlich. Aber nicht etwa von ihrem Direktor oder ihren künstlerischen Verpflichtungen, sondern von Dr. Boldog, dem Anwalt ihrer privaten Interessen. Und sie kam gerne, denn ihr Pista hatte wieder einmal gespielt, mit schauderhaftem Pech gespielt, und es war ganz gut, wenn sie aus der Situation befreit wurde, in die er sie wieder gebracht

hatte. Denn wer mußte zahlen? Sie! Und woher nahm sie es? Immer wieder aus den Vorschüssen, die ihr Pächter Kunodi ihr auf die Erträgnisse ihrer Pußta gab. Das konnte doch nicht so fort gehen. Wenn sie jetzt schon Schulden machen mußte für den Pista, was wird später einmal aus ihr werden? Sie war sehr besorgt um ihre Zukunft.

So eilte sie denn auf einen Ruf Boldogs hin, daß er ihr sehr wichtige Mitteilungen zu machen habe, heim und bezog ihre Villa im Auwinkel bei Ofen, in der es sich ja auch feudal leben ließ. Den Weg von Wien her legte sie in ihrem Daimlerwagen zurück und der Pista, der selbst den Chauffeur machte, fuhr wie ein Höllengeist. Die Opfer, die diese Fahrt sein Vaterland kosteten, waren nicht gering. Daß die Bauern sie nicht alle miteinander erschlagen haben, darüber wunderte sich Nelly noch mehr als über die Heimkunft ohne Bein- oder Schädelbruch. Sie begann auf dieser Fahrt ernstlich an der Zurechnungsfähigkeit ihres Geliebten zu zweifeln.

Um so erstaunter war sie über die Eröffnungen des Dr. Boldog. Ja, Pista war zu retten vor der drohenden Entmündigung wegen Schwachsinn; er war auch finanziell auf eigene Füße zu stellen. Er wollte ihm eine große Position verschaffen...

Nelly war entzückt.

Dr. Boldog forderte dafür aber einen patriotischen Gegendienst. Wenn sie diesen geleistet habe, möge sie ihn beim Wort nehmen.

„Welchen Dienst?“

„Es ist für eine Patriotin eine ganz kleine schauspielerische Aufgabe“, sagte lächelnd Dr. Boldog. Und er

bat sie, ihn zu einem ungenannten, hochmögenden Herrn zu begleiten....

*

Der Erzherzog war im Banat angekommen und hatte im gräflichen Kastell einer ehemaligen Palastdame der Kaiserin sein Hauptquartier aufgeschlagen. Die Manöver kamen in Gang, das Wetter war herrlich. Für den nächsten Sonntag wurden alle angesagten Deputationen, die den Kaiser begrüßen wollten, befohlen. Sein Stellvertreter war beauftragt, sie zu empfangen. Das Komitat, der Bischof mit dem Domkapitel, der serbische Patriarch, die deutschen und rumänischen Nachbargemeinden des Hauptquartiers und andere Körperschaften waren angemeldet. Auch die Gemeinde Rosental und ihr neuer Pfarrer, die rumänische Gemeinde Czibova unter Führung ihres Popen Gregor Lazar und des Todor Vacarescu waren zugelassen worden. Ebenso durfte der Rittmeister Fr. v. Pidolli in Privataudienz vor dem Erzherzog erscheinen, um ihm das dem Kaiser als Huldigung zugedachte Bild vorzuführen. Nur allein, nur in Privataudienz......

Das gräfliche Kastell lag am nördlichen Ende eines alten, deutschen Dorfes, dem man, als die Manöver angekündigt wurden, rasch einen magyarischen Namen gab. Daß die Berichte über die großen Kaisermanöver aus einem deutschen Hauptquartier in Ungarn datiert würden, das mußte vermieden werden.

Der gräfliche Landsitz hatte große Toilette gemacht. Das Kastell lag vordem hart an der uralten Komitatsstraße und litt gar sehr unter ihrem Staub. Da der Gräfin Szécsy aber auch die Felder und Wiesen jenseits der Straße gehörten, so verlegte sie die letztere resolut, und

bezog ihr Gebiet in den Schloßpark ein. Mochten die Bauern künftig einen kleinen Umweg machen. So wurde das Kastell zu einer Villeggiatur umgestaltet und mitten in einen Jungwald von Fichten und Tannen gerückt.

Auch die alte Gräfin selbst, die hier ihren Witwensitz hatte, machte Toilette. Sie bestellte sich eine neue Perücke, vervollständigte ihren Wagenpark um ein modernes Gefährte, ließ ihrer Dienerschaft eine neue Livree kommen und belebte ihre öde Umgebung durch ein reizendes junges Wesen, das ihr von gar einflußreicher Seite als Gesellschaftsfräulein empfohlen war. „Verarmter Adel, aber von echter Rasse!“ schrieb ihr ein Freund. Und sie nahm die Nelly gerne. Sie wußte, wie wohl sich hohe Herren in solcher Nähe fühlen. Und wenn es gälte, die Honneurs zu machen, wäre sie allein ja doch zu schwach.

*

Trotz des Reichtums an Skandalstoff, den das politische Leben den Budapester Zeitungen täglich lieferte, hatten sie doch Raum für das kirchliche Ereignis von Rosental und die sonstigen Vorgänge im Banat. Aufgebauscht und entstellt, als ein pangermanischer Überfall auf eine patriotische ungarische Gemeinde, wurde der Vorfall vom Kirchweihsonntag in „Maslak“ dargestellt und der Name Georg Trauttmanns durch die Gosse geschleift. Man machte sogar die Behörden aufmerksam auf dieses gefährliche Individuum, das geheimnisvolle Reisen im Lande unternahm und augenscheinlich im Dienste des Auslandes stehe. Seine Heimatsgemeinde aber, in der er längst nicht mehr zuständig sei, wurde aufgefordert, ihn auszuweisen.

Als Georg Trauttmann die gegen ihn gerichteten Wutausfälle gelesen hatte, ging er schnurstracks in das Gemeindehaus zum Notär. Denn woher konnten diese Daten über ihn stammen? Gemeindehaus! Erst heute merkte er, daß an der Stirne dieses Hauses das Wort „Köszeghàz“ stand, sonst nichts. Vom Hörensagen wußten die Leute ja, daß dies das Gemeindehaus wäre. Für wen war diese allen unverständliche Aufschrift da? Er hatte sich schon lange das Lachen abgewöhnt über all' diese Brutalisierungen der Gefühle, aber manchmal hob ihm solch ein Anblick doch die Galle.

Beim Notär kam er nicht sogleich vor. Es warteten zu viele Leute, denen der Herr die unverständlichen amtlichen Dokumente gegen ein Trinkgeld zu übersetzen hatte. Eine Haupteinnahme der Herren Notäre im ganzen Lande.

Endlich wurde er gerufen. Nach einem kurzen Gruße sagte Georg:

„Ich komme, Herr Notär, Sie zu fragen, warum mir bis heute die Erledigung meines Gesuches um das Heimatsrecht nicht zugestellt worden ist.“

Herr Kornel Szabo sah den Sprecher, von dessen energischem Ton er ein wenig überrascht war, nicht sehr freundlich an. Aber süß fragte er: „Warum haben Sie es auf einmal so eilig, Herr Trauttmann?“

„Fragen Sie mich nicht, Herr Notär, sondern antworten Sie mir“, sagte Georg kurz und fest.

„Ich muß sehr bitten —“

„Ich aber weiß,“ fiel Georg ihm ins Wort, „daß der Minister des Innern mein Gesuch schon vor fünf Wochen erledigt hat. Er sagte mir es selbst. Wo ist also mein Heimatsschein?“

„Sind Sie nicht so laut mit mir“, sprach Szabo nervös. „Die Erledigung ist bisher nicht an uns gelangt. Das ist in den Sommermonaten immer so. Sie wird bei einer Zwischeninstanz liegen.“

„Ich will Ihnen das glauben, Herr Notär. Aber ich rate Ihnen, sich mit mir nicht zu spielen. Es kostet mich nur ein Telegramm an Herrn Dr. Deszöffy und ich weiß alles. Guten Tag.“

Während Georg heimwärts ging, erwog der Notär die Chancen einer Anklage gegen Trauttmann wegen Religionsstörung. Die Anzeige an das Gericht sollte man jedenfalls machen. Er haßte diesen Menschen und mußte ihn aus der Gemeinde hinausbringen. Seinen Heimatsschein aber sollte er gewiß nie erhalten, dafür sorgte schon die Zwischeninstanz, die er unter der Hand unterrichtet hatte....

Vor dem Hause stand ein Wagen, als Georg heimkam. Er merkte, daß dies kein deutscher Wagen war. Die Mähnen der Pferde waren in Zöpfchen geflochten, das Geschirr war voll roter Ledereinsätze. Die ausgespannten Gäule standen rückwärts und fraßen Heu aus dem herabgelassenen Schragen. Es wartete also jemand auf ihn. Aber warum hatte Frau Margret den Wagen nicht in den Hof fahren lassen?

Georg verstand das sogleich, als er den Gast, der vor seiner Tür saß, erblickte. Es war ein Walache, ein Rumäne. Ein intelligenter, strammer Mann. Seine Augen verrieten Intelligenz, sein ganzes Wesen eine gewisse Kultur.

„Todor Vacarescu?“, fragte Georg, indem er lebhaft zuging auf den Fremden.

„Ja, domne Trauttmann, bin ich Sohn von alte Vacarescu. War ich schon zweimal hier.“

Georg lud den Gast zu sich ins Haus. Vorher aber legte er ihm nahe, den Wagen doch hereinzuführen und die Pferde in seinen Stall zu stellen.

Todor lehnte das, obwohl es ihn sehr befriedigte, ab. Er wolle keine Ungelegenheiten machen.

Die Eva wurde gerufen, sie mußte Wein, Butter und Selchfleisch bringen und man setzte sich in der Wohnstube an den Tisch. Georg verstand leider zu wenig rumänisch, er hatte das in seiner Jugend Gelernte längst vergessen. Aber dieser Todor sprach ganz leidlich deutsch und er hatte es merkwürdigerweise in einer Schule in Bukarest gelernt. Sie verständigten sich leicht.

Georg Trauttmann erfuhr jetzt den Beschluß jener vor Monaten stattgehabten Besprechung rumänischer Vertrauensmänner. Zu keinem andern in der Gemeinde Rosental habe sich Todor bisher darüber geäußert, aber ihm wolle er es sagen. Er habe gleich an ihn gedacht, jetzt aber, nach dem, was er kürzlich in der Kirche getan, besitze er das volle Vertrauen aller.... Wann immer es wieder zu Wahlen komme, sagte Todor, werden die Rumänen in diesem Bezirke keinen eigenen Kandidaten aufstellen, sondern einstimmig den deutschen Mann wählen, den er ihnen nenne. Am liebsten ihn selbst.

Georg schüttelte seinem Gast die Hand. Das freue ihn herzlich. Nicht um seinetwillen, er wolle sein Leben nicht dem Moloch der Politik opfern. Aber er erblicke in diesem Angebote wenigstens eine entfernte Möglichkeit, aus der Schande des jetzigen Zustandes herauszukommen. Vielleicht besinnen sich die Schwaben. Er hoffe es.

„Sie müssen ja erwacken! Wir 'aben immer rumänische Kandidat'; warum wählt Deutscher immer ein Ungur?

Wählt Deutscher deutsch, wählt Rumäne auck deutsch, wo er in Minorität."

„Ich verstehe Sie vollkommen, Herr Vacarescu. Sie wollen deutsche Abgeordnete in der Nationalitätenpartei haben. Das möchte ich auch. Topp, wir sind einig, wenn es so weit kommt."

Todor Vacarescu erhob sich. Er wollte nach seinen Pferden sehen und einspannen. Georg begleitete ihn auf die Gasse und half ihm. Dabei sprach Todor voll Begeisterung von dem Erzherzog, der gestern durch Czibova gekommen war mit seinem Stab. „Esta un domne! Das ist ein Herr! Gott erhalte ihn!" rief er ein um das andere Mal. Der könnte dem rumänischen Volke sein Selbstvertrauen wieder geben ..... „Es muß anders kommen. Aber, was Ungur jetzt gegen uns mackt, wird unsern Standwider — unsern Widerstand doppelt macken. Wir geben uns nit!"

Georg sah seinem Wagen nach, bis er um die Straßenecke bog. Von dort grüßte Todor noch einmal. Gerne hätte auch Georg dem Manne die Versicherung ausgesprochen, „wir geben uns nit", aber dazu hatte er kein Mandat. Hinter diesem Rumänen stand ein ganzes Dorf und der Pope trug seiner Gemeinde das Kreuz voran auch in nationalen Fragen. Wer stand hinter Trauttmann? Und wodurch verdiente er das Vertrauen, das diese Fremden zu ihm hatten?

Nun, er wollte sich dessen gewiß nicht unwürdig erweisen. Vorläufig war ja zum Glück noch keine Rede von neuen Wahlen. Und wenn man ein paar Jahre Zeit hat, wer weiß.... Die Männer, die seit dem Kirchweihsonntag nicht mehr in die Kirche gingen, die getraute er sich schon heute zu gewinnen.

Kaum war Georg in seine Stube zurückgekehrt, kam der Briefträger-Hannes. Er lud den Herrn Trauttmann ein, zu einem Vortrag über Amerika, den der „rabiate Schreiner“, Franz Drescher, heute abends im Großen Wirtshaus abhalten wolle.

„Einen Vortrag?“

„Na, was m'r halt sau nenna tut,“ sagte der Hannes. „Er will alle Leut' verzähla, wie gut es drüwa is.“

Und Trauttmann ging hin. Er wollte doch dieses Kuriosum eines Vortrages über Amerika hören. Das Bild der schmächtigen, abgemagerten Frau dieses Auswanderungsapostels, die ihn am Tage nach seiner Ankunft in der Heimat auch besucht und ausgefragt hatte, stand noch lebhaft vor seinen Augen. Die Arme war gestorben, ehe sie das gelobte Land erreichte.

Etwa zweihundert Personen waren anwesend, Männer und Frauen. Nur wenige Bauern, zumeist Kleinhäusler, Handwerker, Feldarbeiter, lediges Weibsvolk. Franz Drescher, der einen großen roten Schnauzbart hatte, den er fleißig ins Bier tunkte, saß ganz einfach an einem Tische mit ein paar Freunden, die anderen um ihn herum auf Bänken und Stühlen. Er hatte schon begonnen. Und es war kein Vortrag, er erzählte bloß, was er erfahren und gesehen, gab gute Ratschläge und ermunterte jeden zur Auswanderung, der daheim nicht ein schuldenfreies Anwesen und genügend Grund und Boden für sich und die Seinen besitze. Wer in Ungarn für andere arbeiten müsse, der schaue nur gleich, daß er weiterkomme, denn hier sei der Mensch nichts wert. Er gelte weniger als ein Stück Vieh. Drüben aber werde die menschliche Arbeit nicht nur bezahlt, sie werde auch estimiert.

Dieser gefährliche Auswanderungsapostel, der auf

seine Zuhörer den tiefsten Eindruck machte, begann jetzt mit seiner eigenen Geschichte. „Schaut doch mich an, liebe Landsleut'," sagte er beiläufig. „Ich habe als dritter Sohn eines Bauern das Tischlerhandwerk lernen müssen, weil die Möglichkeit, daß auch ich noch Haus und Hof erhalte, nicht da war. Bauernknecht für Lebenszeit wollte ich ja nicht werden. Mit vierundzwanzig Jahren war ich Meister und habe geheiratet. Immer gearbeitet, Tag und Nacht, mit Gesellen und Lehrbuben. Und in zwanzig Jahren habe ich mir nichts als ein kleines Haus erwirtschaftet, das zweitausend Gulden wert ist und in dem nicht einmal meine Familie Platz hat. Ich habe in den zwanzig Jahren mehr Steuern gezahlt als mir selbst geblieben ist, viel mehr! Und meine Kinder etwas besseres lernen lassen konnt' ich nicht. Das hat mich endlich verdrossen und ich bin fort nach Amerika. In Baltimore habe ich Arbeit gefunden in einer Möbelfabrik, wo neunhundert Arbeiter beschäftigt sind. Schon nach zwei Monaten bin ich Partieführer geworden mit zwanzig Dollar wöchentlich. Wißt Ihr, wieviel das ist? Fünfzig Gulden. Ich habe mir in zehn Monaten viertausend Kronen verdient und nicht tausend gebraucht. Also in einem Jahr so viel wie da bei euch in zwanzig! Und da soll der Mensch in Ungarn bleiben? Nein, folgt meinem Rat. Nur wer hier im Fett sitzt, soll bleiben. Wer aber geh'n will, der soll es bald tun, so lang er noch deutsch kann, denn mit dem Ung'risch ist es drüben nichts. Deutsch muß man können oder Englisch. Alles andere zählt nicht."

Und der Vortragende, der erklärte, mit seinen Kindern und sieben Verwandten nächste Woche abzureisen, beantwortete auch Anfragen, die aus der Mitte der Versammlung gestellt wurden. Einem Bauern erzählte er, daß das

beste Joch Feld drüben um zwanzig Dollar zu haben wäre. Wenn er einem seiner Söhne dreitausend Gulden mitgeben könne, werde er damit drüben ein großer Bauer. Denn hier kriegt er keine zehn Joch Feld, drüben aber sechzig bis siebzig.

„Hab' ich nicht recht, Herr Trauttmann?“ rief der Redner plötzlich.

Georg war überrascht. Er wollte hier nicht sprechen. Aber die Frage erforderte doch eine Erwiderung. „Ich kann Ihnen nicht einfach mit Ja antworten“, begann er. „Es ist viel wahres in dem, was der Herr Drescher sagt. Namentlich ist das Persönliche wahr. Er ist eben als ein geschickter, reifer Mensch, er ist als Meister in eine Möbelfabrik eingetreten und hat auch Glück gehabt. Das haben aber nicht alle, die nach Amerika gehen. Gar viele gehen unter. Man kann dort nur starke, gesunde, vor keiner Arbeit und keiner Entbehrung zurückschreckende Menschen brauchen. Daß der Mensch mehr gilt, als hier, das ist gewiß. Ich selbst habe mir drüben ein Vermögen erworben in zwanzigjähriger Arbeit. Aber nur, weil ich gut vorbereitet, mit europäischer Bildung ausgerüstet, hin kam. Und ich kann nicht jedem so ohne weiteres zur Auswanderung raten. Es ist ein saurer Weg. Wer eine Heimat aufgibt, weiß selten, was er tut. Ich bin ganz froh, daß ich wieder daheim bin, so viel ich auch hier zu tadeln finde und zu kritisieren“.

„Ach was! Ekelhaft ist es hier“! rief gereizt der Schreiner dazwischen. „Kann man sich so etwas vorstellen in Amerika, was wir am Kirchweihsonntag hier erlebt haben in der lieben Heimat“?

„Das will und muß ich zugeben“, sagte Georg. „Ich habe in Milwaukee so gelebt, als ob ich in Wien oder in

Berlin wäre. Niemand hat sich um unser nationates Seelenheil gekümmert. Mitten in der scheinbar englischen Stadt bilden die 150.000 Deutschen eine eigene Welt. Wir haben zahllose deutsche Schulen, Kirchen, Lehrerseminare und fünfzig deutsche Vereine, Gesang-, Turn- und Kriegervereine dort; Schiller und Goethe haben ihre öffentlichen Denkmäler und zehn deutsche Zeitungen erscheinen jeden Tag. Und so ist es überall in Amerika. Wer die englische Sprache braucht, der lernt sie auch. Aber es wird sich niemand erdreisten, eine anderssprachige Stadt, ein Dorf oder eine Kolonie entnationalisieren zu wollen. Von solchem Irrsinn werden nur ganz kleine Völker befallen, die sich durch fremdes Blut aufhelfen wollen. Und wehe dem Deutschen, der seine Muttersprache, die von hundert Millionen Menschen geredet wird, aufgibt, um dafür eine Sprache einzutauschen, die nur sieben Millionen sprechen. Der Verlust ist unersetzlich, es ist wirtschaftlich und kulturell eine Degradation. Darin hat Herr Drescher vollkommen Recht, solche Dinge wie sie hier allerorten passieren, erlebt man dort nicht. Können Sie sich beispielsweise vorstellen, daß irgend ein deutscher Mann in Ungarn ein Denkmal erhält? Vielleicht — wenn man ihn wenigstens auf dem Denkmal noch magyarisieren kann. Anders nicht. Und auch darin gebe ich Herrn Drescher Recht — wer auswandern will, der muß es tun, so lang er noch deutsch kann, denn sonst kommt er dort nicht fort. Höchstens als Pferdeknecht, Erdarbeiter oder Schnitter. Etwas werden kann er nicht. Unsere Leute werden in Amerika alles; die Magyaren, die auswandern, versinken im Taglöhnertum. Nur wenn sie drüben Deutsch oder Englisch lernen, kommen sie auf.

Wenn ich als alter Amerikaner euch raten darf, liebe

Landsleute, so sage ich: Nur wer muß, wandere aus. Wer aber an seiner Heimat festhält, der halte auch an seiner Muttersprache fest. Lieber eine Hand abhacken lassen, als ein Kind haben, das nicht mehr deutsch kann“.

Hier wollte Georg schließen, aber das laute, zustimmende Gemurmel gab ihm neuen Schwung. Und er hatte auch das Gefühl, das noch vieles zu sagen wäre zur Widerlegung des Schreiners, das ihm im Eifer entfallen war.

„Ich, von meinem Standpunkt, muß es bedauern, daß so tüchtige Schwaben wie der Herr Drescher auswandern. Die brauchen wir hier. Wir brauchen hier unzufriedene, gegen die heutigen Zustände ankämpfende Leute. Die brauchen wir dringend im ganzen Lande, bei allen Nationalitäten. Das haben die großen Herren schlau gemacht, daß sie den unzufriedenen Elementen die Tore von Ungarn weit geöffnet und ihnen noch eine eigene Schiffsgesellschaft gegeben haben, die sie rasch forterpediert. ....Hier bleiben sollen diese Leute“! rief Georg. „Sowohl die, die um Haus und Hof gekommen sind, wie auch die, die niemals zu einem eigenen Heim kommen können. Ich versichere euch, es ist in Gegenden, wo nur Magyaren wohnen, noch schlechter als hier. Dort gibt es ganze Taglöhnerdörfer. Man hat zwischen den Gütern der Großgrundbesitzer einzelne Gemeinden angelegt, die sich im Laufe der Jahrhunderte bis auf fünf- und sechstausend vermehrten. Sie haben aber alle miteinander nur tausend Joch Feld und sind für alle Ewigkeit darauf angewiesen, bei den großen Herren im Taglohn zu vierzig bis sechzig Kreuzer zu arbeiten. Für alle Zeiten! Es gibt keine Änderung, sie müßten verhungern, wenn sie nicht in Taglohn gingen. Verpachten aber die Herren ringsum ihre

Güter, so geben sie sie an Unternehmer. Mit armen kleinen Bauern, denen es an Pferden und Feldgeräten fehlt, wollen die Gutsherren nichts zu tun haben. Und verlangen diese armen Teufel in der Erntezeit mehr, wollen sie gar streiken, so sind schon fremde Arbeiter zur Hand. Dafür sorgt die Regierung.

So treibt man die Menschheit zur Verzweiflung, so jagt man sie aus dem Lande oder in die Arme der Sozialdemokratie, die ihnen wenigstens eine künftige Erlösung verspricht. Die Herren des Bodens aber versprechen diesen ihren eigenen Stammesbrüdern nichts als rot-weiß-grüne Kokarden: Die berühmte Unabhängigkeit, die magyarische Kommandosprache und solchen Firlefanz.

Damit führen sie ihr eigenes Volk seit alten Zeiten an der Nase herum, damit wollen sie auch die andern blenden und täuschen. Sie spielen immer die Unbefriedigten, die in ihren Rechten, in ihrem Nationalgefühl Gekränkten und haben für all den im Lande aufgehäuften Unmut stets nur *einen* Blitzableiter: die Dynastie.

Liebe Leute, bleibt in euerer Heimat! Werdet hier der Sauerteig, den Ungarn braucht. Zwei Millionen sind im Laufe von dreißig Jahren aus Ungarn ausgewandert. Wären sie hier geblieben, wir wären heute weiter. Es ist Grund und Boden genug im Lande für alle. Man muß nur die Staatsgüter an ehrliche Bauern vergeben und der bisherigen Pacht- und Latifundienwirtschaft an den Leib rücken. Auch ist Neuland zu erobern an allen Flüssen und Strömen, denn kein Wasserlauf des Landes ist reguliert. Bleibt hier, ich glaube es kommen andere Zeiten. Es werden neue Parteien entstehen, man wird die politischen Abenteurer aus dem Abgeordnetenhaus hinauswerfen und Volksmänner werden einziehen. Es kommt

jetzt die Zeit, wo ihr alle das Wahlrecht haben werdet. Da könnt ihr dann mitreden und einen deutschen Mann wählen, der das, was ihr wollt und braucht, gegenüber der Regierung vertritt. Und wenn das Volk nur hundert Männer aus seiner Mitte im ganzen Lande wählt, dann muß es anders werden. Die werden mit den andern schon deutsch reden!“

Damit schloß Georg Trauttmann seine improvisierte Rede gegen die Auswanderung.

Der Drescher aber rief: „Darauf können wir nicht warten! Wer g'scheidt is, geht mit mir!“

Eine Weile herrschte dumpfes Schweigen. Dann erhob sich ein wohlgenährter Bauer. Er sagte einfach und schlicht: „Wir Bauern müssen dem Herrn Trauttmann danken für seine Worte. Wenn das so fort ginge, müßten wir ja alle zugrunde gehen. Man müßte den Namen Ungarn wieder Hungarn schreiben. Wenn der Bauer ohne Feldarbeiter wirtschaften soll, sind wir in zwanzig Jahren alle die Taglöhner von unseren Sparkassen und Volksbanken. Sie ziehen uns aus. Grafen, Juden, Bischöfe und Banken werden dann unsere Herren sein.. „Leut' halta m'r zamma“! rief er. „'s muß annerscht werde!“

Der Drescher Franz aber blieb obenauf: „Ihr könnt' leicht redde,“ sagte er, „Ihr habt was! Aber wir? Wenn der Kaiser den ung'rischen Saustall amol ausgemist't hot, dann soll er uns nur rufen. Wir kommen, wenn Platz für uns ist. Heut' ist kein Platz hier für Arbeiter, die auch Menschen sein wollen“.

Seine Losung war und blieb: „Auf, nach Amerika!“

XIV.

Die Gräfin Szécsy hatte die Fassade ihres Schlosses für den heutigen Sonntag noch reicher beflaggen lassen, da die Herrn des Komitates, der Bischof und die Deputationen aus der Umgebung in ihrem Hause erschienen, um den Vertreter des Kaisers zu begrüßen. Auch sie selbst war in Bereitschaft, sie hatte große Toilette gemacht. Sie wußte, daß so mancher Audienzwerber auch ihr seine Aufwartung machen würde. Und ihre liebe junge Freundin Nelly hatte ein entzückendes schwarzes Seidenkleid angelegt. So schön war sie noch nie.

Der Erzherzog nahm bisher freilich wenig Notiz von den Damen, denen er am Tage seiner Ankunft nur einen flüchtigen Besuch gemacht hatte. Aber sie schwärmten doch für ihn. Was war er für ein stattlicher, schöner Mann. Seine wasserhellen, blauen Augen, das ovale Gesicht, die energische Stirne, die militärische Haltung, die kräftigen Zähne, das männliche Kinn — die Gräfin hatte dafür einen Blick. Und ihre Gesellschafterin auch. Die erst recht. Seine Gestalt neigte ein klein wenig zur Fülle und das gab dem Gesamtcharakter bei aller Haltung und Strammheit etwas weiches, österreichisches. Mit diesem Charakter stimmte auch seine sprudelnde, wortreiche Rede überein. Wo er sich gehen lassen konnte, da redete er gerne und viel. Darin war er seinem Vater ähnlich, der ein unkriegerischer, aber vielseitig gebildeter und allen öffentlichen Interessen zugewendeter Geist gewesen. Die Gräfin hatte ihn wohl gekannt. Und die Nelly sagte ihr, der Sohn, ihr Gast, sei ein Feind Ungarns. Das glaubte sie nicht.

Der Stellvertreter des Kaisers schien äußerst befriedigt zu sein von dem Verlauf der Manöver, er hatte nur

Gutes nach Wien zu berichten. Das sagte er soeben dem leitenden Generalstab. Es war eine glänzende Versammlung, die den Erzherzog umgab und stolze Worte hatte er zur Blüte der Armee gesprochen. Jetzt aber schlug er einen konversationellen Ton an und verwies den Herren lächelnd die geplante offizielle Überreichung des Bildes von Chlopy, das dort auf einer Staffelei stand... „Ich anerkenne die gute Absicht, meine Herren, und Seine Majestät wird das Bild in aller Stille, in der Wiener Hofburg, sicherlich gerne entgegennehmen. Hier aber wäre das eine politische Demonstration gewesen. Auf dieses Gebiet wollen wir uns nicht begeben... Ich danke Ihnen also im Namen Seiner Majestät und füge dem hinzu, daß auch ich den Armeebefehl von Chlopy nie vergessen werde“.

Die Worte wirkten in ihrer Schlichtheit und Offenheit mächtig auf die Versammlung.

Der Chef des Generalstabes trat vor, dankte im Namen des gesamten Offizierskorps und brachte ein dreifaches Hoch aus auf den Erzherzog, „die Hoffnung der Armee“.

Die im Vorsaale harrenden Deputationen sahen mit Erstaunen gleich darauf all den Glanz der militärischen Paradeuniformen an sich vorübergleiten, jetzt kam die Reihe an sie. Und der Erzherzog hatte für jede derselben ein gütiges Wort. Mehr als das. Er ging auch über die offizielle Form solcher Empfänge hinaus in seinen Bemerkungen und hatte ein feines Empfinden für die Besonderheiten jedes einzelnen Gemeinwesens und seines Sprechers. Dem Popen Gregor Lazar, der den Hoffnungen der Nationalitäten Ausdruck gegeben, antwortete er sehr fein und beziehungsreich. Seine Majestät sehe es gerne, wenn die einzelnen Völker an ihren nationalen Über-

lieferungen festhielten. Der Aufschwung der Rumänen sei unverkennbar und ihre Fähigkeit, am Staate mitzuarbeiten, könne nicht mehr länger bezweifelt werden.

Stolz und glücklich verließ die rumänische Deputation den Empfangssaal.

Zugeknöpft bis an den Hals war der Erzherzog gegenüber einer Abordnung des Komitates. In schwelgerischen Redewendungen sprachen die Herren von ihrer homogialen Ehrfurcht, ihrer historischen Treue, ihrer bewährten Anhänglichkeit an den gekrönten König und sein Haus. Kurz, knapp und karg dankte der Erzherzog. Er werde Seiner Majestät gerne den Ausdruck dieser Gefühle übermitteln.

Als die Deputation der Gemeinde Rosental eintrat, umspielte ein leises, unmerkliches Lächeln den Mund des Erzherzogs. Er hörte die gestammelte Rede des Dorfrichters an und dankte ihm. Dann sagte er, er habe mit Vergnügen vernommen, daß seine Gemeinde sehr patriotisch sei und am Kirchweihsonntag die Volkshymne in der Kirche gesungen...

„Hochwürden sind der neue Herr Pfarrer?“

Huba Szavits, der mit dem drückenden Bewußtsein hierhergekommen, daß er daheim eine gänzlich leere Kirche zurückgelassen habe, wurde durch die Auffassung, die der Erzherzog von dem schmerzlichen Vorfall bekundete, vollständig aus der Fassung gebracht. Er verbeugte sich stumm.

„Mein lieber Herr Pfarrer, ich bin ein sehr guter Katholik,“ sprach der Erzherzog, „aber ich würde fürchten für die Zukunft unserer Kirche, wenn dieselbe mit den Gläubigen nicht überall wie eine gütige Mutter verkehren wollte, das heißt immer in der Sprache, die sie verstehen.“

Er neigte den Kopf und die Deputation war entlassen.

Der Erzherzog blieb allein. Langsam trat er vor das schöne Bild, das zum Zeugen seiner heutigen Empfänge geworden war und betrachtete es sinnend. Er sah sich ganz nahe dem Mittelpunkt jenes historischen Ereignisses, das es darstellte. Diesmal aber fiel ihm selbst die Aufgabe zu, der Armee zu sagen...

Das leise Rauschen eines Frauenkleides weckte den Erzherzog aus seinen Gedanken. Er wandte rasch den Kopf — hinter ihm stand eine blonde junge Dame von reizvollem Wesen. In tiefes Schwarz gekleidet, als ob sie Trauer trüge, aber mit dem hellsten Lächeln auf den rosigen Zügen, machte sie ihren Knix.

„Verzeihung, kaiserliche Hoheit —“

„Pardon, meine Gnädige, Sie sind mir nicht gemeldet“, sprach der Erzherzog und trat einen Schritt zurück... „Ah,“ rief er plötzlich, „Sie gehören ja zum Hause, Sie sind —“

„Scheinbar gehöre ich zum gräflichen Hause, kaiserliche Hoheit. Ich bin aber nicht, was ich hier scheine. Nur um Sie zu sprechen, habe ich diese Maske angenommen.“

„Wer sind Sie?“

„Eine Patriotin, kaiserliche Hoheit. Und die Führer der Nation wissen, daß ich heute vor Ihnen stehe.“

„Was haben Sie mir zu sagen?“

Die Sprecherin erhob ihre gefalteten Hände und sagte: „Mildern Sie jene Worte von Chlopy! Schaffen Sie eine neue Situation, denn die jetzige ist unerträglich.“

„Mein Fräulein, Sie haben sehr naive Vorstellungen von der Welt. Es wird besser sein, Sie mischen sich nicht in solche Angelegenheiten.“

„Denken Sie an die Zukunft, kaiserliche Hoheit! Seien Sie ein Freund Ungarns... Fördern Sie alles,

was uns frei macht und unabhängig", sprach die Dame mit warmer, eindringlicher Betonung.

„Ich bin ein Freund Ungarns."

„Man erzählt uns immer das Gegenteil. Aber Sie haben Söhne, kaiserliche Hoheit, denen drüben die Ebenbürtigkeit abgesprochen wird. Denken Sie an Ihre Gemahlin, denken Sie an Ihre Söhne!"

„Was soll das?"

„Ungarn wird nicht zufrieden sein, so lange es nicht unabhängig ist. Helfen Sie uns, es unabhängig zu machen. Ihre hohe Gemahlin kann einst Königin von Ungarn werden, einer Ihrer Söhne kann —"

„Nicht weiter!", rief der Erzherzog und eine Zornwolke lag auf seiner Stirne. „Verlassen Sie mich, mein Fräulein, ehe ich feststellen lasse, wer Sie sind und wer Sie zu mir geschickt hat."

„Ich bitte fußfällig, empfangen Sie einen der Führer der Nation!"

„Nein! Nein! Verlassen Sie mich."

„Ich gehe, kaiserliche Hoheit", sagte die junge Dame und zog sich eingeschüchtert zurück. „Seien Sie ein Freund Ungarns," flüsterte sie noch einmal, „Ungarn wird dankbar sein." Dann verschwand sie hinter einer Tapetentür.

Lebhaft erregt, unwillig, schritt der Erzherzog in dem Empfangsalon auf und nieder. Plötzlich blieb er vor dem Bilde von Chlopy stehen.

„Niemals! Niemals!", rief eine innere Stimme ihm zu.

*

Die Worte, die der Erzherzog zu den leitenden Persönlichkeiten der Manöver und zum Generalstabe gesprochen, flogen in alle Quartiere und Feldlager, sie zündeten

überall, als wäre der Armeebefehl von Chlopy jetzt neu bekräftigt und für alle Zukunft beschworen. Die Offiziere schüttelten sich überall die Hände, die Unteroffiziere und die Mannschaft jubilierten wie nach einem Siege.

War das ein Sonntag! Das köstlichste Septemberwetter lachte über den Fluren, die Militärkapellen spielten überall, die Mädchen strömten herbei aus allen Dörfern, Schwäbinnen, Rumäninnen, Serbinnen und auch Ungarinnen von jenseits des Wassers waren über die Pontonbrücke der Pioniere gekommen. Es wurde getanzt wohin man blickte und in allen Zungen geredet. Und an Zuschauern fehlte es nirgends. Zahlreiche Buschenschenken waren aufgerichtet worden und die Gemeinden schänkten Freiwein aus, einzelne Offiziere zahlten Bier. Die Bäuerinnen hatten Kuchen gebacken und schickten ganze Körbe voll hinaus auf die Tanzplätze. Und solche gab es vortrefflicher Art auf allen Getreidefeldern, wo Tretplätze waren. Kein Parkett ist so glatt wie solch eine Tenne.

„Da haben Sie einen klingenden Klavierauszug aus der großösterreichischen Partitur!“, rief der Rittmeister von Pidolli Georg zu, als sie miteinander einen Rundgang machten... Pidolli war höchlich befriedigt von seiner sogenannten Privataudienz. Es war aber nicht seine Art, darüber zu reden. Und der Erzherzog wünschte es ja auch nicht, daß man seine Worte weiter trage. Seine Stellung als Stellvertreter des Kaisers war zu exponiert, sie erforderte die allergrößte Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung. Pidolli behielt denn auch für sich, was zu ihm gesagt wurde, es genügt ja das, was der Erzherzog vor allen sprach.

Georg und der Rittmeister standen auf der Höhe der alten Cholerakapelle und blickten in das buntbelebte

Wiesental. Wie ein Feldlager nach einer gewonnenen Schlacht sah es da drunten aus in der weiten Ebene. Dem Rittmeister ging das Herz auf und er wurde gesprächig: „In diesem Lager ist Österreich“, sagte er. „Und da will man einen Bruch hineinbringen? In die Armee? Ich bin kein alter Haudegen und Landsknecht, aber Soldat bin ich mit Leib und Seele. Und ich bin es nur deshalb, weil ich das Gefühl habe, damit zur Auslese des Reiches zu gehören, zu dem Zentrum seiner Stärke. Gibt es auch nur annähernd einen Faktor im Staate, in dem eine solche Summe von Kraft, von Gehorsam, von Pflichtgefühl vereinigt wäre? Und von Ehrlichkeit und persönlichem Mut? Das gibt es kein zweitesmal. Wir sind der männliche Extrakt des Reiches, wir sind der Wall, über den kein Staatsfeind hinwegkommt. Und hat man denn eine Vorstellung, welche Summe von Intelligenz und positiver Bildung in der Armee lebt? Was da gelernt wird?“

„Ich weiß es,“ sagte Georg, „ich bin ziemlich bewandert in der technischen Literatur der Armee.“

„Und dieser Riesenapparat des Heeres“, fuhr Pidolli fort, „wird mit etwa neunzig deutschen Kommandoworten in Bewegung gesetzt. Wieviel Geistesarbeit aber hinter diesem Drill auf neunzig Worte steckt, davon wissen die Halbnarren nichts, die diesen Organismus zerstören wollen... Sie sollen nicht daran rühren! Hunderte, tausende Offiziere würden aus dem Heere scheiden, wenn man auch das noch zugäbe... Horchen Sie nur überall hin. Wo ist das magyarische Heer? Vier absolut magyarische Infanterieregimenter haben wir in der Armee, alle andern sind zwei- und dreisprachig. Und wir Offiziere lernen alle diese Sprachen, wir brauchen sie zur Abrichtung. Aber an das Kommando soll man nicht rühren. Die Magyaren

bilden in allen Regimentern, die als ungarisch bezeichnet sind, nur fünfundvierzig und in der Gesamtarmee nur achtzehn Prozent. Hat sich was, mit der ungarischen Nationalarmee!", schloß der Rittmeister, auflachend, seine Improvisation. „Die Nationalitätenarmee wäre größer!", fügte er hinzu.

Zwei Kameraden Pidollis kamen und teilten mit, daß für Abends im Großen Gemeindewirtshaus zu Rosental ein Mulatság geplant wäre, eine Tanzunterhaltung mit allen erdenklichen anderen Genüssen. Es seien ja Sänger, Schauspieler, Artisten, Zauberer, Kraftmeier und alle möglichen Spezialisten in den Regimentern. Das Offizierskorps revanchiere sich gegenüber den Gemeinden, alles aus der Umgebung sei eingeladen. Der Held vom Rosentaler Kirchweihsonntag dürfe auch nicht fehlen.

Georg nahm gerne die scherzhafte Einladung an.

Und die Männerwelt des ganzen Dorfes war abends in Bewegung. Die Bauerntöchter wurden daheim eingesperrt und die Mütter hielten die Wache, denn es lag eine Stimmung in der Luft, eine Stimmung... Na, eigentlich wären alle Mütter froh gewesen, wenn diese Manöverei einmal ein Ende genommen hätte.

Die Honoratioren von Rosental und einigen deutschen Nachbardörfern waren gekommen, aber auch der dekorative Pope Gregor Lazar aus Czibowa erschien mit einigen Gemeindevertretern, darunter Todor Bacarescu. Die Notäre und Lehrer mit ihren Frauen und Töchtern, die Landärzte, die Kaufleute und Krämer, nicht zuletzt die Dorfrichter und auch ein paar Geistliche stellten sich ein. Aber gerade der von Rosental fehlte. Er hatte abgelehnt. Man munkelte, er sei amtsmüde... Und während die Leutenants, die Stellvertreter und Kadetten mit den Töchtern der

Herrischen im Saale süße Wiener Walzer tanzten, wurde in dem großen Hofe des Wirtshauses für die Gäste gedeckt. Die Bäuerinnen waren stolz, ihr Geschirr und ihre Tischwäsche zur Verfügung stellen zu können, und auch ihren Hühnerhof. Zur Bedienung waren Soldaten kommandiert und es fanden sich Kellner von Beruf genug unter ihnen. Bei der Kegelbahn hatte man Raum geschaffen für eine Militärkapelle, ein Podium, das auf geleerten Bierfässern stand, war für die Künstler errichtet worden. Und in der Tat, das angekündigte Programm erfüllte sich, es fanden die mannigfaltigsten Produktionen statt. Dazwischen immer Wiener Musik, heimatliche Musik. Wer kennt ihren Zauber nicht? Wo der Radetzkymarsch erklingt, wo die österreichischen Volkslieder und die Straußschen Walzer sich auf weichen Tonwellen wiegen, da öffnen sich alle Herzen.

Volkssänger in Uniform trugen populäre Couplets vor, ein Korporal sang die Stretta mit einem sehr kräftigen Tenor, ein anderer trug Schubertsche Lieder vor. Sogar ein komisches Quartett brachte man zusammen. Und auch eine magyarische Deklamation kam vor, irgendein Gedicht von Petöfi. Der Vortrag blieb eindruckslos, weil nicht zwanzig Menschen da waren, die sie zu würdigen wußten. Tiefe Wirkung machte ein rumänisches Lied, nicht durch seine Worte, die ja auch nicht gar zu viele verstanden, sondern durch seine seltsame sprunghafte Weise, in der Schwermut sich mit Jubel mischte, einem Jubel, der wieder in Gewimmer überging. Wie nach einem erhaltenen Peitschenschlag krümmte sich der Sänger und traurig verseufzte er den Schluß des Liedes.

„Ein uraltes rumänisches Volkslied,“ erklärte der Pope Lazar, „stammt aus der Türkenzeit.“ Und er ließ den Soldaten zu sich kommen und drückte ihm die Hand.

Schon stand ein anderer Künstler oben, ein eleganter Jägerkorporal, der ein Buch in der Hand hielt. Aber da ging plötzlich ein Rauschen durch den Hof, man rückte die Stühle und reckte die Hälse, ein paar junge Offiziere, die Arrangeure, kamen eilfertig herbei und riefen: „Seine kaiserliche Hoheit kommt!"

Rasch, ohne alle Förmlichkeiten, kam der Erzherzog, nur von seinem Adjutanten gefolgt. Er winkte alle auffälligen Begrüßungen ab und sagte: „Bitte, bitte, keine Störung."

Er nahm Platz an der großen Ehrentafel, an der auch Georg neben dem Rittmeister von Pidolli saß und das Programm nahm seinen Fortgang. Der Jägerkorporal, ein Einjähriger, war aber zurückgetreten, es kamen andere Vortragende. Nachdem ein paar heitere Nummern vorüber waren, spielte die Kapelle ein Potpourri österreichischer Volkslieder. Es war ein ganzer Blumenstrauß von Melodien, der Duft der Heimat ergoß sich in berauschender Fülle über die Versammlung und der Erzherzog, der vorhin herzlich gelacht, schien lebhaft angeregt und bewegt zu sein. Immer wieder gab er das Zeichen zum Beifall.

Jetzt trat der Jägerkorporal neuerlich auf das Podium.

Ein Jägerhauptmann, der dem Rittmeister gegenüber saß, tippte mit einem Finger auf dessen Rechte, die auf dem Tische lag, dann flüsterte er: „Das ist ein junger Schriftsteller. Schreibt sehr hübsche Sachen. Nur ein schrecklicher Idealist ist er."

Mit sonorer, männlicher Stimme sprach jetzt der Jäger: „An Feldmarschall Radetzky. Von Franz Grillparzer."

Ein Ruck ging durch alle. Welch ein Einfall! Bei solch einem zufälligen Anlaß, einem Volksfest! Der Erzherzog wurde ernst. Auch er schien nicht ganz sicher zu sein, ob diese Wahl eine passende war. Aber der junge Mann hatte schon begonnen:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer!

Aus Torheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen;
In denen, die du führst zum Streit,
Lebt noch ein Geist in allen."

Wie Schwerthiebe fielen diese Worte von den Lippen des Redners. Er fuhr fort:

„Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt,
Es besser als du zu kennen,
Der, was er träumt und nirgends ist,
Als Weisheit wagt zu benennen.

Und Deine Garde, die nicht nur wacht,
Nein, auch bewacht und beschirmet,
Sie hat nicht der eigenen Sicherheit acht,
Wenn nachts die Trommel stürmet.

Der Bürger deiner wandelnden Stadt,
Er weiß, diese Stadt ist sein alles,
Die, wenn sie die Flamme ergriffen hat,
Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles.

Und deine Minister, die Führer im Heer,
Sie führen das Schwert an der Seite,
Zu strafen, wenn's irgend nötig wär':
Gehorsam ist Frieden im Streite."

Und nun hob der Sprecher die Stimme und seine Worte wirkten wie Donnerhall, als wären sie heute geprägt, auf den heutigen Tag gemünzt und nicht vor mehr als einem halben Jahrhundert geschrieben:

„Die Gott als Slav' und Magyaren schuf,
Sie streiten um Worte nicht hämisch,
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
Denn: ‚Vorwärts!' ist ung'risch und böhmisch."

Ein ungeheurer Jubel brach los, der Erzherzog selbst stimmte ein in das Händeklatschen, gab aber das Zeichen, daß man weiter höre. Der Jäger fuhr fort:

„Gemeinsame Hilf' in gemeinsamer Not,
Hat Reiche und Staaten gegründet;
Der Mensch ist ein einsamer nur im Tod,
Doch Leben und Streben verbündet.

Wär' uns ein Beispiel dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände.
Im Anschluß von allen allein liegt der Sieg,
Im Glück eines jeden das Ende."

Die Wirkung des Gedichtes war unbeschreiblich.

Der kühne Jäger, der es gewagt, die unsterblichen Strophen des großen Dichters hier vorzutragen und mit diesen ehernen Worten an die Herzen zu pochen, er verschwand scheinbar unbedankt vom Podium, niemand kannte ihn, niemand fragte nach ihm, alles wandte sich dem Erzherzog entgegen, schrie Hoch und trank ihm zu. Die Damen wehten mit den Taschentüchern, die Kapelle aber stimmte das herrliche Marschlied an: „O du mein Österreich." Der es schuf, war ein Dalmatiner von Geburt. Wer dachte hier daran? Es einte alle Herzen zu brausendem Jubel, wie das Gedicht des Wieners alle geeint hatte. Ohne Beispiel war, was sich da so unvermutet aus vollen überquellenden Herzen begab.

Der Erzherzog stand tief bewegt, stumm in dem auf ihn einstürmenden Jubel; er dankte nur mit Geberden... Das war wohl sein schönster Lebenstag und er war zu beneiden um die Botschaft, die er dem Kaiser aus der Mitte seines Heeres, aus der Mitte seiner ungarischen Völker über diese Stunde bringen konnte.

Viertes Buch.

Die Saat von Czinkota.

XV.

Noch ehe die Kaisermanöver im Banat abgeblasen waren und das glänzende kriegerische Schauspiel in Nichts zerfloß, hatte Nelly Bárdy fluchtartig das Schloß der Gräfin Szécsy verlassen. Sie wagte keine Begegnung mehr mit dem hohen Gast des Hauses. Sie meldete sich krank bei der ahnungslosen alten Dame und eilte von dannen.

Und sehr kleinlaut kam sie nach Budapest in die Kanzlei des Herrn Dr. Boldog, um Bericht zu erstatten über ihre gescheiterte Mission.

Sie hatte sich einschüchtern lassen, sie war gewichen, ehe alles gesagt war, was sie sagen sollte... Wie dumm! Was hätte man ihr denn anhaben können? Nichts. Sie war als Patriotin bekannt und eine Tollheit traute ihr jeder zu.

Dr. Boldog war aber nicht unzufrieden mit ihrem Bericht.

„Wie? Sie zanken mich nicht aus?“ rief sie vergnügt. „Sie lachen nicht über mich?“

„Durchaus nicht. Das Wichtigste haben Sie ausgesprochen. Die Wirkung überlassen wir der Zeit... Und jetzt meinen Dank! Fragen Sie Ihren Grafen Pista, ob er Obergespan werden will. Wenn ja, eilen Sie zu Baron Gömöry, er wird Sie mit offenen Armen aufnehmen.“

Nelly war wie elektrisiert. Das wollte sie sogleich tun. — —

In dem Palais des Ministerpräsidiums in Ofen fand seit Tagen und Wochen ein Ministerrat nach dem andern statt. Die Lage war im Laufe der letzten Monate außerordentlich verschärft worden. Weder Freiherr v. Gömöry, noch Dr. Deszöffy hatte einen solchen Widerstand erwartet, ein solches Aufgebot aller Kräfte und Instinkte gegen ihr volkstümliches Programm und gegen ihre Persönlichkeiten. Die Leute von Czinkota spielten verwegen alle Trümpfe aus, die man aus der Geschichte des Magyarentums kennt. Keine Steuern, keine Rekruten, Verwerfung aller Regierungsakte als ungesetzlich, Nichtzulassung von Regierungskommissären, Brachialgewalt gegen neue Obergespäne, Drohung mit Ministeranklagen, Protest der „Führer“ gegen alles und jedes im Namen der Nation.

Auch das alte, verbrecherische Kurutzenmittel, aus der glorreichen Rákóczizeit, die Werbung auswärtiger Bundesgenossen gegen Wien, war schon angewendet worden. Die Führer liebäugelten mit den Kroaten und stachelten sie auf gegen Österreich, indem sie ihre alte Begehrlichkeit auf Dalmatien und Bosnien weckten. Man schloß ein Bündnis mit ihnen und machte ihnen unerfüllbare Versprechungen. Die extremsten Helden des nationalen Widerstandes aber gingen nach Serbien, das mit Österreich im Konflikt stand und verbrüderten sich mit diesem gegen Wien. Mit allen slawischen Erzfeinden des Magyarentums wurde jetzt fraternisiert und pokuliert; und auch an Italien trat man mit der heimlichen Botschaft heran: Ungarn werde dankbar sein, wenn man Wien beunruhige.... So wie zu Rákóczis Zeiten mit den Türken, 1859 mit Napoleon, 1866 mit Preußen, genau so verfuhr man jetzt. Baron Gömöry besaß die zuverlässigsten Mitteilungen über dieses verwegene Spiel der

„großen Patrioten“ und man war auch in Wien auf das genaueste darüber unterrichtet. Der Niederschlag dieses heimlichen und offenen Treibens offenbarte sich in hochverräterischen Broschüren und zahlreichen Artikeln, die direkt auf bekannte Staatsmänner, Exzellenzen, ehemalige Minister zurückgeführt wurden. Ohne den geringsten greifbaren Anlaß von oben, nur weil die Krone den immer weitergehenden agitatorischen Wünschen einen stillen, zähen Widerstand entgegensetzte, wurde die „Nation“ in einen geradezu anarchischen Zustand hineingetrieben, wurde diese Parodie auf das Jahr 1848 inszeniert.

Wer noch daran zweifelte, daß der Chauvinismus der Patriotismus der Kurzsichtigen ist, der mußte von solchem Treiben eines besseren belehrt werden. Und wer die Fratze des Klassenegoismus noch nie in ihrer ganzen Häßlichkeit gesehen hatte, hier konnte er sie erblicken. Hier kämpfte eine dem Untergang geweihte Schichte ihren letzten Kampf gegen das demokratische Zeitalter, hier tobte sich das Zerrbild einer „politisch einheitlichen aber vielsprachigen Nation“ aus gegenüber dem machtvollen, unwiderstehlichen Naturrecht der Völker.

Davon redete Dr. Deszöffy in den herbstlichen Ministerratssitzungen in gar gelehrter und tiefgründender Weise. Aber Baron Gömöry glaubte nicht mehr so fest an ihn wie im Frühling. Er suchte wie oft in schlaflosen Nächten nach einem Ausweg aus dieser Lage, denn er wußte, daß sein Herr und König ihm für nichts dankbarer gewesen wäre als für den Frieden, oder doch für ein erträgliches Verhältnis zu der wilden Opposition, die das Land aufwühlte. An einen Frieden war freilich nicht zu denken, aber vielleicht an einen Waffenstillstand... Noch sprach Gömöry nichts zu seinen Ministerkollegen

über solche Gedanken und Pläne, aber er nährte sie im Stillen und war für jeden Abenteurer zu sprechen, der ihm eine neue Formel brachte, die eine beiläufige Lösung enthielt. Kein Gewerbe blühte unter seiner Regierung so üppig, als das der staatsrechtlichen Formelsucher. Obscure Journalisten in Budapest, Universitätsprofessoren in der Schweiz, Advokaten in Paris beteiligten sich an dem Wettlauf um die richtige Formel für unvereinbare Gegensätze. Alle schienen es eilig zu haben, nur in der Wiener Hofburg, wo man keinerlei Neigung mehr zu Konzessionen hatte, zeigte sich keine Ungeduld. Man weiß dort seit fünfhundert Jahren, daß Ungarn ein vulkanischer Boden ist und man läßt in kritischen Zeiten den Dingen ihren Lauf. Die Kunst der Habsburger, zu vergessen, ist Ungarn gegenüber zu einem Regierungsprinzip von höchster Weisheit geworden.

Und doch fühlte Gömöry, daß es einen anderen Ausweg, als den eines ehrenvollen Kompromisses nicht gab. Wie gerne wollte er seine Ministerherrlichkeit hinwerfen dafür, wenn ihm jemand diesen Ausweg zeigen könnte. Dr. Deszöffy wollte den Kampf; er aber, der Maria Theresienritter, suchte den Frieden. Jener hatte die Geister der Tiefe mächtig aufgerüttelt durch sein allgemeines Wahlrecht und der Regierung Bundesgenossen geworben, die er, der alte militärische Magnat, fürchtete, trotzdem er sich zum Herold des Gedankens von der Demokratisierung des alten Adelsstaates hergegeben hatte. Widerspruch auf Widerspruch.

„Wer bringt mir eine Formel?“ war seine stete Frage. Und er war höchlich erfreut, als der Präsidialsekretär ihm Nelly Bárdy meldete. „Die bringt mir gewiß wieder etwas vom andern Ufer“, sagte er sich.

Siegreich lächelnd wie am ersten Tage, in einer glänzenden weißen Toilette, kam die Schöne auf die alte Exzellenz zu und machte einen Knix, der jeder Komtesse auf einem Hofball zur Ehre gereicht hätte.

Baron Gömöry nahm ihr Händchen in seine beiden kräftigen Reiterhände und drückte sie. „Das ist schön, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben, mein Fräulein!"

„Ich habe noch zu danken, Exzellenz, für Ihren Besuch im Theater. Wie haben Sie sich unterhalten?" fragte sie und ihr immer lächelnder Mund zeigte ihm ihr wohlgepflegtes, schönes Gebiß, das noch keines Dentisten Bekanntschaft gemacht hatte.

Die plötzliche Mahnung an jenen Theaterabend leuchtete wie ein Blitz in Gömörys Gedächtnis und strahlend stieg das Bild einer schönen Statue in seiner Erinnerung empor. Wie Baron Gömöry sie so vor sich sah, fielen alle Hüllen und ihm war einen Augenblick, als stünde sie splitternackt in seinem Salon.

„Unterhalten — unterhalten? Ich habe Sie bewundert, mein schönes Kind", sagte er und schmunzelte.

„Sie sind sehr galant, Exzellenz", erwiderte Nelly und errötete ein wenig. Sie hatte seine Worte und seine Blicke ganz richtig gedeutet. Sie war es ja gewohnt, daß die Männer sie mit den Blicken entkleideten.

Der Ministerpräsident meldete sich in Baron Gömöry zum Wort, als sein Gast Platz genommen hatte. „Was bringen Sie mir wieder aus dem feindlichen Lager?" fragte er.

„Nicht viel, Exzellenz. Ich komme diesmal mit einer persönlichen Bitte. Wie ich gelesen, haben Sie Not an Obergespänen. Ich bringe Ihnen einen."

„Aha," sagte der Baron, „den Pista! Habe ich's erraten?"

„Ja, Exzellenz, Stephan Graf Kovary."

„Er ist es?" rief Gömöry. „Gratuliere, mein Fräulein. Es gibt keine bessere Familie im Lande... Wer hat Ihnen diesen ausgezeichneten Rat gegeben?"

„Dr. Boldog."

„Natürlich! Das hätt' ich mir denken können!"

„Sie werden meine Bitte erfüllen, Exzellenz?" fragte Nelly gespannt.

„Wenn der junge Graf nicht irgendwo einen Mord oder einen Staatsverrat ärgster Art begangen hat, soll er mir willkommen sein... Aber ist er denn bereit dazu? Weiß er denn, was es heißt, unter mir Obergespan werden zu wollen?"

„Ja", sagte Nelly. „Er will den gesellschaftlichen Boykott und alle Folgen auf sich nehmen... Er trotzt mit seiner Familie. Sie verfolgt ihn um meinetwillen. Man droht ihm mit Kuratel und so weiter."

„Aha! Aha!... Oh, dieser Dr. Boldog! Wie schlau! Wie gerieben!" rief Gömöry. „Das ist der heiterste Rettungsversuch, den es gibt. Ich soll ihm den Grafen gewissermaßen immunisieren? Nun, ich weiß den Humor in der Politik zu würdigen. Ihr Graf soll sich morgen beim Minister des Innern vorstellen, er ist Obergespan Wo? weiß ich im Augenblick nicht."

„Ich danke vielmals, Exzellenz!" rief Nelly, ergriff seine Rechte und führte sie rasch an die Lippen.

„Oh!" sagte Baron Gömöry. „Was tun Sie?" Dann lächelte er. „Das ist schlimm, wenn die jungen Damen anfangen, uns die Hände zu küssen."

„Nein, nein, ich bin Ihnen zu dankbar!“ Und drollig fügte sie hinzu: „Wer wird es noch wagen, meinen Pista für schwachsinnig zu halten, wenn Sie ihn zum Obergespan machen?“

Baron Gömöry lachte so herzlich, wie schon lange nicht. — —

Seitdem waren wieder viele Wochen verstrichen. Und von allen Obergespänen, die das Ministerium Gömöry den widerspenstigen Komitaten geschickt hatte, wurde keiner so glänzend, so ohne jeglichen Widerspruch aufgenommen wie Pista Kovary. Die verdientesten Verwaltungsbeamten, die gewiegtesten Kenner der Komitate wurden als Trabanten des Ministeriums ausgezischt und mißhandelt, Pista Kovary gewann als Obergespan alle Herzen. Daß sich ein Mann von seinem Namen und seinen Familienverbindungen, ein Lebemann mit einer so populären Geliebten, in den Dienst des Ministeriums Gömöry stellte, das war beinahe eine gewonnene Schlacht. Dr. Deszöffy mochte noch so sarkastisch lächeln, wenn vom Grafen Pista die Rede war, Gömöry behielt recht mit ihm und Nelly auch: Mit dem Schwachsinn war es nichts mehr, selbst die Opposition ließ nichts auf den Pista kommen. Man wußte, warum er den Schritt getan, und man hatte im Lager der Gepfändeten Verständnis für solch eine Situation.

*

Pünktlich am ersten Oktober war auch Georg Trauttmann wieder in die Hauptstadt gekommen, so wie er es dem Minister versprochen hatte. Seine beiden Projekte waren ausgearbeitet bis ins kleinste, er ließ sie jetzt nur noch vervielfältigen in einem technischen Bureau und überwachte die Ausführung dieser Kopien.

Ehe er vom Hause fortging, um noch vierzehn Tage in den Donaubuchtungen zu verbringen und mit den Komitatsgeometern von Torontal zu arbeiten, erlebte er noch eine große Genugtuung. Huba Szavics war vom Bischof abberufen worden. Seine leere Kirche hatte ihn gestürzt, sagten die Leute. Jawohl. Es gab also doch noch Mittel für das Volk, sich seiner Peiniger zu erwehren... Bevor Georg die Heimat verließ, hatte er auch mit der Frau Margret noch eine ernste Unterredung. Er gehe vielleicht für viele Monate fort. Aber ganz allein werde er sie nicht lassen, da das Haus einen Mann brauche. Es komme wahrscheinlich schon in allernächster Zeit ein junger Trauttmann aus Pancsova. Er sehe sich ihn an und wenn er ihm gefalle, schicke er ihn sogleich her. Als Knecht trete der junge Mann an die Stelle des Joska, aber er sei ein Vetter. Wenn es nach seinen eigenen stillen Wünschen ginge, so könnte aus diesem Vetter hier auch mehr werden ... Aber darüber brauche man heute noch kein Wort zu verlieren ... Mit dem Wiederheiraten möge die Frau Schwägerin halt noch zwei oder drei Jahre warten, sie sei ja noch jung. Er verspreche ihr sogar eine kleine Aussteuer, wenn sie als Witwe noch eine gute Partie mache. Auf zweitausend Dollar komme es ihm nicht an. Nur auf die Evi möge sie recht acht haben. Und auf den neuen Vetter auch. Er vertraue sein Vaterhaus beruhigt ihren Händen an und werde schon hören lassen von sich aus Pest... Sollte ihm der Michel Trauttmann in Pancsova nicht gefallen, so schicke er ihr einen anderen deutschen Bauernsohn als Knecht.

Aber der Michel hatte ihm gefallen. Er war der zweite Sohn im Hause und wollte durchaus nach Amerika gehen, wenn seine Militärzeit um wäre. Georg redete

ihm das aus und bewog ihn, es ein paar Jahre in Rosental zu versuchen. Das nahm er an. Und die Evi hat schon nach Pest an den Gyuri-bácsi geschrieben, daß der neue Vetter angekommen und sehr fleißig sei. Er werde zu Kathrein zum erstenmal ins große Wirtshaus tanzen gehen. Ob sie nicht auch bald hingehen dürfe?

So war sein Vaterhaus indessen bestellt und er konnte ganz und gar seinen großen Plänen leben. Er mietete sich in der Donaugasse der inneren Stadt eine kleine Garçonwohnung, aus Salon und Schlafzimmer bestehend, wählte sich das Café Petöfi am Quai als Lesehalle und nahm seinen Mittagstisch im Hotel Bristol. Ein Feind aller unklarer Situationen, war er nach wenigen Tagen in den Bahnen eines so geregelten Lebens, als ob er immerdar in der Hauptstadt bleiben wollte.

Das erste Exemplar seines Entwässerungsprojektes sandte er mit Eilpost an den Obergespan Béla v. Orczy, der ihn im September schon viel besser aufgenommen hatte als im Frühsommer. Der Mann schien ein ernstes Interesse für seinen Plan gefaßt zu haben, und als Georg Trauttmann ihm mitteilte, wie der Minister des Innern darüber denke, da taute er vollends auf. Er werde nicht säumen, das Projekt durch den Vizegespan in die Komitatskorporation zu bringen, und seine Durchführung solle dann bald in der Generalversammlung unter seinem Vorsitz beschlossen werden. Er sei kein unbedingter Anhänger des Ministeriums Gömöry, aber man müsse sich beeilen, sagte er pfiffig, solch eine arbeitswillige Regierung für das Komitat auszunützen, denn wer weiß, was nachkomme ...

Mit dem zweiten Exemplar erschien Georg bei dem Ackerbauminister, der ihn auch gut aufnahm, und erst das dritte bereitete er für Dr. Deszöffy vor. Aber für diesen

ganz allein hatte er das andere große Projekt, die Donauregulierung von Theben bis Semlin, ausgearbeitet. Davon sollte, das hatte er sich gelobt, niemand vorher etwas erfahren.

Im Ackerbauministerium machte Georg dem Vorstand des technischen Bureaus, Ministerialrat Dr. Sárváry, seinen Besuch. Aber der Mann, der für Georg sehr wichtig war, schien mehr erschreckt als erfreut zu sein über das Wiederauftauchen des „Schwaben". Géza Hodossy, an dessen Kanzlei Georg auch anpochte, klärte ihn auf: der Ministerialrat sah in ihm einen Eindringling, der als Techniker nach seinem Posten strebe. Trauttmann lächelte. Das hatte er von seiner Diskretion. Da niemand wußte, was er eigentlich hier wollte, sah jeder ihn mit scheelen Augen an. Aber immerhin, die Zeit, zu reden, war noch nicht gekommen, und er schwieg sich auch gegenüber Hodossy gründlich aus.

Dieser erschien ihm übrigens auch verändert in seinem Benehmen. Hatte er die Zeitungen über die Affäre mit dem Pfarrer von Rosental gelesen? Sicherlich!

Nun, wie es beliebt, sagte sich Georg. Aber jene Schmähartikel wird wohl auch Dr. Deszöffy gelesen haben? ... Diesem Aufklärungen zu geben war er bereit, einem anderen nicht.

Er hatte ja auch noch eine recht peinliche Mitteilung für den Minister, den Chef der politischen Verwaltung. Sein Heimatschein war noch immer nicht ausgefertigt. Er konnte nicht in den Besitz desselben gelangen. Und ihm war, als müßte das den Minister beschämen. Er wollte daher zurückhalten mit dieser Meldung, so lange es möglich war.

Endlich war der Tag gekommen, wo er sich bei Dr. Deszöffy melden konnte. Er fuhr in einem Fiaker nach Ofen hinauf und hatte zwei große Mappen auf dem Rücksitz lehnen. Nur für alle Fälle. Zuerst wollte er sich doch formell melden und um die Bestimmung einer Stunde bitten für seinen kurzen Vortrag.

Der Minister ließ ihn sogleich vor. Aber er machte auf Georg den Eindruck eines müden und abgespannten Mannes. Die Veränderung war eine auffällige. Fast grau war der Rüstige in dem halben Jahre seiner Ministerschaft geworden und in den Falten seiner Stirne, in den scharfen Linien unter seinen Augen saßen die Dämone der Schlaflosigkeit.

„Ich habe Sie schon erwartet, Herr Trauttmann“, sagte Dr. Deszöffy einfach.

Georg erklärte die Verzögerung seines Erscheinens und der Minister lächelte befriedigt. „Sie sind eben gründlich. Sie sind ein Arbeitsmensch wie ich. Ach, wenn wir nur ein paar hundert solche im ganzen Lande hätten ... Aber daran fehlt es uns.“

„Das muß ich leider bestätigen, Exzellenz. Die Rückstände in allen Ämtern, wo ich zu tun hatte, sind ohne Beispiel.“

„Nicht wahr? Ja, das ist nicht anders. Der Ungar hat keine Eile. Und es fehlt uns die Achtung vor der Arbeit ... Also Sie sind fertig?“

„In großen Zügen, vollkommen. Detailpläne werden noch viele nachzutragen sein ... Wann darf ich mir erlauben, Exzellenz, meine Sache vorzutragen?“

Dr. Deszöffy dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „Kommen Sie heute Abend. Ich bin dann allein hier mit meinem Präsidialisten. Ob Sie um acht, um

neun oder zehn Uhr kommen, ist gleich. Die Minister", fügte er matt lächelnd hinzu, „haben noch keinen achtstündigen Arbeitstag."

Und Georg kam am Abend. Er stieg zu Fuß hinauf in die Festung, seine Mappen hatte er vormittags beim Hordar im Vorzimmer abgegeben und unter Verschluß legen lassen. Ein Zweikronenstück gewann ihm sogleich das Vertrauen dieses Mannes und es erlöste sogar die deutschen Mutterlaute aus dem verborgensten Grund seines Ofener Gemütes.

Der Präsidialist ließ ein Sitzungszimmer öffnen und Georg konnte dort den Inhalt seiner Mappen ausbreiten. Kaum war er damit in Ordnung, erschien Dr. Deszöffy. Er reichte Georg die Hand und erbat sich von ihm die Erlaubnis, rauchen zu dürfen. Sonst wäre er nicht mehr aufnahmsfähig. Nur eine gute k. k. Virginia könnte ihm abends noch helfen. Auch wünschte er die Anwesenheit des Präsidialsekretärs, damit dieser einzelne Schlagworte notiere und ihm morgen einen kleinen Bericht über diese Zusammenkunft vorlege.

Georg fand das alles ausgezeichnet, nahm auch eine Zigarre an, legte sie aber beiseite und rauchte nicht.

Er hatte aber auch eine Bitte. Er wolle nicht allein über das Technische sprechen, sondern ins Allgemeine gehen. Und er sprach eine halbe Stunde an der Hand seiner erläuternden Pläne und Tabellen über das Torontaler Entwässerungsprojekt, das sich auch über die Grenzen, in das Bacskaer Komitat, erstreckte. Er habe dort weite Landstriche gefunden, die infolge ihrer Nässe fast unbrauchbar seien und eine stete Sorge und Klage der Bevölkerung bilden. Sie wären durch einen einzigen Kanal trocken zu legen, wenn auch das Theißbett ver-

tieft würde. Und das müßte geschehen. Neuland aber wäre in einem Ausmaße von 200.000 Joch mit der Eroberung der Donaubuchtungen durch einige Durchstiche, schiffbare Abzugskanäle und Schutzdämme zu gewinnen. Darauf könnte man mit der Zeit zwanzig neue Dörfer ansiedeln à 10.000 Joch. Die Normalhäuser wären auf Staatskosten herzustellen und auf langfristige Amortisation zu vergeben. Einige Jahre Steuerfreiheit würden genügen, die Kolonisten anzulocken und die Amerikakrankheit im Banat zu heilen. Die technische Arbeit sei mit dem Aufgebot aller staatlichen Hilfsmittel in wenigen Jahren zu leisten. Die Kosten würden etwa fünfzig Millionen betragen und sie wären in etwa vierzig Jahren vollkommen getilgt durch die Steuerkraft des Bodens.

Dr. Deszöffy horchte gespannt und sein Sekretär schrieb die Ausführungen Georg Trauttmanns fast wörtlich nach. Als der Sprecher auf einzelnes eingehen, Maschinensysteme erläutern und amerikanische Neuerungen erörtern wollte, fiel der Minister ihm in das Wort:

„Diesen Teil der Angelegenheit, Herr Trauttmann, werde ich Sie bitten, den Herren des Ackerbauministeriums vorzutragen. Mir bitte ich nur noch zu sagen, ob Sie die technische Garantie für das Gelingen des Werkes übernehmen könnten und auch dessen Leitung?“

„Ich verpfände meine Ehre als Ingenieur für das Gelingen, Exzellenz.“

„Unter Ihrer Leitung?“

„Jawohl.“

„Das genügt mir und es soll mich freuen, mit Ihnen zu arbeiten.“

Er ging einige Male auf und nieder und biß an seiner Virginia. „Wir müssen Tatsachen schaffen ... Sicht-

bare Werke der Volkswohlfahrt ... Ja, ja, ja ... Und es läßt sich auch finanzieren oder doch einleiten ohne Parlament ... Ich habe Ihnen schon im Sommer angedeutet, aus welchem Fonds das Ackerbauministerium dafür wird schöpfen können ... Es wird gemacht, Herr Trauttmann."

Georg verneigte sich. Dann fragte er: „Darf ich Euer Exzellenz auch noch mit dem anderen, größeren Projekt bemühen?"

„Ja, gewiß, ich habe mir den heutigen Abend ganz für Sie freigemacht ... Ich will mir nur eine neue Zigarre ..."

Der Präsidialist beeilte sich, seinem Chef Feuer zu reichen und Georg Trauttmann begann um halb zehn Uhr seinen Vortrag über die Donau, für den er sich in monatelanger Arbeit so gründlich vorbereitet hatte. Er sprach um elf Uhr noch immer und der Minister hatte längst seine Zigarre weggelegt und horchte und staunte, als ob er in einer Kinderstube säße und man ihm das Märchen von dem noch unentdeckten Donaustrom zum erstenmal erzählen würde. Eine neue Welt tat sich auf vor seinen Blicken und er sah diesen vereinsamten, goldenen Lebensstrom, der Ungarn in seiner ganzen Ausdehnung durchfließt, wie ein Wunder an, das ihm von einem Magier vorgezaubert wurde. Da lag ein Teil der wirtschaftlichen Zukunft des Landes, dieser Strom wurde ihm zum Hebel einer industriellen Entwicklung von ungeahnter Schwungkraft. Und als Georg den Zustand, in dem sich diese Zentralwasserader Europas heute befinde, zum Schlusse für eine Schande der alten Welt und insbesondere Ungarns erklärte, da konnte der Minister nur zustimmen. Nie hatte ihn jemand gelehrt, die Donau mit solchen Augen anzusehen. Das Übel ihrer Zügellosigkeit war Jahrtausende

alt und man hatte immer Wichtigeres zu tun als an ihre Kultur zu denken. Den Römern war der Strom so, wie er noch heute ist, recht, weil er ihrem Reich eine uneinnehmbare Grenze gab. Die Ungarn haben es versäumt, ihn zu gewinnen; die Ideen einzelner großer Männer über das Donauproblem gingen wieder verloren. Nur ganz kleine Bruchstücke dessen, was der große Stephan Széchényi erkannt und gefordert, seien bisher zur Ausführung gekommen.

Dr. Deszöffy erfuhr von Georg Trauttmann, wie weit dieser Staatsmann auch auf dem Gebiete der technischen Erkenntnis und des kommerziellen Denkens seinem Jahrhundert voraus war. Daß wir überhaupt etwas wissen von den Wassermengen der Donau und dem Maximum, für welches das Gerinne des Stromes bei einer künftigen Regulierung herzustellen wäre, das danken wir ihm. Die von ihm angeordneten Aufschreibungen, so lückenhaft sie sind, geben uns doch die positiven Erfahrungen eines halben Jahrhunderts an die Hand. Ohne seine Vorarbeiten wären wir hilflos.

„Wenn ich zum Schlusse, um nicht zu ermüden, ganz allgemein sprechen darf,“ fuhr Georg fort, „so hätte ich, ganz knapp, noch folgendes zu sagen: Der asiatische Zustand unserer Flüsse, von denen kein einziger reguliert ist, kostet Ungarn nahezu zehntausend Quadratkilometer fruchtbarstes Land, niebebauten Urweltboden. Ein Flächenraum, nicht viel kleiner als das Königreich Sachsen. Davon sind achttausend Quadratkilometer durch eine planmäßig fortgesetzte Kulturarbeit unbedingt zu gewinnen. Raum für sechs Millionen Einwohner! Man könnte alle Menschen, die je aus Ungarn ausgewandert sind, zurückholen und sie zu Besitzern von Bauerngütern machen, wenn diese

Arbeit der Entsumpfung, Entwässerung und Flußregulierung schon getan worden wäre. Es brauchte auch künftig niemand auswandern, Ungarn wäre noch hundert Jahre aufnahmsfähig für eine normale Volksvermehrung auf Grundlage des bäuerlichen Kleingrundbesitzes... Die Donau selbst ist ein gewaltiges Element, das jedes Menschenwerk zuschanden machen kann, wenn es nicht klug, beharrlich und mit der allergrößten Vorsicht angefaßt wird. Ich getraue mich, diesem Strom allein eine Million Katastraljoch Ackerland aus den Flanken zu reißen. Die Donau hat Auen, die sich stellenweise bis auf fünfunddreißig Kilometer erweitern. Nach meinen Berechnungen müßten acht Kilometer als Maximum ihrer Ausdehnbarkeit genügen. Der Strom braucht in seinem ganzen Lauf innerhalb Ungarns ein tiefgelegtes Normalbett mit einem höheren Gefälle und ein mächtiges, breites Hochwasserbett mit unzerstörbaren und unübersteiglichen Dämmen. Das jetzt versumpfte Hinterland wäre durch Kanäle trocken zu legen. Diese ganze Arbeit, von Theben bis Semlin, müßte auf fünfzig Jahre verteilt werden und sie würde wohl tausend Millionen kosten. Es wären jährlich zwanzig Millionen zu verbauen. Die Schiffbarmachung der Theiß, der Drau, der Marosch und anderer Flüsse müßte sich daranschließen. Arbeit für Generationen. Die Kosten des ungeheuerlich erscheinenden Unternehmens würden ersetzt werden durch den Bodenwert und die Steuerkraft des gewonnenen Landes und durch die Mitarbeit von Hunderttausenden am Staate, die ihm jetzt verloren gehen durch Auswanderung. Wer dieses Werk in Angriff nimmt, der weist die Zukunft Ungarns auf neue wirtschaftliche Wege, er erschließt der Bevölkerung ungeahnte Einnahmsquellen, gibt künftigen Millionen

neuer Bürger einen Anteil am Heimatsboden und schützt auf solche Art die konservativen Grundlagen des Staates."

Es war fast Mitternacht, als Georg Trauttmann das Ministerpalais verließ. Dr. Deszöffy legte ihm beim Abschied beide Arme auf die Schultern: „Ihr Vortrag hat mich so ergriffen, Sie haben mich so überzeugt von der Größe dieser Aufgabe, daß ich Ihnen eine Bereicherung meines Lebens danke. Sie müssen mir erlauben, daß ich Sie wie einen Freund und Wohltäter begrüße." Und er umarmte ihn in altungarischer Weise zweimal herzlich. Dann drückte er ihm die Rechte und sagte: „Ich danke Ihnen. Sie werden Weiteres hören von mir. Ihre Arbeiten, bitte, lassen Sie hier. Ich betrachte dieselben schon als Staatseigentum."

Und jetzt ging Georg Trauttmann heim. Er hatte sich warm geredet und schlug den Kragen seines Überrockes auf. Der Oktoberwind blies scharf über die Ofener Höhe, als die Schritte des einsamen Wanderers durch die stillen Gassen hallten. Da drunten lag Pest in strahlender Beleuchtung. Wie glänzende Perlenschnüre umsäumten die tausend Lichter das Donauufer und stiegen auf den düsteren mitternächtigen Blocksberg empor. Und noch war der Strom belebt im Gebiete der Stadt, zwischen Margareteninsel und Schwurbrücke war selbst zu dieser Stunde der Verkehr noch nicht ganz erloschen. Als Georg die dazwischenliegende Kettenbrücke überschritten hatte, warf er einen Blick zurück. Das Ofener Bild war nicht minder schön als sein Gegenstück. Nur lag mitten darin ein großer dunkler Punkt: die Burg des Königs. In kalter Pracht stieg sie dort empor, finster und einsam in den nächtlichen Himmel ragend, so dunkel wie das Rätsel der Zukunft.

XVI.

Die Herbstsaison im Ungarischen Theater begann mit einem großen Verlust. Nelly Várdy, die reizende Soubrette sprang plötzlich aus. Sie zahlte das Strafgeld, das auf einen Vertragsbruch gesetzt war, freiwillig und ging. Die Zeitungen wußten zu berichten, das Wiener Carltheater hätte der feschen Ungarin einen glänzenden Antrag gemacht, und die Reporter vergossen gar schmerzliche Tränen über diesen nationalen Verlust an das verhaßte Wien.

Nelly Várdy war in Wien bekannt. Nicht im Publikum, nicht in der Kunstwelt, wohl aber auf dem Turf, denn sie fuhr seit zwei Jahren zu jedem Rennen mit dem Grafen Pista hinauf. Und sie hatte sich auch diesmal beeilt, noch zu den letzten Oktoberrennen hinzukommen, obwohl ihr Graf sie nicht begleiten konnte, denn er war als Obergespan zu sehr beschäftigt. Vielleicht wollte er auch nicht. Es schien etwas vorgefallen zu sein zwischen den beiden. Sie hatte ihren Grafen versorgt durch ihren Einfluß beim Ministerpräsidenten, ihn gewissermaßen gerettet, aber auch unschädlich gemacht für sich selbst. Sie war seiner Aufsicht dadurch entronnen. Und ehe er die Stelle antrat, vollzog Dr. Boldog den von der Familie Kovary so bedrohlich angefeindeten Schenkungsakt zwischen Pista und Nelly in aller Form Rechtens. Jetzt war sie wohlhabend und unabhängig und dieses Gefühl gab ihrem Ehrgeiz neue Schwungkraft. Nicht gerade ihrem künstlerischen Ehrgeiz. Es genügte ihr, bei einem Theater zu sein, das weitere kam ja immer von selbst. Die Gloriole der Kunst hatte ihr bisheriges galantes Leben verschönt, sie wird es wohl auch künftig tun. Nelly verstand nicht viel deutsch, aber man sagte ihr, sie spreche es in einem

so reizenden Tonfall, wie die Pálmay. Und so schlank, so geschmeidig und biegsam wie jene war sie ja auch. Um das, was jene mehr Talent hatte, um das war sie jünger und schöner. So glich das Defizit sich aus.

Eigentlich hatte Dr. Boldog ihr die Wiener Sache eingeredet und auch den Vertrag für sie gemacht. Er schwatzte ihr etwas vor von einer sehr hochgestellten Persönlichkeit bei Hof, die erpicht sei auf schöne blonde Ungarinnen. Wenn sie dem Herrn auf dem Turfplatz in der Freudenau ein einzigesmal begegne, sei ihr Glück gemacht.....

Ein Narr, der Dr. Boldog. Er wußte nicht, daß sie jenem hohen Herrn schon längst begegnet war. Nur stand sie immer unter dem Schutze ihres Begleiters, eine Annäherung war unmöglich. Das alles wußte der schlaue Fiskal nicht und sie sagte es ihm auch nicht. Aber es hatte sie mächtig durchzuckt, als er jetzt davon sprach und die Patriotin ließ sich nicht allzu sehr bitten, nach Wien zu gehen. Daß sie dort wieder eine Mission für ihn zu erfüllen haben würde, davon war sie im Geheimen überzeugt. Na, umsonst wollte sie das nicht tun. Er soll ihr nur kommen.

Und richtig kam er. Kaum hatte sie sich im Währinger Cottage eine kleine Villa gemietet und in die neuen Verhältnisse ein wenig eingelebt, erschien Dr. Boldog bei ihr in Wien. Er hatte allerlei geheimnisvolle Besuche gemacht und schien nicht sehr befriedigt zu sein von dem Ergebnis. Es stehe schlecht, sagte er, mit Ungarn. Man traut uns nirgends mehr und sei zugeknöpft bis an den Hals. Wenn es in Wien eine Ungarin gäbe, die sich in der Burg Zutritt zu verschaffen wüßte, die könnte ihrem Vaterlande große Dienste leisten.

„Ei,“ sagte Nelly, „rücken Sie nur heraus mit der Sprache! Ich soll etwas tun für Sie?“

„Für Ihr Vaterland, liebe Nelly!“

„Nun, wer weiß... Mein Vaterland soll die Kosten meines hiesigen Aufenthaltes bestreiten und ich will es versuchen, ihm zu dienen. Denn von meiner Gage..... hahaha! Nicht eimal meine Handschuhe kann ich davon bezahlen.“

„Sie sind mir zwar Dank schuldig, meine Liebe —“

„Dank!?“ fuhr Nelly auf. „Ich denke, Sie haben sich bei der Schenkungsurkunde das Honorar für hundert Jahre einkassiert!“

„Lassen Sie mich nur ausreden,“ sprach Dr. Boldog begütigend. „Ich sage ihnen die Deckung ihrer hiesigen Kosten zu, die — Partei sagt sie Ihnen zu.“

„Ich nehme Sie beim Wort, Doktor!“ rief Nelly. Und gedämpft fügte sie hinzu: „Hab' ihn schon! Hab' ihn schon!“

„Wen?“

„Hm,“ machte sie und besann sich. „Das werden Sie ja bald merken.“

*

Der Tag der Wiedereröffnung des ungarischen Abgeordnetenhauses rückte heran und „Wien“ schwieg wie eine Sphinx. Niemand wußte, was geschehen würde. Man munkelte viel von geheimen Verhandlungen zwischen der vereinigten Opposition und der vereinsamten Regierung, aber die leitenden Männer gaben solche Verhandlungen nicht zu.

In den Budapester Klubs herrschte reges Leben, namentlich in den politischen. Die Ernte war gut ausgefallen, es gab wieder Geld und Kredit und die Stimmung

ließ sich vortrefflich an. Auch die Prunkräume des Nationalkasinos in der Kossuth Lajosgasse, die sich immer erst füllen, wenn die letzten Jagden des Jahres beendet sind und der Hochadel seine Winterquartiere bezogen hat, waren diesmal früher belebt als sonst. Von seinen siebenhundert Mitgliedern befaßten sich ja mindestens fünfhundert mit Politik oder sie standen doch in einem nahen Verhältnis zu ihr. Wer nicht im Magnatenhaus Sitz und Stimme hat, verschmäht es nicht, sich von seinen Bauern ins Abgeordnetenhaus wählen zu lassen. Und alle fünfundzwanzig Széchényi, dreißig Zichy, zwanzig Eszterházy usw. können ja doch nicht im Herrenhause Platz finden. Sie sitzen auch viel lieber im Nationalkasino, an den Spieltischen; aber so lange es so leicht ist, in Ungarn Abgeordneter zu werden, entziehen sie sich dem Vaterland nicht.

Heute war ein besonderer Tag, es war eine gemeinsame Beratung aller oppositionellen Parteien angeregt worden und das Nationalkasino gab seine Räume her für den ungewöhnlichen Zweck. Die Leute von Czinkota suchten diese Fühlung mit den höheren Schichten nicht, sie fürchteten dieselbe sogar. Sie waren gewohnt, das Magnatenhaus mitzureißen, nicht aber sich von seinen Repräsentanten vielleicht zähmen zu lassen. Und darauf schien die Sache ja angelegt zu sein. So war denn in den einzelnen Parteiversammlungen Protest erhoben worden gegen solche Fühlungnahme, schließlich aber erhielten die Führer doch Vollmacht, zu tun und zu lassen, was ihnen im Interesse der Nation geboten erscheine. Denn man hatte aus Wien die heimliche Botschaft erhalten, daß das Haus am Eröffnungstage wieder aufgelöst und eventuell mit Waffengewalt auseinandergejagt werden solle, wenn es sich

widersetze. In solcher Lage schien es den leitenden Männern der Opposition sehr wohl am Platze, mit den Führern des Herrenhauses und dem Hochadel ein stilles Einvernehmen zu erzielen. Und es fanden sich heute Gäste auf dem klassischen Boden des Nationalkasinos ein, die diese Räume noch niemals betreten hatten und die auch als Mitglieder nicht aufgenommen würden, obwohl das Statut die Exklusivität dieses Klubs gar behutsam umschreibt. Graf Stephan Széchényi, „der größte Ungar“, hat diesen geselligen Vereinigungspunkt für die Edelsten der Nation geschaffen, um ihre politische Bildung zu läutern und das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu kräftigen. „Jeder anständige Mann von gebildetem Benehmen und tadellosem Charakter kann Mitglied werden“, lautet der Aufnahmsparagraph; die selbstverständliche Voraussetzung, daß der Bewerber von gutem Adel sein muß, war ganz überflüssig, sie gilt als ungeschriebenes Gesetz noch heute. Ausnahmen wurden vom Nationalkasino in den achtzig Jahren seines Bestandes nicht viele gemacht.

Vor dem zweistöckigen Palais des Klubs fuhr Wagen um Wagen vor. Aus einem derselben kam auch der graue Zylinder des Herrn Dr. Boldog zum Vorschein, der das Haus noch nie betreten hatte. Er stieg über die geräumige, zweiarmige Renaissancetreppe, deren Geländer in reichem Goldglanz schimmerten, in den Flur des ersten Stockes empor. Sein Schritt versank lautlos in dem schweren roten Smyrna, der die Stufen bedeckte. Im ersten Stocke angelangt, wies ihn ein Diener stumm nach rechts, er aber stand still vor dem schönen Porträt des Grafen Széchényi, das hier hängt. Er begrüßt die Gäste noch heute als Hausherr, so wie einst. Man weiß sogleich, wo man ist.

Zu Dr. Boldog, der das Bildnis sinnend betrachtete, gesellten sich der Reihe nach die anderen Teilnehmer der Besprechung und da dieser und jener auch hier das Heitmatsrecht besaß, so entwickelte sich alsbald ein lebhaftes Gespräch und einige machten den Fremdlingen den Cicerone. Man zeigte ihnen den hohen Festsaal, den Széchényi- und den Deákſalon und erzählte Anekdoten aus der Geschichte des Klubs. Namentlich von Franz Deák und seiner Zeit.... Hier, vor dem großen schwarzen Marmorkamin des Deákſalons saß „der Weise der Nation“ so manchen langen Winterabend in politischen Gesprächen mit seinen Freunden. Und auch allein, wenn die anderen spielten. Gerne hielt er die Feuerzange in seiner Rechten und bearbeitete die Glut. Sein helles Auge vertrug stundenlang den Blick in das lodernde Feuer, und während die anderen ihr Glück in den Karten suchten, suchte er das Glück der Nation in diesen Flammen. Hier in diesem Salon wurden die Grundlagen des Ausgleiches mit Österreich zwischen ihm, Andrássy und Eötvös besprochen, hier wurde der Tag der Krönung des Königs vereinbart, hier wurde nach gelungenem Werke der Dank an die Nationalitäten erörtert, die sich treu und unentwegt auf der Seite des Magyarentums gehalten hatten in der langen Zeit der Krise. Der schöne Gedanke des Gesetzes, welches den anderen Völkern dieses Staates ihre sprachliche Selbstbestimmung in der Schule, der Kirche und Gemeinde zusicherte und sie dauernd zu gleichberechtigten Bürgern im neuen Ungarn machen sollte, er wurde hier in seinen Grundzügen festgestellt und Franz Deák schwang oft scherzhaft die Feuerzange in der Debatte darüber gegen seine Widersacher.

Diese Überlieferungen lebten fort im Hause des Na-

tionalkasinos, aber man drückte sich heute rasch durch den Deákſalon, denn solche Erinnerungen taugten nicht zu dem Werke, das man vorhatte. In der „Galerie“, wo von jeher ein kleines Nebenparlament tagt, fand auch die heutige Besprechung statt und die Koryphäen des Tages marschierten der Reihe nach auf. Der beredte Graf mit dem ovalen Gesicht und dem schütteren, angegrauten, braunen Vollbart, der Hamlet des ungarischen Parlamentes, kam zuerst. Seit fünfundzwanzig Jahren pendelte er von einer Partei zur anderen und konnte nie zur Macht gelangen, weil seine Überzeugungen ihn immer im Stiche ließen, ehe er irgendwo wurzelte. Sobald er sich selbst reden hörte, berauschte er sich an dem Klang seiner Worte und ging immer weiter als er wollte. Einen Speech, den er als Mitglied dieser Partei begann, beendete er nicht selten als Genosse einer anderen Gruppe. Und dann zog er stets die Konsequenzen seines rhetorischen Rausches und bezog eine andere Position. Welcher Gesinnung er eigentlich war, erfuhr er nie. Er glitt immer weiter abwärts, bis ihn die Politik der Straße hatte. Da seine klebrige Art aber stets als untauglich erschien zur Stütze eines Regierungsprogrammes, so wurde sie jetzt zum Kitt der äußersten Opposition. Man glaubte oft an seine Worte, nie an seine Grundsätze.

Er bildete auch hier bald einen Hörerkreis um sich. Und es kam auch die zweite Säule der Opposition, der Sohn des berühmten Vaters, der Träger eines revolutionären Namens. Er trägt diesen Namen wie einen Mantel, der seine Blöße deckt. Aber der Faltenwurf ist gut, es könnte auch ein künftiger Geheimrat unter diesem Mantel stecken. Etwas ledern, sehr bedächtig in seinem ganzen Wesen und immer auf seine Toilette bedacht, ent-

täuscht er jeden, der den Sohn seines Vaters in ihm sucht. Der Mann wird nie eine unbesonnene Handlung begehen, nie das Opfer seines Temperamentes werden. Kein Charmeur wie der beredtsame Graf, ohne Schwung, innerlich kalt, aber zäh und vom Glauben an seine Mission erfüllt. Kein Redner, aber ein ganz erträglicher Leitartikler. Und da sein Vater schon vierzig Standbilder in Ungarn hat, wird auch er das seine erhalten.

Zu ihnen gesellte sich eine Koryphäe nach der andern: Der hagere Zigeunergraf mit der nach innen gewölbten Brust, der gebeugt einhergeht unter der Last des politischen Erbes, das sein großer Vater ihm hinterließ, der am Neubau Ungarns als zweiter Werkmeister teilnahm; dann der katholische Parteiführer mit dem latenten, das heißt gebundenen Antisemitismus im Herzen, den er nie los werden kann, weil er ihn nie zu bekennen wagt; dann der rassige Chauvinist und Pandurenpolitiker, eines der typischen Exemplare im Lager von Czinkota, der sich jeden Morgen mit einer Majestätsbeleidigung erhebt und jeden Abend darüber verwundert, daß auch heute die Ernennung zum Ministerpräsidenten wieder ausblieb. Dazu der Mann mit dem grauen Zylinder, der Mephisto der ganzen Gesellschaft, und zahlreiche andere, die in ihrem dunklen Drange nach Einfluß, Macht und guten Geschäften den Weg zu den vereinigten Leuten von Czinkota gefunden haben. Und nicht zuletzt gesellten sich zu ihnen die repräsentativen Gestalten des Magnatenhauses, die die Honneurs als Hausherren machten. Sie brauchten sich nicht zu legitimieren. So mancher von ihnen hat daheim seinen Klapkasäbel von anno 1866 hängen und er wird sich ihn einst in den Sarg legen lassen...

Wer die Versammlung, als sie vollzählig war, mit

Kennerblick übersah, der fand, daß sie in ihrem Kern aus drei Gruppen bestand: aus solchen, deren Väter an der Absetzung des Hauses Habsburg im Jahre 1848 teilgenommen oder sie veranlaßt hatten; aus solchen, deren Väter die „Wiedereinsetzung" der Dynastie und die Krönung des Königs im Jahre 1867 entweder selbst vollzogen oder doch mitfeierten, und zuletzt aus den Erben jener Gruppe von Unversöhnlichen, die am Tage der Krönung nach Czinkota gegangen waren. Die sich an diesen Grundstock anschlossen, waren Produkte der neueren chauvinistischen Entwicklung, Vertreter jener politischen Halbwelt, die nirgends so üppig gedeiht als in Ungarn, wo das geistige Proletariat sich zur Komparserie der führenden Politiker qualifiziert hat und von der Politik leben will.

Der Vizepräsident des Magnatenhauses, ein eleganter Greis, übernahm den Vorsitz und leitete die Versammlung, die als geheim erklärt wurde. Einer der Teilnehmer wurde gebeten, alle Journalisten, die das Klubhaus belagerten, fortzuschicken, da es durchaus zwecklos wäre, zu warten, denn es dürfe kein Wort von dem, was heute hier gesprochen würde, in die Öffentlichkeit dringen.

„Wir verdanken die Mitteilung, die uns heute hier zusammengeführt hat", sprach der Vorsitzende (er war einst Oberleutnant in der Klapkaschen Legion) „Ihrem Parteifreunde Dr. Boldog. Wollen sich die Herren zu derselben äußern."

Und sie sprachen der Reihe nach: Der beredtsame Graf, der elegante Sohn des großen Revolutionärs, der Zigeunergraf, Stefan der Katholische, der immer schnaubende Pandure, der Mephisto mit dem grauen Zylinder und noch einige andere. Aber sie waren hier

nicht so selbstbewußt und zuversichtlich, wie wenn sie vor ihren Wählern standen... Der nationale Widerstand hatte ihre Erwartungen nicht erfüllt. Die Regierung wurde geärgert, gekränkt und in Verlegenheiten gebracht, aber es war nicht gelungen, ihr die Mittel zur Existenz zu entziehen. Die Agitation weiter zu steigern, wäre bedenklich, weil der Staatskredit und die Börse vor einer Katastrophe stünden und die junge Industrie des Landes in Gefahr sei. Die große Presse und das Judentum aller Kreise und Berufe würden unbedingt versagen und nicht mehr mit der vereinigten Opposition gehen, sobald eine ernste Krise für die Handelswelt drohe. Mit der Tulpenbewegung gegen Österreich sei wenig getan. Man schwäche durch das bisherige Verfahren nur Ungarn, nicht den Gesamtstaat, nicht Österreich... „Vermeiden wir das Äußerste!“ rief einer. „Wir dürfen uns nicht ins Unrecht setzen lassen im Lande. Plant Wien einen Gewaltstreich, umso besser für uns!“ rief ein Zweiter.

Aber ein dritter schrie: „Wir weichen nicht vor den Bajonetten!“ Und ein Vierter: „Ganz Ungarn wird hinter uns sein, wenn wir der Kamarilla trotzen!“

„Herr Dr. Boldog hat das Wort“, sprach der Vorsitzende.

„Ich habe nicht viel zu sagen, Verehrteste“, begann Dr. Boldog. „Meine Quelle ist zuverlässig... Es scheint, daß jene Richtung in der Umgebung des Königs die Oberhand gewonnen hat, welche es darauf ankommen lassen will, die ungarische Sache zu biegen oder zu brechen. Man will das Parlament verletzen, man will es herausfordern, mag daraus was immer werden. Sobald wir das erkannt haben, kann es keine Frage mehr sein, was die Klugheit uns befiehlt. Fügen wir uns friedlich

der Auflösung. Schachzug gegen Schachzug. Man soll staunen über unsere Achtung vor den Rechten der Krone; man soll enttäuscht sein und sich des überflüssigen Aufwandes von Kraftentfaltung schämen, wenn alles friedlich verläuft. Das ist mein Rat, eines besonderen Antrages bedarf es ja nicht."

Und es erhielt der beredte Graf das Wort.

„Dr. Boldog hat klug wie immer gesprochen", sagte dieser. „Ich muß aber, wenn seine Ansicht durchdringt, betonen, daß wir auf unseren Forderungen beharren: Wir verlangen, daß man uns die Regierung übertrage mit diesem Programm: „Die magyarische Sprache und die nationalen Abzeichen für die ungarische Armee, das selbständige Zollgebiet, Verfassungsgarantien, Errichtung eines ungarischen Hofstaates in Budapest." Wir wollen keine Achtundvierziger- und keine Siebenundsechzigerregierung sein, sondern eine neue Form suchen für die Souveränität der ungarischen Nation und für unser Verhältnis zu Österreich. Für uns ist und bleibt die Neuordnung von 1867 eine Etappe zum magyarischen Nationalstaat, sonst nichts... Dr. Boldog hat wie ein Fuchs gesprochen, ich möchte hier nicht den Löwen spielen. Eines aber muß uns allen klar sein — wenn überhaupt, ist unser Programm nur unter dem alten Herrn zu verwirklichen. Die Zukunft hat ein anderes Gesicht... Jeder Annäherungsversuch an den Nachfolger mißlingt... Wir können kaum rechnen mit Überraschungen, mit Entgleisungen seines hochgespannten Ehrgeizes... Wenn wir noch einmal weichen, darf es nur aus Klugheit, nicht aus Verzagtheit geschehen. Alle kennen das letzte Ziel... Ein König, der nicht mit uns ist, ist gegen uns."

Tiefes Schweigen trat nach diesen Worten ein.

Der Vorsitzende unterbrach die Stille und sagte: „Wie es scheint, ist die Stimmung jenem Vorschlag günstig, den Herr Dr. Boldog indirekt gemacht hat. Ich bin bevollmächtigt, hier zu erklären, daß das Magnatenhaus sich auch diesmal in keinen Gegensatz zum Abgeordnetenhaus begeben wird. Möge der Beschluß, den Sie noch fassen werden, den gegebenen Verhältnissen entsprechen. Der Gott der Magyaren ist mit uns.

Damit schließe ich die formelle Besprechung und lade die Herren ein, sich an unserem Klubleben zu beteiligen."

Es wurde von einzelnen noch weiter in der Galerie debattiert, aber die Mehrzahl der Versammelten strömte jetzt doch in die übrigen Räume des Nationalkasinos, in die Spielzimmer und den großartigen Speisesaal des Hintertraktes. Die Neulinge bewunderten überall die herrliche Einrichtung aus Mahagoni und Pallisander, die gediegenen, mit rotem Leder und grünen Sammt überzogenen Möbel, die zahlreichen Kunstgegenstände aus Porzellan, Bronze und edlen Metallen. Die Spielzimmer waren Bijous. Da wurde Ecarté, dort Poker gespielt, und dem edlen Bacarat wurde ein eigener Salon gewidmet. Der altväterische Paragraph II der Satzungen lautet zwar: „In den Räumen des Nationalkasinos ist jede Art von Hazardspiel untersagt", aber er erwies sich nie als durchführbar. Und gegen eine gute Kartentaxe ist hier alles erlaubt. Es verging denn auch keine halbe Stunde und sämtliche Staatsretter saßen hinter den Spieltischen und färbelten wie die Kosaken.

XVII.

Allerheiligen! Allerseelen! Zwei ernste Tage in katholischen Ländern, Tage der Einkehr, der Trauer um

die Toten des Jahres, Tage der Pietät, des stillen Gedenkens an alle, die uns teuer waren. Die letzten Blumen des Jahres werden zu Kränzen gewunden und den Toten dargebracht, die Lichter brennen auf allen Gräbern und stumme Beter knien im Rasen der Friedhöfe. Tausende Menschen pilgern hinaus zu den Abgeschiedenen, aber sobald sie das Tor des Friedhofes durchschritten haben, dämpfen sie ihre Stimmen; hier, im Bereiche derer, die in lichteren Sphären weilen, wird nur geflüstert.

Das sah Georg in Wien, er erlebte es in Paris und selbst in Madrid. Die Nähe des Todes zügelt jedes Temperament.

Wie erstaunte er, am Morgen des Allerseelentages einen bunten studentischen Aufzug in den Straßen zu erblicken, dem Trauerfahnen vorangetragen wurden und der sich lärmend gegen das Polytechnikum hinbewegte. Die Universitätsjugend, Tausende an Zahl, vereinigte sich dort mit den Technikern. Und inmitten der Studenten sah Georg auch Géza Hodossy und andere junge Ministerialbeamten, offenbar „alte Herren".

Vor dem Denkmal August Treforts im Garten der Technik steht ein blonder Student und erwartet den defilierenden Zug. Er legt einen Kranz nieder und hält eine Rede. Schwer fallen die magyarischen Worte aus seinem Munde, man hört, er ist ein deutscher Jude. Aber die Gesinnung, das Feuer, die nationale Begeisterung, die Geberde — oh, das alles ist echt.

Der grandiose Zug, dem ein Leiterwagen mit Kränzen folgt, geht nach dem Osten, hinaus auf den Kerepeser Friedhof, wo die Mausoleen von Batthányi, des 1849 Hingerichteten; Ludwig Kossuth, des im Exil Gestorbenen, und andere Gräber nationaler Großen sich befinden. Mehr

als hundert studentische Redner sind vorgemerkt, sind durch die Zeitungen bekannt gemacht worden. Sie alle werden sprechen, andere Jünglinge werden ihre Gedichte vortragen, die Schwurfinger erheben und ewige Eide an den Gräbern der Toten leisten. Die Ideale dieser Toten sind die Ideale dieser Jugend. Alles, was jene erstrebten, wofür sie gelitten, wofür sie gestorben sind, alles muß und wird dereinst erfüllt werden. Das lehrt man in allen Schulen, das schreibt man in allen Büchern und Zeitungen, das sagen alle Politiker. Und diese Tausende fanatisierter Jünglinge, denen die Zukunft Ungarns gehört, glauben und beschwören es.

„Edler Battyányi Lajos!“ ruft ein jugendlicher Redner aus und hebt die Rechte, wie Petöfi auf seinem Monument sie hebt: „Wie alljährlich, kommen wir auch heuer zu dir, den Schwur der ungarischen Jugend zu erneuern. Deine Ermordung soll einst gerächt werden an den Tyrannen. Wir vergessen nichts! Du warst ein Führer der Nation in schweren Tagen, du tatest deine Pflicht und jedes Unrecht war deinem sanften Wesen fremd. Aber man mordete dich, weil man die anderen nicht hatte. Du fielst, weil du bliebst. Das gerechte Gefühl deiner Brust war dem Feinde nicht heilig. Deine edle Gattin, die Mutter deiner Kinder, die dir am Abend vor deiner Hinrichtung einen Dolch sandte, damit du selbst dich töten könntest, sie sei uns ein ruhmvolles Beispiel. Sie wollte dich tot wissen, nicht entehrt. Aber sie haben deinen blutenden Körper nicht geschont, sie haben einen Halbtoten noch erschossen. Schmach ihnen und ewige Schande!“

Und Tausende wiederholen diesen Ausruf des Fanatikers, der die Geschichte der Revolution modelte, wie er sie brauchte.

Vor dem noch unfertigen Kossuthmausoleum dasselbe Schauspiel. Und hier spricht Géza Hodossy, der Ministeriale: „Wir haben dich im Triumph heimgeholt aus der Fremde, obwohl du nicht in ungarischer Erde bestattet sein wolltest, so lange jene das Land beherrschen, die du des Thrones verlustig erklärt hast. Und wir wallen zu dir, wir beten zu dir und deinem großen Namen. Du Prophet, du Schutzgeist der Nation, wache über uns und stärke die Kraft der magyarischen Jugend, die nichts so heiß ersehnt und so inbrünstig wünscht als die Erfüllung deines Traumes: ein unabhängiges, freies, großes Ungarn, dem alle Nachbarvölker untertan sind.“

Dem ersten Sprecher folgt ein zweiter, ein dritter, und wahnwitzig überhitzte Gedichte werden zu Ehren Kossuths deklamiert. An Dutzenden anderer Gräber das gleiche Schauspiel. Auf dem weiten Leichenfeld nur Lärm und Getöse, agierende Redner, sich neigende Trauerfahnen, und auch Schmähruse auf das Ministerium der Kamarilla werden laut. Die kleinste Gruppe aber sammelt sich um das Mausoleum Franz Deáks. Und seltsam, hier wird Kritik geübt, hier wird das Werk, das Deák aufgerichtet, entschuldigt. „Du nahmst, was damals erreichbar war, du wußtest aber so gut wie wir, daß das Werk von 1867 nur der Sockel, nur der Grundpfeiler sein konnte für den weiteren Ausbau des herrlichen magyarischen Nationalstaates der Zukunft. Ehre deinem Angedenken. Wenn du uns auch keine Erfüllung warst, du warst doch ein Wegweiser.“

So sprach ein bartloser Jüngling am Grabe Franz Deáks. So ging die Saat von Czinkota auf.

Nachmittags sammelte sich dieselbe Jugend in der Stadt beim Denkmal des Grafen Stephan Szechényi vor

der Akademie wieder. Redner und Dichter wechselten ab mit ihren Vorträgen und man ging von Denkmal zu Denkmal und feierte die Unsterblichen der Nation auf allen Gassen. Auf dem Josephsring aber bildete sich zur selben Zeit eine mächtige Wagenkolonne, der Klub der Kossuthpartei trat von seinem Hause aus die Fahrt an nach dem Kerepeser Friedhof.

Was nach dem Schauspiel des Vormittags zu sagen noch übrig geblieben war, das sagten jetzt sie, die Führer der Nation....

Georg Trauttmann war auch diesem Aufzug begegnet. Er schritt sinnend gegen Ofen hinüber, wo er die neu hergerichtete, heute dem Publikum geöffnete Gruft der erzherzoglichen Palatinalfamilie besichtigen wollte. Dabei weilten seine Gedanken daheim, in Rosental. Die Temesvarer Steinmetzfirma hatte den Grabstein für seine Eltern nicht liefern können, weil sie den Stein in der gewünschten Größe nicht besaß und ihn erst in Pest bestellen mußte. Vor einigen Tagen aber war er endlich in Rosental eingelangt und Georg gab telegraphisch den Auftrag, das Grabmal sei zum Tage Allerseelen aufzustellen. Er selbst konnte nicht fort. Aber im Geiste weilte auch er bei den Seinen an diesem Tage stillen Gedenkens.

Georg trat in die Stephanskapelle der königlichen Burg. Unter ihr fand er die schöne, stimmungsvolle Gruft der Palatine von Ungarn. Weiße Marmorsarkophage, mit Rosen geschmückt, und auch andere, ernste, düstere Särge. Sie bargen die Reste jener Glieder des kaiserlichen Hauses, die sich ganz und gar dem Dienste Ungarns gewidmet hatten, die nur für den Frieden und die Eintracht dieses Landes lebten, die immer seine Fürsprecher waren in Wien.

Ihre Gruftkapelle war einsam und leer. Man sah ein paar betende alte Frauen, aber nicht einen Mann...

*

Georg Trauttmann wäre ziemlich vereinsamt in Budapest gesessen, wenn er nicht bald nach seiner Ankunft im Oktober seinem Studienfreund Karl Göbel, dem Abgeordneten, im Café Petöfi begegnet wäre.

Dieser war zur bevorstehenden Parlamentseröffnung herbeigeeilt und er machte ihn mit den anderen Siebenbürger Sachsen bekannt, die da verkehrten und die gegen Abend, zur Korsozeit, auch ihre Frauen und Töchter mitbrachten. Und auch in den landsmannschaftlichen Verein „Transsylvania", wo es ab und zu kleine Feste gab, wurde Georg als Gast eingeführt. So fand er sehr bald eine gute Ansprache, einen geselligen Kreis, der ihm den Aufenthalt in der lebhaften, ihm fremd gewordenen Stadt, erträglich machte. Er war ja gerade zur richtigen Herbstsaison gekommen, wo alles sich nach der sommerlichen Trennung wiederfand. So etwas von einem Gassentreiben der bürgerlichen Gesellschaft hatte er nirgends in der Welt gesehen. Alles schien hier außer dem Hause zu leben. Nach der Jause werfen sich die Frauen und Mädchen in große Toilette und fliegen aus. Die Müssiggänger und Mitgiftjäger folgen flirtend ihren Spuren. Gegen dieses Budapest erschienen ihm jetzt die englischen und amerikanischen Städte von wahrhaft klösterlicher Sittsamkeit.

Heute suchte ihn Géza Hodossy im Café Petöfi auf.

Eilig kam er auf ihn zu und sagte: „Verzeihen Sie, Herr Chefingineur, daß ich Sie hier störe, aber ich traf Sie nicht mehr zu Hause."

Georg sah überrascht von seiner Zeitung auf. „Oh, bitte, bitte."

Géza Hodossy setzte sich zu ihm. „Ich habe nämlich eine Botschaft an Sie vom Herrn Ackerbauminister und meinem Chef", sagte er.

„Ich bin gespannt", erwiderte Georg und legte seine Zeitung abseits auf einen Stuhl.

„Sie sind eingeladen, dem technischen Bureau des Ministeriums morgen Abend einen Vortrag zu halten über Ihr Torontaler Entwässerungsprojekt."

„Sehr schön, Herr von Hodossy. Ich danke Ihnen, daß Sie sich persönlich zu mir bemüht haben."

„Einen Kognak!" rief Géza dem Kellner zu. Dann sagte er: „Das ließ ich mir nicht nehmen! Sie Schweiger, Sie! Warum haben Sie nie von der Sache gesprochen? Wir hielten Sie nach Ihrer Affäre mit dem Pfarrer von Maslak für einen pangermanischen Spion."

„Das merkte ich. Aber es ist nicht meine Art, über ganz unfertige Dinge zu reden. Ich bitte, mich Ihrem Hofrat zu empfehlen, ich werde gerne vor seinem technischen Bureau sprechen."

„Lieber Herr Trauttmann, wie werden Sie sprechen? Ich bin nämlich Schriftführer".

„Wie? Ich verstehe nicht...?"

Géza schien ein wenig verlegen zu sein. „Ja, ich meine — magyarisch oder französisch? Die Herren meinten, eine andere Sprache sei unzulässig."

Eine dunkle Röte schoß Georg in die Wangen. „Ich bin ein Deutschungar und werde deutsch sprechen oder gar nicht. Das bitte ich den Herren zu sagen."

„Recht haben Sie! Es sind nur einzelne, die es verlangen. Und ich könnte auch gar nicht mitstenographieren, wenn Sie französisch sprächen."

„Nun also!" sprach Georg lachend.

Géza lächelte:

„Ich wollte Ihnen raten, wählen Sie Englisch. Das kann gar keiner. Und da wird man dann Deutsch verlangen."

„Denn das verstehen alle!" höhnte Georg. „Nein, Herr von Hodossy, ich mache keine Witze. Wo käme ich mit der ganzen Arbeit hin, wenn das so beginnen soll? Spielen wir doch keine Komödie! Ich kann vor Technikern und Fachmännern über ein so schwieriges Thema in keiner mir nicht ganz vertrauten Sprache reden."

„Recht haben Sie, Herr Chefingenieur... Und was machen Sie dann mit dem angebrochenen Abend nach Ihrem Vortrag?" fragte Géza gedehnt und gelangweilt.

Georg verstand. „Verfügen Sie über mich", sagte er, „ich bin Ihnen ohnehin noch Revanche schuldig für den schönen Ausflug im Sommer."

„Ja?" rief lachend Géza. „Wir können wieder einmal, wie der Wiener sagt, drahn?" Und ohne eine weitere Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Damals, im Sommer, war ich zu früh besoffen. Wir waren nicht überall... Werde mich morgen zurückhalten... Kostet aber bissel mehr, lieber Trauttmann ur!" sagte er schmeichlerisch.

„Bitte, bitte..."

Und der Vortrag fand am nächsten Abend statt. Georg war ein wenig überrascht von seinem Publikum. Der Ministerialrat Sárváry hatte auch die auswärtigen Mitglieder des technischen Bureaus einberufen, die Stromingenieure und die Feldmesser der Komitate. Dieser Hörerkreis war der beste, den Georg sich wünschen konnte und wenn er auch einige höchst mißgünstige, hochmütige Gesichter erblickte, so hoffte er doch, sie alle zu gewinnen.

Seine offene, freudige Art und seine stattliche Männlichkeit kamen ihm gar sehr zu statten auch in diesem Kreise. Er sprach über die rein technische Seite der Frage, erörterte neue Systeme von Maschinen und die besonderen Finessen, die man in England anwendete bei der Trockenlegung des dort so kostbaren Bodens. Und es gelang ihm, alle zu interessieren. Die soziale Seite des Unternehmens streifte er nur, aber er sah, daß er damit geradezu verblüffte. Diese Fachmenschen, die ihren Beruf mechanisch ausübten, waren nicht gewohnt, so zu denken. Sie kamen ihm vor, wie Baumeister, die meinen, ein Haus habe bloß den Zweck, die Menschen vor Wind und Wetter zu schützen, die nicht ahnen, daß sie die ausführenden Organe des Leitgedankens einer bestimmten Kulturepoche sind. Daß die Wassertechniker noch einen Teil der Welt zu erobern hätten, das hat keiner von ihnen je gedacht oder empfunden.

Der Redner gefiel ihnen. Und es war klar, er verstand auch etwas. Es fand eine kurze Diskussion statt und die Mehrzahl der Anwesenden beglückwünschte Georg zum Schluß. Nur wenige drückten sich unhöflich und mißgünstig zur Türe hinaus. Auch der Vorstand, der jetzt aufgeklärt war über Georg Trauttmann und seine Bestrebungen, reichte ihm die Hand und dankte. Sein Bericht, den er auf Grund des Protokolls machen werde, könne nur eine Empfehlung des Projektes sein, sagte er.

Und das Protokoll hatte Géza Hodossy geführt. Es wurde verlesen und alle Anwesenden unterzeichneten es. Einige freilich, waren schon fort. Géza sagte — das seien die „Franzosen“ gewesen. Sie hatten angeblich den Vortragenden nicht verstanden.

*

Nach Mitternacht fuhr ein Fiaker beim Gentryklub in der Semmelweisgasse vor, dem Géza Hodossy und Georg Trauttmann entstiegen. Géza hatte Wort gehalten, er war zu dieser Stunde noch nicht betrunken. Und er unternahm es, seinem Gönner zu imponieren, indem er ihn in das Landeskasino, den sogenannten Gentryklub, dessen Mitglied er war, einführte. Dieser Klub ist der zweite im Range nach dem Nationalkasino, aber er ist noch exklusiver als jener. Hier herrscht der adelige Mittelstand des Landes, der materiell fast vollständig zugrunde gegangen ist und sich der Beamtenlaufbahn gewidmet hat. Von den höchsten Staats- und Ministrialbeamten bis zu den kleinsten ist hier alles vertreten. Wer von Adel ist, hat Zutritt, wer es nicht ist, kann nur aufgenommen werden, wenn er etwas vorstellt in der Welt, aber in der Regel geschieht es nicht. „Nur Rassenmagyaren werden aufgenommen!“ sagte Géza. „Wir fangen an, uns zu besinnen...“ Gegen alle anderen Gesellschaftsklassen besteht ein ungeschriebenes Gesetz der Ausschließung und die Judenreinheit dieses Klubs ist ein Stolz desselben. Auch die Damen dieser adeligen Mittelkreise, denen das Leben nicht viel bietet, nehmen Teil am Klubleben; mehr als dreihundert besitzen das Recht, die reizenden, hellen Damensäle des Erdgeschosses zu benützen.

Géza bat den Quästor auf ein Wort in die Halle. Diesem stellte er den Herrn Chefingineur Georg Trauttmann aus Milwaukee vor, den er als Gast einführe.

Der Quästor, auch ein Mann von Adel, verbeugte sich und Georg passierte.

Man stieg über die mächtige zweiarmige Marmortreppe in den ersten Stock empor. Der riesige Konversationssaal war leer. Nur da und dort lag einer in einem

breiten englischen Ledersopha und schnarchte. Im Wekerlezimmer wurde noch lebhaft politisiert, im Alteherrenzimmer saßen ein paar grauköpfige Würdenträger der Obersten Gerichtshöfe im Gespräch beisammen. Géza machte sich leise lustig über die Herren. „Lauter Ministerielle“, sagte er. „Jeder glaubt, daß auch an ihn die Reihe kommen könne, seitdem wir ein Beamtenministerium haben“. Dann zeigte er seinem Gaste all den Glanz der Einrichtung nur flüchtig und ging über eine schmale innere Treppe voran in den zweiten Stock. Der Lesesaal und die Bibliothek waren leer, im Fechtsaal paukten sich zwei Abgeordnete für ein Duell ein. In den zahlreichen Spielzimmern aber war nicht ein Stuhl frei, da ging es hoch her. Nur im Bacsalon fanden sie noch Platz.

Georg sah, daß überall, wohin er blickte, hasardiert wurde. Makao, Färbeln, Poker, Baccarat. Und bei dem letzteren fiel ihm ein eleganter, sehr erhitzter junger Herr ganz besonders auf. Er war im Glück, gewann große Summen... Wo hatte Georg den Herrn schon gesehen?

Géza war auch nicht umsonst hierher gekommen. Und er regte Georg an, ein jeu zu wagen. „Ich nicht“, sagte dieser. „Aber es soll mich freuen, wenn Sie Glück haben.“

„Wie hoch ist mein Kredit bei Ihnen?“ fragte Géza lächelnd.

Georg drückte ihm wortlos einige Goldstücke in die Hand und Géza flüsterte: „Halbpart!“

Géza gewann. Während der elegante junge Herr, den seine Partner „Graf“ und auch „Pista“ nannten, rapid verlor, stiegen die Chancen Hodossys immer höher.

Jetzt erinnerte sich Georg auch, wo er den leidenschaftlichen Spieler schon sah... Das war ja jener Graf Pista, dessen Geliebte im ungarischen Theater...

Er gab bereits Bons aus, einen nach dem anderen, und seine Gesichtsfarbe wurde immer blasser. Sein Verlust schien nicht gering.

Géza hörte auf zu spielen, sobald dies die Umstände zuließen. Er hatte gewonnen und war zufrieden. Die Teilung lehnte Trauttmann höflich ab.

Das hob die Stimmung des jungen Mannes gewaltig. Erst jetzt geleitete er seinen Gast mit Ruhe durch all die Prunkräume, stellte ihn Dem und Jenem vor — aber stets als „amerikanischen“ Ingenieur — und ließ sich zuletzt neben dem großen Speisesaal in einem kleinen Gesellschaftsraum nieder, um Sekt zu bestellen. Jetzt wollte er selbst zahlen.

Und gesprächig wurde Géza nach dem ersten Glase schon. „Was halten Sie von Ihrem Projekt? Glauben Sie, daß es durchgeführt wird?“

„Ich glaube wohl“, sagte Georg.

„Lassen Sie sich nicht weiter ein mit Dr. Deszöffy“, flüsterte Géza. „Halten Sie sich warm für seinen Nachfolger. Er ist schon so gut wie gestürzt.“

„Oho!“

„In drei Tagen gibt es kein Ministerium Gömöry mehr...“

„Glauben Sie?“

„Morgen ist Parlamentseröffnung. Das ist der Tod der Trabanten. Einmal hat man sie schon Schurken genannt; morgen wird man sie insultieren, sie anspucken und aus dem Hause jagen.“

„Nicht möglich!“ rief Georg, aufrichtig bestürzt.

„Ja, jetzt wird es ernst. Biegen oder brechen!... István“, wandte er sich an einen Kellner, „kühlen Sie noch eine Flasche ein. Aber frappieren Sie ihn besser.“

„Sagen Sie mir, lieber Freund“, sprach Georg nach einer Pause, „ich finde mich noch immer nicht zurecht in dem Zank, was will man denn eigentlich?“

„Pah!“ rief Géza mit funkelnden Blicken, „was wir wollen? Die eigene ungarische Armee, die eigene diplomatische Vertretung im Ausland, die ungarische Bank und die Zollgrenze gegen Österreich. Das wollten wir. Aber das ist jetzt gar nicht mehr die Frage. Für die jüngere Generation gibt es nur noch eine Parole: Los, los, los!“

„Und Sie glauben, daß das möglich ist? Heute, wo Österreich stärker ist als je? Es hat keinen einzigen Nachbar zum Feind, es lebt ganz seiner inneren Mission, es hat alle Völker und alle Partein außer Euch hinter sich, selbst die Sozialdemokraten.“

„Was eine Nation will, ist immer möglich! Siehe Norwegen.“

„Mein lieber junger Freund, ich würde Ihnen doch raten, sich von solchen Ideen zu befreien. Ihr Volk geht einer schweren Enttäuschung entgegen, wenn das die Losung der Jugend ist. Die Nationalitäten werden den Magyaren auf diesen Weg nicht folgen.“

„Sie müssen!“ schrie Géza und schlug auf den Tisch. „So lange sie ungarisches Brot essen, gehören sie zu uns. Sie müssen! Und es gibt überhaupt keine Nationalitäten, wir sind eine einzige Nation. Wer anders denkt, der ist ein Staatsverbrecher.“

Georg war völlig betroffen von diesem fanatischen Ausbruch. Er zwang sich aber zu einem Lächeln: „Sie

vertragen offenbar nicht viel Wein, Herr von Hodossy“, sagte er. „Vielleicht machen wir Schluß.“

„Was? Sie glauben, ich sei betrunken? Oho! Aber gut ist's, reden wir nicht mehr von Politik. Gehen wir in lustige Gesellschaft.“

„Was noch? Es ist halb Drei.“

„Gerade recht für die Königsgasse. Oder gehen wir zur Barbaczi Kati? Ich werde telephonisch anfragen, ob zwei Damen frei sind für uns.“

„Bitte, mich zu entschuldigen“, sagte Trauttmann, angewidert von dem Gedanken, jetzt bei irgend einer Dirne den Bodensatz eines Liebesmahls zu genießen. „Ihre Mitteilungen haben mich denn doch zu sehr verstimmt... Und morgen sagen Sie?“

„Morgen werden sie insultiert!“

*

Georg schloß kein Auge. Mit dem frühesten war er auf, frühstückte eilig in seinem Café, blätterte die Zeitungen durch und ging über den Franz Josefskai hinauf zum Parlament. Es war ein schöner Wintertag, die Luft hatte beim Wasser einen schneidigen Zug und die dünne Schneeschichte, die während der Nacht gefallen war, knirschte unter den Tritten.

Der Andrang von Menschen war so groß, daß die elektrische Straßenbahn die Kreuzungsstellen nicht passieren konnte und eine Stockung schon beim Gebäude der Akademie der Wissenschaften eintrat. Als Fußgeher drang Georg noch durch, er wurde über den Freiheitsplatz geschoben und auf einmal stand er hinter einer Mauer — ein militärischer Kordon schloß alle Zugänge zum Parlamente ab. Die stolzen gotischen Formen des anmutigen

Palastes, dessen Schöpfer aus der Wiener Bauhütte Friedrich Schmidts hervorging, leuchteten unter der dünnen Schichte frisch gefallenen Schnees in märchenhafter Schönheit auf. Aber was sich vor diesem Hause begab, war Wirklichkeit, nicht Traum.

Noch früher als die Neugierigen und die Parteigänger der politischen Primadonnen war Géza v. Gömöry aufgestanden. Das Haus war von Militär umstellt und nur wer sich als Abgeordneter auswies, passierte; wer nicht, nicht. Die Wiedereröffnung des Parlamentes konnte nicht verhindert werden, da es unvorsichtiger Weise auf einen bestimmten Termin vertagt worden war. Aber alles das, was die Presse großsprecherisch angekündigt und wozu die Massen sich vielleicht hinreißen ließen, alles das war zu verhindern. Gömörys Geduld war erschöpft. Nur die seines Königs schien unerschöpflich... Baron Gömöry hatte sich in Wien verpflichtet, ohne Abgeordnetenhaus zu regieren so lange es möglich sei, aber Insulten und Gewalttaten mußte er energisch abwehren können. Man wollte davon nichts wissen. Das geflügelte Wort von der Parodie auf 1848, das ein früherer Minister aussprach, hatte oben Glück gemacht, man wollte die Sache nicht anders ansehen. Nur für den heutigen Tag gestand man mehr Ernst zu. Gömöry setzte die Ernennung eines militärischen kaiserlichen Kommissärs mit unbeschränkter Vollmacht durch und diesem war heute das Parlament anvertraut. Er hatte es endgiltig heimzuschicken und jeden Widerstand zu brechen. Zur Ausführung wählte er ein Honvedregiment mit magyarischen Kerntruppen aus Kecskemét.

So stand die Sache auf des Messers Schneide.

Georg war eingekeilt in der Menge und er wunderte sich über ihre Gespräche und die gleichmäßige Art ihres

Aussehens. War denn nur Proletariat auf den Beinen am Tage der Parlamentseröffnung? Die ersten Abgeordneten kamen. Georg kannte sie nicht, aber die Menge wußte jeden beim Namen zu nennen. Das Summen und Sausen hinter dem Kordon wuchs. Jetzt stiegen einige auf die Schultern ihrer Nebenmänner und sie wurden oben gehalten. Auf einmal begriff Georg; das waren Leithammel. „Abzug! Abzug!" rief einer der „oberen" und tausendstimmig brüllte die Menge: „Abzug! Abzug!" Die Abgeordneten wurden fast sämtlich auf solche Weise angeblasen.

Und jetzt kamen einzelne Parteiführer. „Hoch das allgemeine Wahlrecht!" rief ein Leithammel und brausend erklang der Ruf weiter. Dann folgten die persönlichen Insulten: „Abzug Appony!" „Abzug Kossuth!" „Abzug Bánffy!" „Abzug! Abzug!" „Abzug Koalition!" „Gebt uns das allgemeine Wahlrecht!" „Abzug! Abzug!"

So brüllte und tobte die Menge hinter dem militärischen Kordon, Georg war ahnungslos mitten in das Heerlager der Sozialdemokratie geraten.

Die Abgeordneten und Parteiführer, die geneigt waren, sich zu entrüsten über das militärische Aufgebot, erkannten plötzlich den Vorteil, den sie davon hatten. Sie konnten ironisch lächeln über die gewaltige Demonstration, die das Proletariat da gegen sie inszenierte, denn das Militär schützte sie vor dem Schlimmsten. Wie wäre es ihnen ergangen ohne diesen Schutz? Sie fluchten dem Dr. Deszöffy, der diese Tiefen der Nation aufgewühlt hatte durch die Parole vom allgemeinen Wahlrecht und sahen in der Demonstration nichts anderes, als den perfiden Versuch der Kamarilla, das militärische Aufgebot zu rechtfertigen.

Als der Aufmarsch der Abgeordneten beendet schien,

zogen die Arbeiter ab. In Gruppen entfernten sie sich und suchten ihre Arbeitsstätten auf, nachdem sie ihrer politischen Pflicht Genüge geleistet. Dabei sangen sie ein Lied, das Lied der Arbeit. Georg erkannte es sogleich an der Melodie. Wie wunderlich war das! Sie sangen hier das selbe Lied, das seine Hafenarbeiter in Milwaukee gesungen, das er in Berlin und auch in Wien gehört hatte. Die Solidarität des Proletariats war ihm nie so zum Bewußtsein gekommen, wie in dieser Stunde.

Anderes Publikum sammelte sich hinter dem Kordon, besser gekleidete Menschen, die gewohnt waren, länger zu schlafen, weil sie wahrscheinlich auch gewohnt waren, später zu Bett zu gehen. Und plötzlich ging ein Ruck durch die Soldaten, sie richteten sich stramm auf. Eine Rückstauung aus dem Hauptportal des Parlaments machte sich bemerkbar und die Offiziere kommandierten „Habt acht!"

Niemand hatte eine Ahnung, was im Hause vorgegangen war, man sah nur zu seinem Erstaunen, daß die Volksvertreter dasselbe schon wieder verließen. Und sobald man der Führer ansichtig wurde, ertönten zuerst einige schüchterne, dann immer lautere Eljenrufe. Es waren Leute da, die das Gefühl hatten, daß man die Führer der Nation entschädigen müsse für die ihnen vorhin widerfahrene Unbill. Und eine Gruppe von Studenten, die sich am lautesten bemerkbar machte, stimmte jetzt das Kossuthlied an. Die Abgeordneten winkten ihnen zu, grüßten sie und dankten theatralisch für die Huldigung, während sie sich entfernten. Jeder einzelne von ihnen wurde außerhalb des Kordons angesprochen und ausgefragt, und es verbreitete sich bald die Nachricht, daß das Haus durch einen Offizier gewaltsam aufgelöst worden sei... Und ehe der militärische Kordon aufgelöst war, erschienen auch schon

Extrablätter, Sonderausgaben der großen Zeitungen. „Gewaltsame Auflösung des Parlaments!“ schrie einer, „Verfassungsbruch!“ der andere, „Die Kamarilla hat gesiegt!“ ein dritter Zeitungsjunge. Und als Georg einem ein Blatt abnahm und ihm für den Wisch irrtümlich eine Krone gab, ließ dieser momentan die Politik im Stich, lief ihm nach und bot ihm ein Päckchen Ansichtskarten zum Kaufe. „Pikántos!“, flüsterte er ihm zu, „Pikántos!“ Georg sah flüchtig in das Kuvert, das dieser ihm zusteckte, und ihn schüttelte ein Grausen.... Dieser Knabe, er konnte keine dreizehn Jahre zählen, verkaufte solche Dinge? Er hätte gute Lust gehabt, dem Burschen seinen Spazierstock über den Buckel zu ziehen oder einen von den rot-weiß-grün bebuschten Wachmänner herbeizurufen. Aber er ließ beides sein und warf dem Frechling das Kuvert vor die Füße. Der hob es rasch auf und begann wieder zu rufen: „Die Kamarilla im Parlament!“ „Verfassungsbruch!“ „Soldateska!“ „Zehn Heller ein Extrablatt!“ „Nur zehn Heller!“

XVIII.

Die Nachwirkungen des großen Ereignisses grollten tagelang fort in den Blättern. Die Zeitungen, die zum Äußersten aufhetzten, waren im Stich gelassen worden von den Helden der politischen Schaubühne, sie fühlten sich beschämt und verwirrt. Und das wirkte auch nach außen. In ganz Europa beredete man die seltsame Gefügigkeit der kurutzischen Opposition, die sich nach so gewaltigem Lärm ganz einfach heimschicken ließ durch einen Offizier des Kaisers. Man erkannte jetzt auch in der Ferne den Zwiespalt, der sich da zwischen der wahnwitzig aufgepulverten ungarischen Presse und den tatsächlichen Verhält-

nissen auftat. Und um die Ironie der Lage zu vervollständigen, legte der Kommissär des Kaisers, der das Parlament durch einen Honvedoberst hatte heimschicken lassen, schon nach wenigen Tagen seine Würde zurück. Er war überflüssig. Es war doch nur eine Parodie....

Géza v. Gömöry blieb Sieger. Aber er war durchaus nicht sicher gewesen vor einem gewaltsamen Zusammenstoß, es konnte Blut fließen, es konnten sich unabsehbare Dinge ereignen. Und seine Verantwortung war groß. Wer die vereinigte Opposition gewarnt, wer ihr jene Mitteilung machte, die den Schritten Gömörys das Überraschende und Aufreizende benahm, er wußte es nicht. Aber er war dem heimlichen Verräter innerlich dankbar. Er handelte vielleicht unbewußt im Dienste des Vaterlandes.

Die beiden Machtfaktoren des Staates, Krone und Parlament, waren eine kurze Stunde einander gegenüber gestanden. Aber das Schwert blieb in der Scheide. Die Männer von Czinkota, die gewarnt waren, erkannten ihre ganze Schwäche. Sie sahen nicht nur die nationalen Honveds, sondern auch die Straße auf Seite der Krone. Die Möglichkeit, die Volksmassen der Hauptstadt zu gewinnen, sie mit nationalen und antidynastischen Schlagworten zu erregen, sie war ihnen für lange entwunden. Ein Bruch war in die Massen gekommen, das Proletariat schwenkte ab von ihnen. Gömöry hatte den Leuten von Czinkota einen Trumpf aus der Hand geschlagen, den sie von jeher besaßen. Es blieb ihnen nichts mehr als die Studentenschaft, und auch diese war gespalten durch sozialistische Gruppen, die mit der Regierung gingen. Freilich, es blieb ihnen auch die privilegierte Wählerschaft und das Beamtenheer... Wie lange? Dr. Boldog sagte es ihnen ganz

offen: Auch die Beamten fallen an dem Tag ab, wo die Gehalte nicht mehr regelmäßig bezahlt werden können. Und dazu mußten die Steuerverweigerungen führen.

So gefestigt die Autorität des Ministeriums Gömöry-Deszöffy jetzt auf der einen Seite erschien, so gefestigt war die Stellung Boldogs auf der andern. Seine Klugheit, seine Verschlagenheit, seine geheimen Beziehungen zu „Wien", alles trug dazu bei, ihn in der vereinigten Opposition als einen unentbehrlichen Mann erscheinen zu lassen. Seine Geschäfte blühten mehr als je.

*

Einige Tage nach dem Ereignis der gewaltsamen Auflösung des Abgeordnetenhauses erhielt Georg Trauttmann ein persönliches Schreiben des Ministers des Innern — mit der Einladung, ihn zu besuchen.

Dr. Deszöffy empfing ihn als ein gänzlich veränderter Mann. Seine frühere Schwungkraft schien wiedergekehrt zu sein, er war voll Zuversicht und Kraftgefühl.

„Herr Trautmann", sagte er, „wir müssen jetzt zu einem Ergebnis kommen. Ich bin ganz offen mit Ihnen, wie mit einem Freund. Unserem Ministerium ist keine lange Frist gegönnt, aber doch vielleicht noch ein halbes Jahr. Bis die Herren mürbe sind. Was wir in dieser Zeit schaffen, das ist getan. Das große Donauprojekt muß warten. Komme ich noch einmal vor das Parlament, ist es einer meiner ersten Anträge. Das Torontaler Projekt aber schneiden wir an."

„Und Exzellenz glauben, daß auch Ihre Nachfolger dieses Werk fortsetzen würden?"

„Ich hoffe es!"

Er klingelte.

„Bitte um den Akt Georg Trauttmann!“ rief er seinem Präsidialisten zu.

„Sie sehen, die Sache geht unter Ihrem Namen... Vom Ackerbauministerium habe ich einen guten Bericht. Einzelne chauvinistische Herren haben allerdings gegen Sie opponiert.“

Der Akt kam, der Minister schlug ihn auf und fuhr fort:

„Aber warum haben sie opponiert? Weil Sie eine Affäre in Ihrer Gemeinde gehabt haben mit dem Pfarrer. Ich kenne die Sache zur Genüge. Aber Sie müssen auch sonst Feinde haben. Man hat sie beim Obergespan in Torontal angeschwärzt und das Komitat erbat sich einen anderen Leiter für die Durchführung der Arbeit... Wer wühlt dort gegen Sie?“

„Exzellenz, ich kann nur eine Vermutung aussprechen. Ich bin noch heute nicht im Besitze meines Heimatsscheines.“

„Wie?!“ rief der Minister und eine dunkle Röte stieg ihm in die Wangen. „Ihr Notär?“

„Ja, Exzellenz.“

„Ich werde den Menschen davonjagen, wenn er das gemacht hat!“ sprach Dr. Deszöffy. „Wissen Sie, daß er gar kein Magyare ist?“

„Nicht möglich, Exzellenz!“

„Dieser Kornel Szabo“, sagte Dr. Deszöffy ironisch, „hieß einst Kornelius Schneider.“

„Exzellenz, ich schäme mich als Deutscher für ihn.“

„Ja, das sind die schlimmsten.... Diese Läuse in unserem Pelz erzeugen die meiste Verbitterung. Sie können sich nie genug tun. Der Magyare ist ja viel zu faul für

solche Intriguen. Auch Ihr hitziger Pfarrer, den Sie ausgezischt haben, ist ja serbischer Abstammung gewesen."

„Das ist das Unglück", sprach Georg ernst, „daß man bei uns den Volksverrat mit Ehren und Würden belohnt."

„Sie übertreiben!" rief Dr. Deszöffy. „Die Nationalitäten sind selber schuld an diesen Zuständen. Warum wählen Ihre deutschen Dörfer sich nicht deutsche Notäre und deutsche Lehrer? Muß ich ihnen sagen, daß sie das freie Wahlrecht haben? Es ist wahr, wir haben viele nationale Narren unter den leitenden Beamten, aber nur ein Esel tut, was ein Narr ihm rät."

Georg Trauttmann lachte. „Ja, wenn Exzellenz so denken!"

„So denke ich. Und mein Wort: Sie haben binnen drei Tagen Ihren Heimatsschein. Jetzt gehen wir weiter... Der Herr Ackerbauminister wird nach den Aufklärungen, die ich ihm über Ihre Person geben werde, Sie berufen, die Vorarbeiten einzuleiten."

„Ich bin bereit, Exzellenz!"

„Sollen wir Sie anstellen? Mit welchem Titel? Mit welchem Gehalt? Sagen Sie mir ohne Rückhalt, was Sie sich von der Sache erwarten."

„Exzellenz, ich bin ohne bureaukratischen Ehrgeiz. Der Titel eines leitenden Ingenieurs genügt mir. Aber mein Bureau muß ich mir selbst zusammenstellen können und es darf nichts ohne mein Wissen geschehen. Das aufzustellende Budget will ich nie überschreiten; sonst aber muß ich unabhängig sein."

„Ich verstehe. Nur dem Minister verantwortlich?"

„Ja!"

„Und Ihr Gehalt?"

„Exzellenz, ich möchte es am liebsten umsonst tun. Aber wer dankt einem so etwas?“

„Sie sind reich?“

„Nein. Ich habe mir in zwanzig Jahren 60.000 Dollars erworben, Jahr für Jahr zurückgelegt. Von den Zinsen dieses Kapitals lebe ich als Junggeselle ganz gut. Mehr brauche ich nicht.“

„Herr Chefingenieur, Sie werden von uns den Gehalt eines Ministerialrates annehmen und die dazu gehörigen Diäten, die ihn wohl verdoppeln können.“

„Ich danke, Exzellenz.“

„Und jetzt bitte ich, sich dem Herrn Ministerpräsidenten vorzustellen. Er wünscht es. Der Herr Ackerbauminister wird Sie in drei Tagen einladen und alles Nähere mit Ihnen besprechen. Wann glauben Sie, beginnen zu können?“

Der Winter genügt zur Vorbereitung. Im März und April will ich an Ort und Stelle sein und das Maximum der Wasserstände selbst studieren. Dabei kann schon gearbeitet werden.“

„Bis dahin“, sagte Dr. Deszöffy, vieldeutig lächelnd, „leben wir wohl noch ...“

Eine halbe Stunde später stand Georg Trauttmann vor dem Chef des Ministeriums.

Der ritterliche, elegante Greis kam ihm freundlich entgegen und seine Augen blitzten über dem buschigen grauen Schnurrbart.

„Freut mich sehr, Sie bei mir zu sehen, Herr Chefingenieur. Nehmen Sie Platz. Ihr Donauprojekt hat im Ministerrat Sensation gemacht.“

„Exzellenz sind sehr gütig.“

„Nein, Spaß beiseite, es hat uns alle behext. Aber es geht nicht.“ Und er rieb den Zeige- und Mittelfinger lebhaft an dem Daumen der Rechten. „Da fehlt es. Aber ich werde es, wenn ich einmal zurücktrete, Seiner Majestät empfehlen für meinen Nachfolger, damit es nie mehr in Vergessenheit gerät.“

„Vielen Dank, Exzellenz. Vorläufig haben wir ja andere Arbeit.“

„Ja, und da beginnen Sie nur recht bald! Meine Wähler da drunten werden Ihnen dankbar sein.“

„Oh, Exzellenz sind in meiner Heimat Abgeordneter?“

„Jawohl! In Temesvar. Ich werde dort immer wieder gewählt. Was man so wählen nennt bei uns.“

Trauttmann lächelte. „Exzellenz gehören also wohl zu den Einstimmigen?“

„Jawohl. Ich bin einer von den hundertfünfzig, die keine Wahlreden zu halten brauchen, die man immer bittet, ein Mandat zu übernehmen.“

„Exzellenz, ich würde Sie auch so wählen. Ihr Regierungsprogramm hat mich für Lebenszeit in Ihr Lager geführt.“

Baron Gömöry neigte verbindlich den Kopf.

„Habe schon gehört, was Sie für ein Mann sind. Sie gehören zu den Fliegern.“

„Wie, Exzellenz?“

„Es gibt für mich nur dreierlei Menschen: Subalterne Köpfe, repräsentative Persönlichkeiten und Flieger. Sie sind ein Flieger.“

„Ist das ein Kompliment, Exzellenz, oder —?“

„Nehmen Sie es als Kompliment. War auch einer.“

„Bei Solferino? Jawohl, Exzellenz, so einer bin ich als Ingenieur.“

„Bravo!“ rief Baron Gömöry. „Das hör' ich gern. Alſo gehen Sie nur ans Werk. Auf Ihr Donauprojekt kommt man gewiß einmal zurück. Sie werden es noch erleben...“

Als Georg Trauttmann das Miniſterpräſidium wieder verließ, kam ihm der Ausſpruch eines deutſchen Staatsmannes in den Sinn — daß in Ungarn ſtets entweder Juriſten oder Huſaren regierten. Diesmal waren entſchieden die Huſaren am Ruder.

*

Mit einer unheimlichen Schnelligkeit hatte ſich alles erfüllt, was Dr. Deſzöffy Georg verſprach. Schon am zweiten Morgen traf expreß ein Schreiben mit dem Gemeindeſiegel von „Maslak“ ein. Georg war noch in ſeinem Schlafzimmer, als ſeine Hausfrau ihm meldete, es wäre ein dringender, großer Brief zu unterſchreiben. Und als er im Schlafrock in ſeinen Salon trat, um den Expreßboten abzufertigen, kam auch ein Diener des Ackerbauminiſteriums mit einem großen Kuvert. Der Präſidialſekretär des Miniſters ſchrieb ihm, daß er erwartet würde von Seiner Exzellenz.

Georg ſetzte ſich in einen Fauteuil beim Fenſter, um ganz gemütlich das Roſentaler Schreiben zu öffnen. Doch es ſtak nur eine Urkunde in dem Briefumſchlag und dieſe war magyariſch. Wie ſeltſam! Das Miniſterium verkehrte deutſch mit ihm, ſein ſchwäbiſches Heimatsdorf aber in der Staatsſprache. „Honossági bizonyitvány“ lautete die Überſchrift der Urkunde und das mochte wohl ſein Heimatszeugnis ſein. Soviel verſtand er ſchon. Er war alſo wieder ungariſcher Staatsbürger. Zwar gegen den Willen derer, die in ſeiner Heimatsgemeinde Wind und Wetter machten, aber doch!

Ehe Georg ausging, um im Café Petöfi zu frühstücken, kam der Briefträger. Auch der brachte ihm heute allerlei. Namentlich aus Milwaukee. Aber auch die Evi hatte ihm wieder einmal geschrieben. Aus Milwaukee erging die ernste Frage an ihn, ob er denn seine Stelle aufgeben wolle, da er nicht einrücke. Man sei geneigt, ihm einen weiteren halbjährigen Urlaub zu erteilen. Das konnte er ja für alle Fälle annehmen. Die Evi aber hatte ihm eine gar wichtige Mitteilung zu machen, die keinen Aufschub duldete — der Notär sei abgesetzt worden. Knall und Fall habe er das „Waraschhaus“ verlassen müssen auf Befehl des Ministers.

So tief Georg das Otterngezücht vom Schlage eines Kornel Szabo verachtete, die Nachricht ließ ihn nicht kalt. So hatte er nun schon den zweiten Mann gestürzt in seinem Heimatsdorf. Und sie werden wohl wissen, woher der Pfeil eigentlich kam.

Im Kaffeehaus traf Georg zu seiner großen Überraschung den Rittmeister Franz v. Pidolli. Er war aus seiner Garnison in Arad für einige Tage auf Urlaub nach Budapest heraufgekommen und wohnte nebenan im Hotel Bristol. Schon so manchen der Herren aus den Manövertagen hatte er flüchtig wiedergesehen, aber Pidolli war ihm der liebste. Seine eindrucksvolle Erscheinung blieb ihm unvergeßlich.

Die Begrüßung war fast brüderlich. Man tauschte Erinnerungen aus, erzählte sich gegenseitig seine bisherigen Erlebnisse und Georg sprach unwillkürlich auch von seinen Erfahrungen mit dem heimatlichen Notarius.

„Bande! Bande!“ rief fast ingrimmig der Rittmeister. „Sie machen, was Sie wollen, im ganzen Lande. Durch zwei Generationen müßte man die gesamte Verwaltung

Ungarns der Armee übertragen; die würde ein neues Beamtengeschlecht erziehen.“

Georg mußte lächeln zu diesem Radikalismus.

„Ja, ja, das ist mein voller Ernst. Da würde man seine Wunder erleben von der Vortrefflichkeit der ungarischen Gesetze, die heute niemand durchführt. Vor allem müßte die erlogene Wählbarkeit der Beamten abgeschafft werden. Wer wählt denn? Das Volk? Eine Komitatsclique, die nur im Banne politischer Schlagworte steht, macht alle Beamtenwahlen. Das ist das Grundübel dieser asiatischen S..wirtschaft. Der Kaiser hat noch brave Soldaten in diesem Land, aber nicht einen Beamten. Ihre Brotherren sind die Wahlmacher und Parteihäuptlinge. Und ich sage Ihnen, das ist der Zentralsitz alles Übels. Wer die Administration beherrscht, der beherrscht das Volk. Wir Soldaten repräsentieren in einem solchen Lande nur die Gewalt; darum liebt man uns auch nicht.“

„Ich muß gestehen, Herr Rittmeister,“ sagte Georg, „daß Sie die Verhältnisse von einer ganz neuen Seite sehen.“

„Nicht wahr? Ja, ich kenne diese Wirtschaft gründlich. Hocke zwanzig Jahre da herum. Aber nur wenn der Kossuthsohn es erlaubt, habe ich Rekruten in der Eskadron. Heuer hat er's verboten. Ein Hundeleben für einen ehrlichen Kerl.“

„Sie sind bitter geworden, seitdem wir uns nicht gesehen haben.“

„Ja, zu Manöverzeiten! Da ist der Mensch ganz anders. Mein Normalzustand ist um einen Ton tiefer gestimmt ... Zu viel Säure, Herr Ingenieur ... Will mal sehen, ob ich einen Teil davon los werde in diesem Sodom.“

Und fort war er.

XIX.

Die reizende Villa, die Nelly Várdy in der Colloredogasse des Währinger Cottage gemietet hatte, war von einem Hauch des Geheimnisses umgeben. Die Künstlerin hatte kein sonderliches Glück auf der Bühne, sie gewann keinen Boden im Wiener Publikum, aber auf ihr Privatleben fiel der Abglanz einer Hofequipage, die an vielen Winterabenden vor ihrer Villa erschien, ohne daß man eigentlich wußte, wen sie brachte. Jedenfalls einen hohen Herrn, dem das Recht zustand, in einem Wagen mit goldenen Speichen zu fahren. Mehr erfuhr man nie, denn der Wagen erschien stets so plötzlich und die Gartenanlagen der Villa waren so breit, daß die Nachbarschaft, selbst wenn sie es gewollt hätte, nicht leicht in die Lage kam, etwas auszuspähen. Aus dem steifen Kutscher aber, der sogleich fortfuhr und stets erst in zwei oder drei Stunden wiederkam, war nichts herauszubringen, so sehr ihm die Stubenmädchen der Umgebung auch den Hof machten.

Heute aber war keine Hofequipage, sondern ein fremdes, beschmutztes Automobil vor der Villa erschienen und das stand seit vielen Stunden dort. Der Chauffeur schien schon äußerst ungeduldig zu sein, aber es nützte ihm wenig, er mußte warten.

Nelly war in Tränen aufgelöst. Händeringend bat sie den Grafen Pista, er möge sie verlassen, denn sie könne ihm nicht helfen. Er aber wollte es noch immer nicht glauben. Ihr Leben in Wien sei so kostspielig, die Gage noch klein, denn sie habe sich noch immer nicht durchgesetzt, die Pußta aber sei durch die vielen Überraschungen, die er ihr bereitet habe, gänzlich verschuldet, mit Vor-

schüssen überlastet, der Kunodi gebe nichts mehr her. Mit einem Wort, es sei unmöglich.

Der elegante, edelrassige junge Mann saß ihr schwermütig gegenüber. Sein ganzer Lebensmut schien geknickt zu sein. Er hatte sich mit seiner Mutter und seinen Brüdern überworfen, nachdem er sie fast arm gemacht durch seine Verschwendung. Der Chef der Familie aber, der Fürst, der das Majorat besaß, ließ ihn früh fallen. Seit der Schenkung an Nelly war an eine Versöhnung mit den Seinen nicht mehr zu denken. Das verzieh man ihm nie. So verschuldet die Pußta auch war, sie hätte sich nach ein paar guten Ernten wieder erholt. Jetzt war sie dahin. Und seine Obergespanswürde hatte er wohl auch verspielt am Kartentisch ... Graf Pista sah keine Möglichkeit, sich zu behaupten. Wenn nicht ein Wunder geschah, war er verloren. Er konnte noch von Glück sagen, wenn seine Familie sich im äußersten Falle dazu aufraffte, ihn in eine sogenannte Nervenheilanstalt zu senden ...

Nelly gab ihm gute Ratschläge. Sie nannte ihm viele Freunde, an die er noch nicht gedacht. Und auch den Ministerpräsidenten empfahl sie ihm. Vielleicht könne Baron Gömöry helfen, denn es liege ihm sehr, sehr viel daran, ihn als Obergespan zu haben. Seine Partei müsse doch auch Gönner haben, so wie die Opposition Gönner hatte ... So richtete sie ihn langsam wieder auf. Wenn sie es nur erreichte, daß er wieder Hoffnung zu fassen anfing und mit Anstand aus dem Hause kam, war sie schon glücklich. Denn sie hatte in den ersten Stunden das äußerste befürchtet. Ein Skandal aber würde sie unmöglich gemacht haben ... Da hätte sie lieber noch einmal alles bezahlt. Noch einmal? Nur unter einer Bedingung, und

die kannte er ... Doch diese geheimsten Schmerzen verriet sie heute nicht; sie blieb unerbittlich dabei, daß sie erst in Jahresfrist wieder auf Geld rechnen könne.

Und diese Ablehnung kleidete sie in die zärtlichsten Worte, die sie mit Küssen und Umarmungen bekräftigte. Da er endlich Hoffnung faßte und weich wurde, kauerte sie sich zu seinen Füßen und legte ihren Blondkopf in seinen Schoß. Wenn er wolle, gehe sie augenblicklich mit ihm zurück nach Pest, damit er sie wenigstens in seiner Nähe habe, vielleicht gelinge es ihr dort, Geld für ihn zu finden.

Das weckte den letzten Rest seines Stolzes. Er lehnte ab. Beinahe schroff wies er sie zurück.

„Oho!" rief sie verletzt und sprang empor. „Es wäre dir also unangenehm?"

Pista sah sie mit einem undefinierbaren Lächeln an. „Du glaubst doch nicht, daß ich anderes Geld von dir nehme als solches, das auf deine Pußta aufgenommen wird?"

Nelly richtete sich stolz auf. „Ich habe auch kein anderes", sagte sie. „Wenn wir aber die Pußta bis auf den letzten Rest gemeinsam verputzen wollen, dann müßte doch vorher etwas anderes geschehen."

„Heiraten?" rief Pista. „Du denkst noch immer daran?"

„Mit aller Liebe und Zärtlichkeit denke ich manchmal daran", sagte sie sanft.

„Laß es gut sein. Es war unrecht von mir, dich zu belästigen."

„Wie du willst ... Hm ... Als ob ich die Erste wäre ..."

Sie trat vor einen Spiegel und richtete sich die

Frisur. Und sie fand, daß sie eleganter, hübscher, intelligenter aussehe als so manche Hochgeborene. Und er fand das eigentlich auch. Aber wenn er weiter dachte — nein, nein! Da gab es doch vielleicht noch andere Mittel, die Seinen zu zwingen.

Nelly weinte plötzlich wieder. „Dann verlaß mich", bat sie zärtlich. „Ich muß heute Abend spielen und bin zu alteriert. Wenn du mich brauchst, rufe mich. Du weißt, daß ich dir treu anhänge, ob so, ob so. Ganz wie du willst."

„Isten veled!" rief er ihr zu und entfernte sich rasch. In wenigen Minuten war er nicht mehr in Wien.

Nelly aber, die ihm nachblickte, bis sein Daimlerwagen in die Karl Ludwigstraße abbog, war ganz zufrieden mit ihrer Standhaftigkeit. Sie fühlte, daß sie ihn noch nicht verloren hatte. Vielleicht mußte er stürzen, ehe er wieder an sie dachte. Nun, sie war immer bereit, ihn aufzuheben.

*

Eine Hofequipage war lautlos in der ungepflasterten Straße vorgefahren und es entstieg ihr die hohe, elegante Gestalt eines älteren Herrn in Uniform. Er hatte den Mantelkragen aufgeschlagen, den Schirm der Kappe tief herabgesenkt vor den Augen. Die Gittertür des Vorgartens öffnete sich lautlos und die Equipage fuhr wieder fort.

„Küss' die Hand, Euer Durchlaucht."

„Guten Abend."

Die Kammerzofe nahm dem Gast den Mantel ab und öffnete rasch die Tür des Salons, in deren Rahmen auch schon Nelly erschien. Sie hatte ihr schönstes Lächeln, ihre hellste Miene aufgesetzt, sprach aber kein Wort. Der

Fürst schritt zu auf sie, beugte sich über ihre schöne Hand und küßte sie. „Guten Abend, liebe Nelly.“ Seine Stimme klang etwas schnarrend, seine schwarzen Augen leuchteten unter buschigen weißen Brauen. Auch sein Schnurrbart war schneeweiß.

„Das ist reizend, Durchlaucht, daß Sie so pünktlich sind“, sagte sie und die Zofe schloß hinter ihnen die Tür.

Der Fürst war ein Junggeselle in hohen Jahren, ziemlich vereinsamt trotz seiner großen Stellung, und er liebte es von jeher, mit heiteren, harmlosen Damen zu plaudern, manchmal mit ihnen zu soupieren und ein Spielchen zu machen. Von seiner Zärtlichkeit hatte keine viel zu besorgen. Er begnügte sich schon seit Jahren mit dem Charme einer liebenswürdigen Persönlichkeit und vermied alle Emotionen. War man zärtlich und hingebungsvoll mit ihm, erwies er sich dankbar, ohne die Verpflichtung zu übernehmen, mit der gleichen Münze zu zahlen. Er war sich dessen bewußt, daß er sich in seinem Alter mit der Geberde der Liebe zu bescheiden habe.

Er hatte so manchen Verkehr im Laufe der Jahre gepflogen, aber auf die Dauer fesselte ihn keine. Sie waren doch alle zu schlecht erzogen. Daß er gebrandschatzt wurde, das war selbstverständlich; daß man ihm die Treue nicht hielt, davon war er überzeugt. Aber daß man schon nach einer Woche allzu familiär mit ihm wurde, das vertrug er nicht und er entdeckte immer wieder, daß er eine Hausmeisterische seiner Gunst gewürdigt hatte.

Das Los der Prinzen erschien ihm Zeit seines Lebens beklagenswert. Die Blüte des weiblichen Geschlechtes, die brave, gebildete, herzenswarme, unschuldige Haustochter guter Familien lernen sie niemals kennen. Ehrbare, edle, bürgerliche Frauen meiden sie wie das Feuer.

Denn jede, der ein Prinz sich nähert, ist kompromittiert. Es bleibt den Prinzen nichts als eine ebenbürtige Gemahlin. Trifft einer es gut mit einer solchen, ist es eine Gnade von Gott. Der Umgang mit Abenteurerinnen und Dirnen ist im allgemeinen das Los der Prinzen vor der Ehe und nach derselben oft erst recht. Darum gibt es so wenige hochstehende Männer, die Achtung vor dem weiblichen Geschlechte haben. Sie kennen es kaum.

Nelly Bárdy fesselte den Fürsten nun schon viele Monate. Sie war von anderer Rasse, sie kam nicht aus der Tiefe. Der Vater war ja nur ein kleiner Hilfsbeamter. Aber immerhin ungarischer Kleinadel. Die Mutter Lehrerin, die Tochter Konservatoristin. Nelly hatte Bildungselemente in sich, war wohlerzogen, war eine Schönheit, und sie kam aus guten Händen. Alles gestand sie ihm, auch den Grafen Pista, der sie für das Opfer ihrer Mädchenblüte zur unabhängigen Besitzerin eines kleinen Gutes gemacht habe. Nur die leidige Theaterpassion hielt sie noch in der Öffentlichkeit, sonst hätte sie längst geheiratet, sagte sie ihm.

Das war eine Freundin, für einen Prinzen wie geschaffen. Und der Fürst war ihr herzlich zugetan. Sie hatte nie einen anderen Wunsch, als ihn aufzuheitern, ihm einen angenehmen Abend zu bereiten. Es wurde allmonatlich für sie eine Einzahlung bei einer Bank geleistet, ohne daß sie je gefragt hätte ob es von ihm wäre. Sie mußte ihren Haushalt, ihren Toilettenbedarf bestreiten, aber geredet wurde über diese Dinge nie. Es war ihm angenehm, sie im Burg- oder Hofoperntheater oft in einer Loge vis-à-vis in großer Toilette glänzen zu sehen, aber wissen brauchte niemand, daß sie für ihn da war, sich für ihn geschmückt hatte. Ihre Diskretion war eine

vollendete, Nelly Várdy galt ihm als eine Dame. Ein ganz klein wenig lästig war ihm manchmal ihr Interesse für Politik. Aber sie war eben eine ungarische Patriotin. Das schien also verzeihlich. Und für andere als ungarische Dinge interessierte sie sich nicht.

Sie saßen in einer Ecke ihres kleinen Salons, in einem Fauteuil en deux und plauderten. Nelly erzählte Theaterklatsch, Anekdoten, die sie bei den Proben gehört oder irgendwo gelesen hatte. Einmal wußte er etwas Neues von der berühmten „Frau v. Pollak", einmal sie, und er konnte so herzlich lachen über harmlose Sachen.

Heute wußte er eine Pollakiade, über die er sich als alter Jäger fast krank lachte. Und Nelly tat ihm gerne den Gefallen und lachte mit. Von der Jagd war kürzlich die Rede bei der Frau von Pollak und da sagte sie, ihr Mann jage auch. „Neulich war er gesessen die ganze Nacht am Anstandsort und nichts ist ihm gekommen zu Schuß." Er konnte den Spaß nicht unterdrücken. Doch als er heraus war, entschuldigte er sich.

Aber auch für ernsthafte Dinge war der Fürst zugänglich. Und da er sah, daß es ihr immer eine Freude machte, fragte er sie fast jedesmal, was es Neues aus Ungarn gäbe. Ohne daß er es recht merkte, war sie auf solche Art eine Quelle geworden, aus der er besondere Nachrichten schöpfte, die er wieder weiter trug, höher hinauf.

Die Frage fiel auch heute.

„Nichts Gutes", entwortete Nelly, „man wird immer dreister. Jetzt führt man im Pester Volkstheater ein symbolisches Stück auf, in dem es nur mehr einen Menschen gibt, der für Österreich schwärmt — und das ist ein Lakai."

„Der arme Baron Gömöry! Er tut mir wirklich leid“, sagte der Fürst.

Nelly warf rasch die Worte hin: „O, den hält man jetzt für fest!“

„Pah! Er arbeitet ständig an seiner Entlassung. Er hat genug, wie wir alle.“

Nelly horchte hoch auf, aber sie ging nicht weiter. Sie sprach von anderen Dingen, trat zum Klavier und sang dem Fürsten mit ihrer zarten, aber in dem kleinen Raum sehr weich und voll klingenden Stimme ein paar Lieder. Er liebte Ungarisches.

Und dann wurde das Souper genommen, das für solche Abende vom Sacher kam. Drei Gläschen Bordeaux genügten und der alte Herr wurde gesprächig. Und nach dem Souper gab es ein Spielchen. Da fiel manch' ein Wort, das sie diskret, sehr diskret verwerten konnte. Und auch sie brachte manches an den Mann.

Man war in Wien oft besser unterrichtet über die Vorgänge in der Kossuthpartei als im Ministerpräsidium zu Ofen, und man kannte auf dem Josefsring in Budapest die Wiener Stimmung so genau, wie nirgends. Gerade jetzt arbeitete man dort an einem kleinen Memorandum, das über das Währinger Cottageviertel in die Hofburg gelangen sollte. Nelly bereitete behutsam darauf vor, daß ein Freund ihr das Intimste aus gewissen Kreisen zu melden versprochen habe. Man sei dort schon sehr mürbe, sagte sie lachend.

„Ja, ausgehungert müssen sie werden!“ sprach der Fürst, indem er sich eine Zigarre anzündete und die Hand küßte, die ihm das Feuer reichte.

Dieses Wort genügte ihr und sie sprach keine Silbe mehr von politischen Dingen. Sie machte die Durchlaucht

durch gesteigerte Zärtlichkeit vergessen, daß bei ihr überhaupt von solchen Sachen gesprochen wurde. Fortgehen ließ sie ihn nie mit dem Gefühl, daß er ausgefragt worden sei.

Schlag zehn erschien sein Wagen. Er ließ ihn warten. Aber er fragte doch: „Klatschen die Leute nicht über den Hofwagen?"

„Ein bißchen schon!" sagte Nelly, die ihm lächelnd gegenüberstand. „Aber was tut es? Sie machen mich interessant, Durchlaucht."

Die feinen Nüstern des Fürsten zuckten und vibrierten, er hatte eine Bemerkung auf den Lippen, die ihn selbst amüsierte. „Hm", sagte er und legte seine beiden Hände auf ihre weichen runden Oberarme, „Sie interessant zu machen sollte mir nur ein Vergnügen sein."

„Sie sind schlimm heute, Durchlaucht", erwiderte Nelly schelmisch und drückte ihm einen vollen warmen Kuß auf die Lippen.

Er umarmte sie und nahm Abschied... Wann er wiederkomme? er werde sich telephonisch anmelden.

Mit aufgestülptem Mantelkragen und tief ins Gesicht gedrückter Kappe schritt er zur Tür und die Kammerzofe lief voraus, den Wagenschlag zu öffnen. Ein Fünfkronenstück blieb in ihrer Hand.

Nelly aber eilte an ihren kleinen Schreibtisch und schrieb an Dr. Boldog: „Die Stimmung ist unverändert. Göm. verlangt, wie es scheint, immer wieder seine Entlassung. Man bedauert ihn, entläßt ihn aber nicht. Aushungern! ist die Losung gegen Euch. Mein Eindruck: Wer kluges Progr. aufstellt, kann morgen Min. sein.

N."

*

So einfach, wie die Dinge im Gehirne der kleinen Soubrette sich spiegelten, lagen sie aber doch nicht. Die liebenswürdigste und vorsichtigste aller politischen Spioninnen leistete dem Herrn Dr. Boldog treffliche Dienste, er war immer unterrichtet über das Nötigste, aber die Ereignisse gingen darum doch ihren Weg und sie trieben in fortgesetzter Steigerung einer Katastrophe zu. Wenn die Neuwahlen für den ungarischen Reichsrat nicht in der gesetzlichen Frist ausgeschrieben wurden, war der Bruch unheilbar. Und Gömöry machte keine Anstalten, sie auszuschreiben.

Der Konvent der vereinigten Opposition tagte ständig im Klub der Kossuthisten. Er gab verschärfte Losungen aus zur Steuerverweigerung, zur Auflehnung gegen alle Regierungsmaßnahmen, und der beredte Graf münzte dort für die Presse das Wort vom Eidbruch des Königs. Wenn ein neuer Reichstag nicht zum gesetzlichen Termin einberufen werden könne, sei der Krönungseid auf die Verfassung gebrochen und das Land wäre seiner Pflichten ledig gegen das Haus Habsburg.

Das neue Wort zündete.

Ein Ministerrat trat zusammen. Freiherr v. Gömöry sprach als Vorsitzender ernste Worte. Er kenne seine Ungarn. Dieses neue Losungswort enthalte jenen Explosionsstoff, der noch gefehlt habe zur völligen Anarchie. Man müsse jetzt handeln oder beizeiten den Weg zum Rückzug finden, zur Deckung des königlichen Ansehens.

Dr. Deszöffy war im wesentlichen derselben Meinung, er behielt sich vor, Anträge zu stellen. Der Finanzminister erörterte die Notwendigkeit der Aufnahme eines Anlehens zur Einlösung der Coupons und er bewies auch die gesetzliche Möglichkeit dieser Maßnahme. Alle stimmten zu.

Die frivole Absicht, um einiger agitatorischer nationaler Forderungen willen den Staatskonkurs heraufzubeschwören, sei zuerst zunichte zu machen.

Nun erhielt Dr. Deszöffy zu seinen Anträgen das Wort. Er forderte die sofortige Auflösung des Parteiausschusses der vereinigten Opposition. Und er schlug vor, das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht im Wege eines königlichen Manifestes an die Nation ungesäumt einzuführen und die Neuwahlen zum gesetzlichen Termin anzuordnen.

Die Bestürzung über diesen revolutionären Antrag des Ministers war eine große. Soweit wollte keiner der Kollegen gehen. Die Auflösung des oppositionellen Konventes, der eine verderbliche Nebenregierung im Lande etablierte, wurde einstimmig beschlossen, die absolutistische Maßnahme in der Wahlrechtsfrage aber mit allen gegen eine Stimme abgelehnt.

Dr. Deszöffy lächelte. „Ich habe das gewußt", sagte er. „Aber es bleiben jetzt nur zwei Wege: Die Kapitulation der Krone, oder die Revolution von oben, das Oktroi."

Freiherr v. Gömöry opponierte. „Es muß ein Drittes geben!" rief er. „Ich werde Seiner Majestät über diesen Ministerrat und die allgemeine Lage Bericht erstatten."

Wie eine Bombe schlug die sogleich vollzogene Auflösung des Ausschusses der koalierten Parteien ein. Die Führer versammelten sich zur trutzigen Abwehr, aber man hatte auch Kenntnis von den anderen Vorgängen im Ministerrat. Über das Wahlrechtsmanifest lachten die meisten, der Beschluß aber, ein Anlehen aufzunehmen, schlug sie völlig nieder. Die wirtschaftliche Anarchie des Landes fiel auf ihr Haupt zurück und alle Steuerentziehungen förderten sie nur. Mit Phrasen konnte man nicht mehr operieren. Worte,

wie „ein Attentat gegen die Verfassung“, „ein Attentat gegen die Nation“, erschienen jetzt matt und schal. Nur das Wort vom Eidbruch der Krone behielt noch seinen Glanz und auf dieses Wort bauten die Männer von Czinkota.

Als alle gesprochen hatten, entnahm Dr. Boldog seiner Aktentasche ein kleines Briefchen. „Stimmung unverändert. Aushungern! Wer jetzt ein kluges Programm vorlegt, kann morgen Minister sein“, las er.

„Larifari!“ rief der beredte Graf. „Am Tage, wo der Krönungseid fällig ist, wird man uns rufen.“

Dr. Boldog sah giftig auf den eitlen Sprecher, der sich nicht genugtun konnte in der Berauschung an seinem neuen Schlagwort, klappte seine Handtasche zu und empfahl sich. „Im übrigen“, sagte er, „sind wir aufgelöst und haben kein Recht mehr, uns hier zu versammeln.“

Der Ministerpräsident reiste am nächsten Tage nach Wien. Aber Dr. Boldog war ihm mit dem ersten Frühzug vorausgefahren. Und in Wien rief er ihn telephonisch im Hotel auf und ersuchte um eine geheime Zusammenkunft.

„Nicht vor meiner Audienz“, antwortete Baron Gömöry. „Und wo? Wir sind umringt von Spähern.“

„Auf ganz neutralem Boden, Exzellenz. Diniere mit mir im Cottage, Colloredogasse 150, Küche von Sacher“, antwortete Dr. Boldog. „Bon!“ rief Gömöry und notierte sich die Adresse.

Und während sich dies in Wien vollzog, war über den Obergespan, Grafen Pista Kovary der Konkurs verhängt worden. Wie ein gehetztes Wild war er endlich vor seinen Gläubigern zusammengebrochen.

Seine Familie hatte ihn ganz fallen gelassen. Gesellschaftlich war er durch seine Schwenkung zum Ministerium Gömöry unmöglich geworden und seines Amtes wurde er jetzt auch enthoben. Es blieb ihm nur noch Amerika — — — oder — die Ehe mit Nelly Várdy, der Egeria der Koalition.

Fünftes Buch.

Wann steigt der Kaiser zu Pferde?

XX.

Georg Trauttmann hatte einen arbeitsreichen, freudigen Winter hinter sich. So ganz erfüllt war er nie von einer Aufgabe, wie von dieser. Mit der oft erprobten Zähigkeit, mit der vollen Kraft seines Wesens warf er sich auf den selbstgeschaffenen Wirkungskreis und es gelang ihm, alle Widerstände zu besiegen, alle Hindernisse zu nehmen. Sein Bureau, das er sich selbst zusammengestellt hatte aus jungen ungarischen Kräften, die noch zu erziehen waren, und in das er auch einen deutschen Ingenier aus Österreich und einen jungen Amerikaner berief, arbeitete mit Begeisterung unter seiner Leitung.

Viele Reisen waren nötig gewesen, denn Georg fand die heimische Maschinenbaukunst auf einer beschämenden Stufe. Aus Österreich, aus Deutschland, aus England mußte der erforderliche Maschinenpark beigestellt werden und die eigentlichen Wasserkraftmaschinen waren so rasch, als Georg sie nötig hatte, überhaupt nur aus Amerika zu beschaffen. Die erstaunliche Leistung des amerikanischen Maschinenbaues, die Kraftsteigerung durch weitgehendste Arbeitsteilung, war in Europa überhaupt noch zu wenig gewürdigt. So sah Georg auch nach dieser Richtung einen Gewinn seines Werkes. Denn wenn es ihm gelang, anregend auf den heimischen Maschinenbau zu wirken und eine neue Generation von praktischen Wasserbauingenieuren heranzubilden, dann war das große Projekt der Donauregulierung kein phantastischer Zukunftstraum, dann rückte es in greifbare Nähe.

Eine ganze Kolonie transportabler Häuser aus Eisengerüsten und Blechwänden, und auch amerikanische Blockhäuser waren unterwegs nach den Donaubuchtungen in Torontal und der Bácska. Ihnen folgten schwere Lastzüge mit Wasserrädern, Baggermaschinen, Turbinen, Wassersäulenmaschinen und Transmissionswerken jeglicher Art, mit Lokomobilen und Dampfpumpen. Georg dirigierte seine maschinellen Angriffstruppen wie ein Feldherr und er wählte die Kommandanten aus seinem technischen Bureau in Pest mit klugem Vorbedacht. Er schob zunächst die reifen fremden Kräfte vor, gab aber jedem fertigen Ingenieur einen heimischen Adjutanten mit zur Erziehung. Das anerkannte sein Minister als eine patriotische Maßnahme.

Die jungen Absolventen der hauptstädtischen Technik, die sich anschließen wollten, waren ihm besonders willkommen. Aber er mußte auch Kräfte aus den höheren Wiener Gewerbeschulen heranziehen, denn diese waren praktischer vorgebildet als die Techniker höherer Grade. Und wo die Arbeiter hernehmen? Georg schloß Akkordverträge mit italienischen Unternehmern, er zog Slowaken aus Oberungarn heran, ließ aber noch einen großen Spielraum offen für bodenständige Arbeitskräfte aus der nächsten Umgebung. Wenn die Deutschen, die Serben, die Magyaren und die Rumänen mitarbeiten wollten, es war noch Raum für sie. Auf sie bauen durfte er nicht; sie durch hohe Löhne zu locken, war ihm direkt untersagt, weil die Feldarbeiten darunter gelitten hätten.

Die Einleitung des großzügigen Unternehmens war nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gegangen, Georg sah sich sogar Zeitungsangriffen ausgesetzt. Solange er als ein Fremder, ein Amerikaner, galt, nahm man ihm

nichts übel; sobald man aber erfuhr, daß er der Deutsch-ungar Georg Trauttmann aus Rosental war, jener „Stänkerer“, der die „bekannte“ Volkshymneaffäre mit dem magyarischen Pfarrer gehabt hatte, da schien alles bedenklich, was er anordnete. Es wurde als ein Mißgriff des Kamarillaministeriums bezeichnet und als Herausforderung der nationalen patriotischen Technikerschaft, daß ein solcher Mann überhaupt mit der Leitung eines staatlichen Unternehmens betraut werden konnte.

Aber das war wohl wieder in Vergessenheit geraten, Georg Trauttmann arbeitete unbehelligt. Seit den Tagen der beginnenden Schneeschmelze weilte er auf dem künftigen Schlachtfelde und betrieb die Erforschung der Wasserstände, der Stromschwellungen und alle damit verbundenen Erscheinungen wissenschaftlich. Die Welt der Politik und des öffentlichen Gezänkes lag weit hinter ihm. Er hatte sein Hauptquartier in Groß-Becskerek und in Neusatz aufgeschlagen und war bis hinauf nach Apatin immer unterwegs.

Dort fand ihn auch die Charwoche, die österliche Zeit. Da entschloß er sich zu einem Ausflug in die nahe Heimat, nach Rosental. Drei Tage wollte er den Seinen schenken. Er mußte doch wieder einmal sehen, wie es um Haus und Hof stand und wie der junge Vetter aus Pancsova sich in der Wirtschaft bewährte.

Das war ein großes Staunen, als er am Charfreitagabend vor dem Haustor erschien, genau so plötzlich wie damals, da er aus Amerika kam.

Die Evi flog ihm mit offenen Armen entgegen. Die Begrüßung war von einer im bäuerlichen Leben ungewohnten Herzlichkeit. Auch schien das Mädel ihm ganz

verändert zu sein. Hübsch war sie geworden, groß und reif. Ja, heuer wird es nicht mehr angehen, ihr den Kirchweihstrauß zu verbieten. So dachte Georg unwillkürlich bei ihrem Anblick. Und da war auch schon die Frau Margret. Wieder kam sie aus dem Stall, es war genau die abendliche Melkstunde wie damals. Sie glühte ganz eigen. Um zehn Jahre jünger kam sie ihm heute vor. Zweiunddreißig mochte sie zählen, wie vierundzwanzig erschien sie ihm. Und so rund und drall. Im vorigen Jahr kam sie ihm sehr angesäuert vor. Ja, welcher Zauber wirkte denn da im Hause? Mutter und Tochter gefielen ihm nach der vielmonatlichen Trennung weit besser als je und er war froh, daß er wieder ein paar Tage im Vaterhause zubringen konnte.

Während Frau Margret ihm allerlei wirtschaftliche Mitteilungen machte, riß die Evi alle Fensterläden des Vorbehalthauses auf und lüftete dasselbe für den Gyuribacsi. Und gleich zog sie die uralte Schwarzwälder Uhr auf, die dort in ihrem angeschwärzten hohen Kasten stehen geblieben war. Der Bátschi konnte es nicht leiden, wenn sie stand.

Die erste Frage Georgs war nach dem Michel Trauttmann. Wie er sich denn anstelle, ob er brav sei und etwas von der Wirtschaft verstünde.

Frau Margret war sehr zufrieden mit ihm. Sie wurde ganz rot vor Eifer, seine Vorzüge zu rühmen.

Und jetzt kam er auch selbst aus dem Stall hervor. Ein stattlicher, kerniger Bursche, ein künftiger Bauer, wie man sich ihn nicht anders wünschen mochte. Georg entdeckte sogar den Familienzug bei ihm. Aus seinen Augen blickte ein Etwas, das ihn an den Großvater erinnerte.

Der Michel begrüßte seinen Gönner mit militärischer

Strammheit, aber nicht ohne Verlegenheit. Ordentlich blaß wurde er, als Georg seiner Freude darüber Ausdruck gab, so viel Gutes von ihm zu hören. Er nahm ihn mit sich in die Stube seiner Eltern, die er wohl noch gar nicht kannte, und besprach dies und jenes mit ihm. Ob er sich denn die amerikanischen Pläne schon aus dem Kopfe geschlagen habe und ganz hier bleiben wollte? Und als der Michel bejahte, reichte ihm Georg die Hand und sagte herzlich: „Da ist deine Zukunft als Bauer. Mußt halt noch ein Jahr oder zwei Geduld haben und brav sein."

Der Michel drückte die dargereichte Hand, schwieg aber verlegen und blieb den ganzen Abend wortkarg.

Rasch hatte sich wieder die Kunde verbreitet von der Heimkehr Georgs, und am Charsamstag kamen viele Gäste aus der Nachbarschaft. Es wurden ja Wunderdinge erzählt von seinem Ansehen in Pest bei den Ministern. Der davongejagte Notär habe gleich gewußt, woher der Wind blase, sagte Nachbar Hellebrand... Georg mußte manches erzählen und die Leute saßen mit offenen Mäulern da, als er ihnen berichtete, daß es in ein paar Jahren Grund und Boden genug geben werde für die Auswanderungslustigen in der Heimat, ja, daß man sogar viele wieder werde zurückrufen können, weil zwanzig neue Dörfer angelegt werden sollen. Davon hatten sie noch nichts gehört.

Am Ostermorgen nahm der Gyuri-bacsi die schmucke Eva bei der Hand und sagte ihr, sie möge mitgehen auf den Friedhof. Er wolle doch die Großeltern und den Bruder besuchen. Und den neuen Grabstein habe er ja auch noch nicht gesehen.

Oh, wie gern ging sie mit. Ja, zum Vater! Zu den

lieben Großeltern. Und an seiner Seite ...... Oh, wie gern. Gleich war sie bereit.

Der Frühlingstag war sonnig und schön. Das junge Getreide leuchtete in sattem, frischem Grün und die Felder und Wiesen flossen in eins zusammen so weit das Auge reichte. Veilchen und Primeln blühten am Wegesrand, die Lerchen jubelten, in ganzen Scharen schwirrten die bunten Stieglitze über die Hausgärten, in denen sie nisteten, und als die beiden sich dem Friedhof näherten, vernahmen sie in dem dichten dunklen Gebüsch, das ihn als lebende Mauer umschloß, den Schlag der Nachtigall. Wie ein Liebesrausch ging es durch die Welt und Millionen Blumenglocken läuteten die Auferstehung des Frühlings ein. Georg legte die Hand der neben ihm Schreitenden in seinen Arm und Evi errötete bis in die Haarwurzeln der Stirne. So etwas schicke sich doch gar nicht für ein Bauernmädchen. So gingen nur die Stadtfräuleins. Aber es gefiel ihr ganz gut. Auch sah sie ja niemand aus dem Dorfe. Weit und breit gab es heute keinen Menschen da heraußen zu sehen, sie war mit dem Vatschi ganz allein.

Wer sie sah, konnte sie für ein Brautpaar halten.

Georg gedachte, die Evi auf diesem Wege über ihre Gefühle für den Michel auszufragen. Und er fragte und fragte, aber das Mädel stellte sich dumm. Sollte sich noch nichts in ihr regen? Sie sah gar nicht darnach aus. „Du magst ihn also nicht?“ fragte er plötzlich.

„Weiß ich, ob der Michel mich mag?“ sagte sie „Ich glaub' nicht“.

„Na, der wär' schön dumm“, erwiderte Georg. „Er zeigt dir's halt noch nicht .... Weißt, mir wär er recht für dich, weil er ein ehrlicher Kerl und ein Trauttmann ist.“

„Das hab' ich mir ja gedacht, Batschi," sagte Evi zögernd, „aber die Mutter ...." Sie stockte.

„Deine Mutter? Die wird nichts dagegen haben. Sie ist noch jung und fesch, sie wird sich noch einmal verheiraten wollen. Da sei ganz unbesorgt."

Evi schwieg und er sah sie überrascht an. Sie war blaß und verlegen.

„Aber Mädel!" rief Georg. „Zwingen wird dich auch niemand. Nur was dir lieb ist, soll geschehen. Laß dir nur Zeit .... In einem Jahr frag' ich wieder."

Auf einmal warf sie sich an seinen Hals. „Ach lieber, lieber Batschi! Ich hab' nur dich auf der Welt. Verlaß du mich nur nit!" Und die hellen Tränen liefen ihr über das Gesicht.

Georg war betroffen von diesem ganz unerwarteten Gefühlsausbruch des Mädchens. „Wie meinst du denn das, Evi?" fragte er mit einem leisen Beben in der Stimme.

„Dich habe ich lieb, Batschi, und sonst niemanden ... Niemanden! .... Ich bin verraten und verkauft." Sie heulte. „Oh, die Mutter ..... oh, die Mutter!" rief sie keuchend, stockend.

Er erwiderte den Druck ihrer Arme, mit denen sie ihn umschlungen hielt, zärtlich. „Was ist's denn mit der Mutter, sprich! Hat sie dich gekränkt?"

„Die Schand'! Die Schand'!" heulte das Kind.

Ganz bestürzt sah Georg das Mädchen an, das sein Gesicht, wie mit Blut übergossen, von ihm wegwendete.

„Deine Mutter?"

Sie nickte bloß.

Und endlich begriff er, was sie nicht sagen konnte.

Mit Schrecken wurde ihm das veränderte Aussehen seiner Frau Schwägerin klar. Aber er sprach kein Wort. Was hätte er dem Mädchen über die Mutter sagen können?

Schweigend setzten sie den Weg fort und traten durch das Tor des Friedhofes. Ein hoher Wall, auf dem das Gesträuch üppig wucherte, schloß diesen Acker Gottes ein. Sein Charakter war unverändert geblieben, so weit Georg zurückdachte, immer sah er so aus; nur die Steine hatten sich gemehrt neben den Holzkreuzen. Und aus seiner frühesten Jugend überfiel ihn plötzlich eine Erinnerung. Dort, links, hinter dem Wall — er hätte die Stelle noch heute angeben können — schaufelte man einmal für eine Selbstmörderin ein Grab. Das Unerhörte war geschehen, ein Weib aus dem Dorfe hatte sich erhängt. Drei Tage blies der Wind wie rasend ...... Und dort wurde die Arme begraben, ohne Glockengeläute, ohne den Segen der Kirche.

Warum fiel ihm das in dieser Stunde bei?

Die Schande! Die Schande! So rief es auch in ihm ..... Diese Frau hatte sein Vertrauen mißbraucht, ihm einen Lebensplan zerstört und sein Vaterhaus beschmutzt.

Und dieses kaum zur Jungfrau erwachte Wesen machte sie zum Zeugen ihrer Schande?

Gerne hätte er gefragt, geforscht. Er wagte es nicht.

Sie standen vor dem Familiengrabe. Ja, das war der schöne, dunkle Obelisk, den er in Temesvar ausgewählt, der größte Stein auf dem ganzen Friedhofe.

Evi hatte ihre Tränen wieder getrocknet, jetzt war ihr leichter, da sie einen Menschen gefunden hatte, dem sie sich anvertrauen konnte. Und sie sprach von anderem.

Sie erzählte Georg, welches Aufsehen der Stein gemacht habe, als er zu Allerheiligen aufgestellt wurde. Das ganze Dorf sei herausgekommen, ihn zu sehen.

„Was!?“ „Was!?“ schrie Georg plötzlich auf. Er taumelte zurück, als hätte er einen Faustschlag ins Gesicht erhalten. Er las die Inschrift des Grabsteines immer wieder — es konnte ja nicht sein!

„Wie ist das geschehen?“ rief der Tiefbestürzte. „Wie war das möglich?!“

„Die ung'rische Inschrift?“ fragte die Evi. „Ja darüber haben sich alle gewundert. Der Sparkassadirektor hat gespott't: „In Pest droba is er halt patriotisch wordn.“

Georg mußte sich auf das nächste Grab setzen. Er war wie betäubt. Dann sagte er zu seiner Begleiterin, sie möge hinübereilen zu dem Nagelschmied, der ja wohl noch immer dort vor dem Dorf hause. Den schwersten Hammer, den sie tragen könne, möge sie ihm bringen. „Nur schnell!“

„Jesus, Maria!“ rief das Mädchen. „Du willst doch nit ....?“

„Zerschlagen muß ich es zu Brei,“ sprach Georg und sprang empor, „dieses Schandmal! .... Solch ein heimtückischer Betrug war noch nicht da! .... Ist denn dieses unglückselige Land in die Hände von Irrsinnigen geraten?“

Wie ein Blitz durchzuckte ihn die Erinnerung an das Wort eines Siebenbürger Sachsen, mit dem er in Pest gesprochen. Das hauptstädtische Munizipium habe angeordnet, daß alle Grabsteine auf den Budapester Friedhöfen künftig nur eine magyarische Inschrift haben dürfen, erzählte er ihm. Und er werde sich und die Seinen nie

in Pest begraben lassen, fügte er hinzu. Sie lebten dort als Deutsche und die Nachwelt sollte nicht meinen, daß sie als Magyaren gestorben wären... Das machte damals einen tiefen Eindruck auf ihn. Aber das konnte doch nur in Budapest geschehen. Und jetzt stand er hier in seinem heimatlichen Dorffriedhof vor derselben Frage? Ach ja — der Stein war ja aus Pest gekommen....

Beruhigend legte Georg die Hand auf den Arm des maßlos erschreckten Mädchens. „Nein, Evi, ich will das Grab unserer Eltern nicht durch eine Gewalttat beleidigen. Sag' niemandem etwas, ich entferne die Inschrift noch heute und mache selbst eine neue ...... Komm'!" schloß er und wendete sich ab. Er wollte den Stein nicht mehr sehen.

*

Das waren keine fröhlichen Ostern im Trauttmannschen Hause.

Stumm waren die beiden vom Friedhof heimgekehrt. Evi bat nur, sie um Gotteswillen nicht zu verraten. Und da sie darauf keine Antwort erhielt vom Oheim, schwieg auch sie völlig.

Am Nachmittag, als die Evi in der Vesper war und der Michel im Wirtshaus beim Kegelschieben, ging Georg hinüber zur Frau Margret.

Blaß kam sie ihm entgegen. Sie hatte schon bei Tisch gemerkt, wie Georg jede ihrer Bewegungen beobachte, ihre Gestalt betrachte und in ihrem Gesicht zu lesen suchte.

„Hast du mir nichts zu sagen, Margret?" sprach Georg und setzte sich ihr gegenüber. „Ich reise übermorgen wieder fort.... Hast du mir nichts zu sagen?"

Sie zuckte mit den Achseln. „'s is halt a Malheer g'schehga", sagte sie und blickte zu Boden.

„Und was soll daraus werden?“ schrie Georg auf. „Was soll aus deiner Tochter, aus meinem Vaterhaus werden? Glaubst du, daß ich das leide?“

Sie sah ihn erstaunt an. „Was denn?.... 's werd halt um an Esser mehr im Haus sein. Soll ich deshalb in die Marasch*) gein? Trage muß ich die Schand' ganz allan.“

„Und die Evi? Und der Michel?“

„Was geht denn des den Michel an?“ fragte die Gepeinigte. „Es is doch vom Joska.“

„Was?“ rief Georg, halb freudig, halb beschämt. „Nicht vom Michl?“

Eine Träne lief ihr über die Wange. „Naa, naa. Der Joska is zu Weihnachta wieder daherkumma ins Darf, hat mich b'sucht und 's Unglück war g'schehga.... Die Haar heb' ich m'r rausgaressa; g'wallfahrt' bin ich dreimol nach Maria Radna; uf da Knie bin ich blutig 'nufg'rutscht zum Altar, heb geheult und gebet' zur Muttergottes — nix hat 's m'r g'nutzt. Sein hat 's müssa.“

Georg war bewegt von diesen leidenschaftlichen, verzweifelten Worten. Aber er durfte nicht schwach werden.

„Und du glaubst,“ sagte er, „daß ich zugeben werde, daß solch ein Kind auf den Namen meines Bruders getauft wird, daß es den Namen Trauttmann trägt? Nein, Margret, in diesem Hause darf es nicht geboren werden.“

Wie geistesabwesend sah sie ihn an. „Ja — was soll ich denn tun? Was soll ich denn tun?“ rief sie endlich und rang die Hände.

*) Marosch.

„Den Joska heiraten," sagte er hart. „Ich kaufe euch das kleine Haus vom Drescher, der nach Amerika ist und gebe dir, was ich versprochen habe. Und alles, was du in die Ehe gebracht hast, gehört dir."

„Und mein Kind, die Evi?"

„An die hättest du früher denken müssen. Für die muß halt ich sorgen", sagte Georg und verließ das Zimmer.

XXI.

Mit Sturmesbrausen flog die Osterbotschaft von einem kossuthistischen Ministerium in die Welt hinaus.

Etwas Unfaßbares war wieder einmal in Wien geschehen, etwas ganz und gar Unbegreifliches.

Nichts hatte man von Verhandlungen des Kaisers mit der Opposition und ihren Führern gehört; die Situation war so gespannt wie nie zuvor und alle Welt schien gefaßt darauf zu sein, daß nunmehr in Ungarn eine Epoche der Strenge, der Gerechtigkeit und der königlichen Gewalt beginne. Sämtliche Völker des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates warteten auf diese Epoche, die Nationalitäten in Ungarn meinten jeden Tag, es müsse endlich das Manifest des Kaisers kommen, das mit den Worten beginnen werde: „An meine Völker!" Sie waren bereit, an die Seite ihres Herrschers zu treten, sie waren unbewußt erfüllt von dem Bismarckschen Wort: „Wenn der Kaiser von Österreich zu Pferde steigt, folgen ihm alle seine Völker." Ja, alle ohne Ausnahme, auch die Magyaren — vorausgesetzt, daß man vorher ein halbes Tausend „Patrioten" höflich einlädt, sich auf dem Südpol anzusiedeln.

Aber er stieg nicht zu Pferde.

Niedergeschmettert standen die Sprecher der Nationalitäten vor dem unbegreiflichen Ereignis. Wieder einmal hatten sie die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß sie ausgeliefert seien an die Macht und die Willkür der Magyaren und daß es eine Tollheit wäre, sich je wieder für den habsburgischen Gesamtstaat zu exponieren. Die Rebellen, die Majestätsbeleidiger von gestern, waren die Minister von heute!

In ganz Europa war die Verblüffung namenlos. Nie war ein Volk in den Augen der Welt in größeres Unrecht gesetzt, nie hatte eines so gänzlich alle Sympathien der Kulturvölker eingebüßt und sich den Vorwurf der Undankbarkeit und des Größenwahnes mit mehr Recht zugezogen....

Aber der Kaiser stieg nicht zu Pferde.

Und er gönnte denen, die sich ihm in der zwölften Stunde unterworfen hatten, die Pose des Siegers. Noch wußte niemand, daß es eine Unterwerfung war, noch hing der Blick aller nur an den äußeren Tatsachen.

Der Kaiser kann warten.... Der Tag der Klärung wird schon kommen....

Georg Trauttmann, der sich in der letzten Zeit völlig von der Politik abgewendet hatte, eilte nach Pest hinauf. All die Männer, auf die er sich stützen konnte, waren nicht mehr an der Macht. Sein persönliches Schicksal war davon sicherlich empfindlich berührt. Und das seines Werkes?

Er mußte einen Tag warten in Pest, denn die früheren Minister waren in Wien zur Abschiedsaudienz. Und er las Zeitungen, bis ihm der Kopf sauste. Wie trunkene Sklaven geberdeten sich diese „Sieger.“ Dann ging er ins Ackerbauministerium. Sein Ministerialrat

Sárváry war nicht zu sprechen für ihn, Géza Hodossy grüßte ihn flüchtig. Er werde sich verheiraten und den Dienst verlassen, sagte er und eilte an ihm vorüber. Auf den gleichen Ton waren alle gestimmt. Nur in seinem eigenen Bureau wurde gearbeitet, als ob es kein politisches Erdbeben gegeben hätte und alles noch im alten Geleise wäre.

Am nächsten Tage empfing ihn Dr. Deszöffy in seiner Villa auf dem Schwabenberge.

Über Nacht war es gekommen. So schnell, wie ein Minister, fällt niemand. Und das Fallen auf die Butterseite, das Börne den Ministern noch nachsagte, das war nur im absolutistischen Staate üblich. Dr. Deszöffy hatte sich für eine Staatsreform derart exponiert, daß er, sobald diese Idee nicht siegte, als verbraucht und abgetan gelten konnte, so jung er war. Von seiner Wiederverwendung im Dienste hatte Georg nichts gelesen. Gestern Beherrscher der inneren Politik des Landes, heute Privatmann auf dem Schwabenberge. Nur der Haß seiner Gegner wird ihm treu bleiben.

„Sie kommen zu mir, Herr Trauttmann, dem Geächteten?“ fragte Dr. Deszöffy lächelnd und bot seinem Gaste einen Sitz an.

„Daß Sie scherzen, Exzellenz, das freut mich vom Herzen“, erwiderte Georg. „Ihre Freunde und Verehrer trauern.“

„Habe ich noch viele solche? Das sollte mich wundern.... Was macht Ihre Arbeit? Wie weit sind Sie?“

„Wir stehen praktisch am Beginn; theoretisch ist schon viel geschehen. Und alle meine Leute sind voll Zuversicht“, erwiderte Georg.

„Daß wir das begonnen haben, nicht war, das kann uns niemand nehmen?“

„Es ist Ihr Verdienst, Exzellenz."

„Ein wenig, gewiß. Und ich hoffe, daß die neuen Männer Sie fördern und stützen werden. Die Mittel sind für ein Jahr in unser Budget eingestellt."

„Bitte, Exzellenz, wie soll ich mich zunächst verhalten?"

„An die Arbeit gehen, lieber Freund, und nicht links und nicht rechts schauen. Niemanden fragen."

„Für diesen Rat bin ich sehr dankbar. Das entspricht meiner Natur und ich reise noch heute ab", sagte Georg.

„Sie werden sich gewundert haben, Sie Amerikaner, was? Ja, das war vorauszusehen. Der Herr Ministerpräsident hat von der ersten Stunde an nur ein Ziel gekannt, sein „verfassungswidriges" Ministerium überflüssig zu machen. Das war seine Aufgabe. Ich selbst hätte ganz gern ein paar Jahre gearbeitet. Nun, es hat nicht sollen sein."

„Ihnen gehört die Zukunft, Exzellenz."

„Mir? Meinen Ideen vielleicht. Aber mir? Daran glaube ich nicht. Es gereicht mir aber zur Genugtuung, daß diejenigen, die mich bekämpft haben, mein Programm werden durchführen müssen. Oder sie werden fallen, unrühmlicher als ich."

„Es ist also kein Umsturz des Systems erfolgt, wie man allgemein glaubt?"

„Keine Spur!" rief angeregt Dr. Deszöffy. „Die Quadrille wird jetzt nur von Männern getanzt werden, die beliebter sind als wir. Sie sind bessere Kurmacher der Madame Publikus. Der schlaue Mann mit dem grauen Zylinder hat uns ein Bein gestellt. Bedingungen, die Baron Gömöry nie erreichte bei der Opposition, hat Dr. Voldog hinterrücks in die Hofburg geschmuggelt. Hahaha! Uns hat man den Triumph nicht gegönnt, man hat die

Kapitulationsbedingungen anstatt an den Feldherrn, an den Kaiser geschickt. Doch wir haben sie verschärft, diese Bedingungen."

„Aber Dr. Boldog ist Minister geworden!"

„Ja, erstaunlich, nicht wahr? Nun, ich gebe ihm keine fünf Monate ... Sie verstehen bei uns vielleicht vieles nicht. Nur Seine Majestät hat triumphiert. Seine politische Kunst ist von einer erstaunlichen Reife. Widerstände, die nicht besiegt werden können, werden ausgeschaltet oder ignoriert. Der König gab diesem Ministerium den Präsidenten, er gab ihm den siebenundsechziger Einschlag, der genau so stark ist wie der achtundvierziger. Er diktierte die Ausschaltung aller militärischen Fragen, er verpflichtete die Herren, das allgemeine Wahlrecht durchzuführen. Jetzt — regiert! Sättigt eure Wähler mit Phrasen, wie bisher ... Die Herren werden sich mit diesem Scheinerfolg gute Wahlen machen, gewiß. Aber die Erkenntnis, daß es falsche Götter sind, auf die das Volk heute noch schwört, die wird nicht ausbleiben. Und dann? Die Hoffnungen werden maßlos sein, die Ernüchterung wird elementar und grausam hereinbrechen. Man wird eines Tages erkennen, daß das ungarische Problem gar kein politisches, sondern ein soziales ist. Und an dem Tage beginnt die Götzendämmerung."

„Exzellenz, das alles empfinde auch ich schon längst."

„Bravo! Sehen Sie nur hin — Ungarn windet sich in den Wehen und Krämpfen seiner inneren Umbildung in einen bürgerlichen Industrialstaat, aber niemand kommt ihm zu Hilfe. Dieses Land will endlich einen Mittelstand, ein Bürgertum gebären, aber es soll nicht, es darf nicht. Und je länger die Herren das so weiter treiben, desto mehr schwächen sie ihr eigenes Volk, das Magyarentum.

Es wird sozialistisch werden. Die Nationalitäten aber werden national bleiben oder es immer mehr werden."

„Das macht der Druck, Exzellenz."

„Ganz richtig! Das Wort vom Druck und Gegendruck ist ein greifbares Wahrwort. Die Führer werden jetzt noch einmal ihre Wähler mit dem falschen Glorienschein ihres Sieges blenden. Künftig nicht mehr. Nur wer wirtschaftliche Werte, soziale Errungenschaften heimbringt, wird künftig etwas gelten. Das, was Sie als Ingenieur leisten wollen für Ungarn, könnte das alte System noch für Jahre stützen.... In Deutschland besitzt der Bauer dreißig, in Frankreich vierundvierzig Prozent des Bodens, in Ungarn aber nur zehn Prozent. Da liegts. Noch weiß unser Volk nicht, wie arm es ist und wie stark es sein wird, wenn es sich als Proletariat organisiert. Es kam zu spät bei der Verteilung der ungarischen Erde. Diese Erkenntnis will man verhindern. Aber man wird die Menge nicht für alle Zeiten benebeln können; der Glaube an das Himmelreich der nationalen Souveränität wird und muß zusammenbrechen."

„Das alles, Exzellenz, fühle auch ich. Nur wußte ich ihm keine Form zu geben."

„Sie haben ihm die beste Form gegeben, die möglich ist, Herr Trauttmann. Schaffen Sie Land herbei, gehen Sie unbekümmert an die Arbeit. Sie werden eine Stütze werden für diese unfruchtbaren Politiker. Und besuchen Sie mich, bitte, so oft Sie nach Pest heraufkommen. Es ist mir ein wahres Bedürfnis, mich manchmal auszusprechen."

Bis an die Gartenpforte geleitete der Minister a. D. seinen Gast.

Und Georg gab auch bei Baron Gömöry und dem gewesenen Ackerbauminister seine Karte ab.

Abends aber stand er auf dem Oberdeck des Donaudampfers „Albrecht“ und fuhr nach dem Süden.

Wieder bewunderte er die nächtliche Ausfahrt aus dem beleuchteten Stadtgebiet. Sie ist einzig schön. Aber sie führt nach wenigen Minuten in das Dunkel, in das Nichts.

*

Die Ereignisse nahmen ungehindert ihren Lauf. Die neue Regierung ergriff die Zügel des Landes, sie empfing hunderte von Glückwunschdeputationen aus allen Komitaten und bramarbasierte Tag für Tag vom Ausbau des nationalen Staates, von der Weisheit des Königs und seiner Einheit mit der Nation.... Die Neuwahlen für den heimgeschickten Reichstag wurden ausgeschrieben, die vom Ministerium Gömöry ernannten Obergespäne wieder davongejagt und in Acht und Bann getan. Alle Beamten aber, die für den nationalen Widerstand tätig waren und wegen Widersetzlichkeit von Dr. Deszöffy gemaßregelt worden sind, rief man zurück und entschädigte sie für die erlittene Unbill. Die unbezahlten Steuern beschloß man nicht einzutreiben; sie seien auf mehrere Jahresraten aufzuteilen und ohne Zinsen zu stunden. Die „Mameluken“, d. h. alle, die der oppositionellen Nebenregierung während des Regimes Gömöry getrotzt hatten, wurden gestraft, die Patrioten aber, die die neuen Obergespäne anspien und prügelten, sie wurden prämiiert und befördert. Nur die sich als Reserveoffiziere exponiert und ihre Chargen eingebüßt hatten, gingen leer aus. Man sah deutlich die Mauer, an der sich die Gelüste des Chauvinismus und der politischen Korruption brachen. Bis hierher und nicht weiter...

Heftig gefackelt wurde mit der Drohung, das frühere Ministerium, das ohne parlamentarisch bewilligtes Budget

regierte, in den Anklagezustand zu versetzen. Und man lehnte es ab, Verpflichtungen zu erfüllen, die jene Regierung eingegangen. Es begann eine Epoche der Vexationen und Verfolgungen und eines Tages kam auch nach Groß-Becskerek die Aufforderung, alle Arbeiten einzustellen. Georg Trauttmann wurde abberufen, er und sein ganzes technisches Bureau zur Disposition gestellt, das heißt auf die Straße geworfen. Über so weitgehende Verpflichtungen materieller Natur könne nur das Abgeordnetenhaus entscheiden, solche Reformwerke nur eine gesetzliche Regierung schaffen. Das bekam der Obergespan von Torontal zur Antwort, als er Einsprache erheben wollte. Und als er eine neue dringende Eingabe vorlegte und betonte, daß man dreißigtausend Magyaren aus Amerika heimholen und repatriieren könnte, wenn das Werk durchgeführt würde, da dankte man ihm für seine patriotische Anregung und gebot ihm Geduld — bis ein anderer technischer Leiter für das Unternehmen gewählt worden sei ...

Knapp ein Jahr war verstrichen, seitdem Georg Trauttmann die Fahrt nach der fernen Heimat angetreten hatte. Und jetzt saß er wieder in der Stube seiner Eltern, gerade als ob er erst gekommen wäre, denn das Lebensjahr, das er inzwischen seinem Vaterland gewidmet, war mit einem Federzug ausgestrichen, sein Inhalt war weggeschüttet worden wie eine trübe Lache. Seine Erbitterung war groß. Aber war er nicht selbst schuld? Warnten ihn nicht die klugen Sachsen vor einem Bündnis mit dem „ungesetzlichen“ Ministerium, das niemanden hinter sich hatte als — den Kaiser? Warnte ihn nicht auch Géza Hodossy immer wieder? Jetzt war er gefallen so wie zwei Dutzend Obergespäne fielen und niemand kümmerte sich um ihn. Ja, seine Naivität war strafwürdig ... Als er

einst fortzog aus seinem Vaterland, da schien die Macht des neugekrönten Königs, der in den Magyaren einen Schutzwall gegen das siegreiche Preußentum gefunden zu haben meinte und ihnen allen Glanz einer staatlichen Selbständigkeit zubilligte, da schien diese Macht von einem Glorienschein umgeben zu sein und die Führer der Nation berauschten sich in Huldigungen vor ihm und der schönen Kaiserin. Daß dieser Glorienschein in der Zwischenzeit so ganz verblaßt war, daß dem König heute selbst die verfassungsmäßigen Rechte bestritten, seine Vertrauensmänner von gestern geächtet und ihre besten Absichten aus purem Haß wieder vernichtet werden könnten — das wollte Georg Trauttmann niemandem glauben.

Jetzt aber stand er der brutalen Tatsache gegenüber, daß ein politisches Gauklertum sich als Sieger im Lande geberdete. Und es war gesorgt dafür, daß er keinen neuen Täuschungen verfiel. Auch der von Dr. Deszöffy enthobene Notär Kornel Szabo war wieder in seine Stelle in Rosental eingesetzt worden. Das hatte der künftige Abgeordnete des Bezirkes sogleich bei der Regierung bewirkt, und die Wahlagitation, die schon im ganzen Lande im Gange war, nahm auch hier ihren Anfang. Ohne den Kornel Szabo als Kortesch, meinte der künftige Abgeordnete, wäre das Rosentaler Mandat in Gefahr. Dieser Künftige aber, der hier so sicher auftrat, war der Schwiegersohn einer großen Getreidefirma in Budapest und er hieß — Géza v. Hodossy.

Georg Trauttmann hatte sein Vaterhaus in Ordnung gefunden, als er so unvermutet rasch zurückgekommen war. Die Frau Margret hauste schon mit dem Joska zusammen, der in Georg seinen Gönner erblickte, denn einen solchen Ausgang seines Abenteuers mit der schönen Bäuerin konnte er nie erhoffen; die Evi aber stand unter

dem Schutze einer Muhme, einer braven alten Witwe, die ins Haus zu ihr gezogen war. Und der Michel Trauttmann schien plötzlich ein anderer Mensch geworden zu sein. So lange die Evi ihn für den künftigen Stiefvater hielt, ohne daß Michel dies ahnte, war sie auch gar zu hart und abweisend. Er war schon der Verzweiflung nahe, als Georg zur Osterzeit kam. Es war Zeit, daß er die Lage im Hause klärte. Jetzt erst hing der Himmel voller Geigen für den Michel und er wollte das liebe Mädel gerne noch ein oder zwei Jahre reifen und in voller Unschuld neben sich blühen lassen, ehe er um seine Hand warb.

Das alles übersah Georg mit innerlicher Genugtuung. Jetzt konnte er getrost wieder nach Milwaukee zurückkehren, er hatte hier nichts mehr zu tun.... Die Stunde der großen Verachtung war über ihn gekommen, nach Nietzsche das Größte, das ein Mensch erleben kann.

Und mit dem Entschlusse, die Heimat zu verlassen, trug er sich ernstlich. Aber da geschah etwas Unerwartetes. Kaspar Hellebrand erschien mit zehn Bauern bei ihm und sie baten ihn, sich um das Rosentaler Mandat zu bewerben. Sie wollten einen deutschen Mann wählen und sie wüßten sich keinen besseren als ihn.

Georg lehnte nicht geradezu ab, doch erbat er sich Bedenkzeit bei seinen Landsleuten. Und nachmittags sattelte er den Fuchs und ritt nach Czibova hinüber. Jetzt war der Augenblick gekommen, sich mit Todor Vacarescu zu besprechen, denn daß er alle Deutschen auf seine Seite brächte, daran war nicht zu denken. Der Kandidat der Kossuthisten, den er ja so gut kannte, hatte durch seinen Schwiegervater und dessen zahlreiche Getreideagenten die Losung ausgeben lassen, Geld spiele keine Rolle...

Todor Vacarescu schien gar sehr erfreut zu sein über die Ankunft Georgs. Eigentlich hatte er ihn schon längst erwartet. Aber er war sehr ernst gestimmt. Er gestand, daß er an einer geheimen Besammlung rumänischer Vertrauensmänner teilgenommen habe, zu der auch die Siebenbürger Sachsen geladen waren. Sie kamen nicht. Es hätte eine Annäherung versucht werden sollen, aber sie mißlang. Die Sachsen fürchten die Rumänen und das allgemeine Wahlrecht, weil sie nur eine kleine Insel im großen rumänischen Sprachgebiet bilden. Sie glauben nur bei den Magyaren Schutz zu finden. Als ob sich darüber nicht reden ließe! Aber die Sachsen glauben eben nicht an die Zukunft der Nationalitäten. Und sie hätten ja so recht... Todor war tief herabgestimmt. Die Hoffnung auf Wien hatte wieder einmal getrogen. Ein solches Ministerium! Eine solche Wendung über Nacht!

Georg Trauttmann richtete ihn auf. Er wußte mehr als in den Zeitungen stand. Der Schein täusche die Welt, sagte er, in Wahrheit sei alles ganz anders. Der Kaiser müsse den verfassungsmäßigen Weg gehen, aber sein Ziel sei ziemlich klar. Wenn das frühere Ministerium ungeeignet war, sein Programm durchzuführen, so müsse er es eben durch ein kossuthistisches durchführen lassen. Das war nicht ohne Opfer zu erreichen, aber der große Zug in der Politik der Krone dürfe nicht verkannt werden. Wenn die Nationalitäten selbst die Hoffnung verlieren, dann sei ihnen freilich nicht zu helfen.

„Und die Sachsen?“ rief Todor.

„Das sind schlaue Füchse,“ sagte Georg, „die kommen erst, wenn unsere Sache gesiegt hat.“

„Wenn es dann nur nicht zu spät ist!“ erwiderte Todor. „Man wird ihnen das nicht vergessen.“

*

Die kleine Gruppe der Anhänger Georg Trauttmanns wuchs. Ehe der Kandidat auch nur Miene gemacht hatte, seine Zustimmung zu geben, standen hundert Wahlbürger aus seiner Heimatsgemeinde hinter ihm. Es gehörten aber vierzehn Gemeinden, darunter mehrere rumänische, zum Wahlkreis, und diese wollten erobert sein. Georg war sich gar nicht klar darüber, wie das zu machen wäre. Aber da kamen bald Leute, die ihre Dienste teils freiwillig, teils gegen Bezahlung anboten, die letzteren nicht ohne auf die Angebote der Gegenpartei hinzuweisen, die fürstlich wären. Georg warf die Pharisäer aus dem Hause. Aber da kamen die Freunde und zürnten. Eine Wahl sei ohne Geld nicht zu machen. Man müßte mit allem Pomp auftreten. Für sämtliche Gemeinden seien zweitausend Fahnen nötig, Hutfedern und Abzeichen ohne Zahl. Die Fahrgelegenheiten zum Wahlort wollten die Bauern ja selbst beistellen, aber es müßten dort auch beizeiten ein paar Wirtshäuser als Versammlungslokale gepachtet werden, da seine Wähler sonst am Wahltag obdachlos wären und von den Gegnern verhöhnt würden. Wo das unterlassen wird, werden die Schwachmütigen in die Wirtshäuser der anderen Partei gelockt, traktiert, und zum Abfall gebracht. Sie gehen dann entweder berauscht zur Wahl oder sie haben ihr Seelenheil um bares Geld verkauft.

Georg fragte die Freunde, wie hoch sie die Kosten solch einer Wahl schätzen. Sie nannten die Summe.

„Gut“, sagte er, ich will diesen Betrag wo Ihr wollt hinterlegen. Er gehört, ob ich gewählt werde oder nicht, dem Schulfonds aller Gemeinden unseres Wahlkreises. Aber für meine Wahl darf nicht ein Kreuzer ausgegeben werden. Nicht ein Heller!“

Da wollten sich die Männer entfernen. Die meisten behaupteten, ein solcher Vorgang sei aussichtslos.

Georg aber sagte festen Tones: „Wer nicht an die gute Sache glaubt, soll nur gehen. Der Kampf, der hier ausgetragen werden muß, darf sich nicht zwischen einer Pester Getreidefirma und meinen mühselig erworbenen Dollars abspielen. Das wäre mir doch zu verächtlich und ich wäre auch der schwächere. Ich will Euch morgen abend meine Kandidatenrede halten und wenn Ihr glaubt, daß ich damit in den anderen Gemeinden Glück habe, dann spannt halt am Sonntag ein und wir fahren. Wenn nicht, nicht.“

Und dabei blieb es.

Am nächsten Abend war der Tanzsaal des großen Gemeindewirtshauses gesteckt voll. Auch die Musikantengalerie, ein frei an der Stirnwand schwebender langer Holzverschlag, war zum Brechen überlastet mit Zuhörern. Die Herrischen hatten es sich nicht nehmen lassen, auch zu kommen. Sogar der wieder eingesetzte Notär saß mit einem hämischen Lächeln in der ersten Reihe. Der neue Kaplan neben ihm, und beide hatten die Abzeichen Hodossys angesteckt, sie trugen die Federn des Gegners auf den Hüten. Nur der Sparkassadirektor fehlte. Er hat nie Sühne gefordert für jenen Faustschlag am Kirchweihtag und wich dem Trauttmann sorgfältig aus. Es genügte ihm, daß seine Knappen anwesend waren. Von Auswärtigen waren als Gäste der Pope Gregor Lazar und Todor Vacarescu aus Czibova gekommen.

Georg sprach eine Stunde. So einfach, so schlicht und herzlich, so heimatlich redete er zu den Leuten. Er erzählte ihnen, wie ihre Vorfahren in dies Land gekommen, was sie hier alles geleistet hätten, und wie man es ihnen

neuestens lohne. Ihre geheimsten wirtschaftlichen Sorgen, den Druck der Steuerschraube, die Sekkaturen in sprachlicher Hinsicht, er kannte alles, er wußte alles. Aber er weihte sie auch zum erstenmal in die wahre Natur der ungarischen Politik ein und er enthüllte das ferne Ziel derselben vor ihnen: Loslösung des Staates von Österreich und der alten deutschen Kultur, Einschmelzung aller Nationen in den magyarischen Stamm. Gegen diesen Größenwahn verwahre sich jedoch die Mehrheit dieses Landes und diese Mehrheit seien die Deutschen, Rumänen, Serben und Slowaken, kurz die Nationalitäten. Sie alle seien seit Jahrhunderten im Lande, zum Teil länger als die Magyaren. Sie fordern Gleichberechtigung, sie verlangen die Erhaltung ihrer Nationalität wie bisher. Wenn es tausend Jahre möglich war, daß hier verschiedene Völker unter einem Herrscher nebeneinander leben, so müsse das auch künftig möglich sein. Daß das Gegenteil davon beabsichtigt wäre, darüber sollte man sich aber nur keiner Täuschung hingeben!

„Beweise!“, schrie Szabo Kornel, der Notär. „Beweisen Sie das!“

Georg sah überrascht auf. Er wagt es? „Bitte, sogleich“, sagte der Redner ironisch und suchte ein Notizblatt. „Meine lieben Schwaben, Freunde und Brüder“, fuhr er fort. „Im Jahre 1870 gab es laut offiziellen Berichtes der Regierung in Ungarn noch 1237 reindeutsche Schulen und 849 gemischte, in denen deutsch und magyarisch vorgetragen wurde. Heute gibt es nur noch 272 deutsche Schulen und 317 gemischtsprachige in Ungarn. Unser deutsches Volksschulwesen ist also in dreißig Jahren um mehr als tausend geringer geworden, es ist auf einen Rest von 272 Schulen zusammengeschmolzen“.

„Hört! Hört! Hört!“, riefen die Parteigänger Georgs.

„Doch auch das ist ein falscher Schein. Und jetzt horcht wohl auf, was ich Euch sage: Die Siebenbürger Sachsen bilden eine eigene lutherische Insel unter den Deutschen. Sie zählen bloß 200.000 Seelen. Die Gesamtzahl der Deutschen beträgt aber weit mehr als zwei Millionen. Und jetzt paßt auf: Von den 272 deutschen Schulen, die es heute in Ungarn noch gibt, gehören 254 den Sachsen. Sie haben es verstanden, sich zu behaupten, weil sie einig sind, weil ihre Geistlichen, ihre Lehrer sie führen, weil ihre Intelligenz deutsch geblieben ist. Die zwei Millionen anderen Deutschen aber, die katholischen, haben so gut wie alles verloren durch ihre Uneinigkeit. Die kleinen Sachsen haben noch 254, wir anderen alle miteinander haben nur mehr 18 deutsche Schulen in ganz Ungarn, unsere Intelligenz aber ist zum Dünger der magyarischen Kultur geworden. Und hier in Eurer Mitte sitzt auch einer aus diesem großen Düngerhaufen — Herr Kornelius Schneider, der sich Kornel Szabo nennt.“

Ein unbeschreiblicher Tumult entstand. Unter dem Hohngelächter, Gestampfe und Gejohle der ganzen Versammlung stürzte der Herr Notär aus dem Saal hinaus und die Gegner Georgs verstummten in grenzenloser Verlegenheit. Einige folgten dem Szabo.

Daß dieser Trauttmann ein Staatsfeind sei, darüber waren sie jetzt einig. Der Kaplan hatte es gleich gesagt.

Georg schloß seine Rede nach mannigfachen Ausführungen über verschiedene Fragen wie folgt: „Es war meine Absicht, wieder nach Amerika zu gehen. Wenn Ihr es aber von mir verlangt, will ich hier bleiben und für unser Volkstum wirken, so gut ich kann. Im Abgeordnetenhaus werde ich mich an die Nationalitätenpartei

anschließen. Es ist kein Verdienst, in diesem Lande mit dem Starken und Mächtigen zu gehen. Man muß die gerechte Sache der Schwächeren vertreten. Täglich muß man es den großen Herren sagen, daß sie die Gesetze nicht mehr ungestraft mit Füßen treten werden... Wir, die Nationalitäten, wollen nicht los von Österreich. Wir wollen unsere Schulen wieder, und wir wollen als friedliche Bürger bleiben was unsere Väter waren. Wir sind Ungarn, ja; aber wir sind keine Magyaren. Ungarn ist für uns der Name eines Landes, wie Österreich ein solcher ist. Wir lieben Ungarn als unser Vaterland und wollen ihm unverbrüchlich treu bleiben. Aber als deutschsprachige Mitbürger. Und wir verlangen, daß im Abgeordnetenhaus für das wirtschaftliche und nationale Wohl aller gearbeitet, nicht aber immerwieder um die Machtfragen und staatsrechtlichen Hirngespinste eines Stammes gestritten werde.

Das Volk braucht Brot, nicht Fahnen und Kokarden; der Bauer braucht die zweijährige militärische Dienstpflicht für seine Söhne, die bei der heutigen Arbeiternot nicht entbehrt werden können, nicht aber die magyarische Kommandosprache. Und die Besteuerung muß nicht progressiv nach abwärts steigen wie bisher, sondern nach aufwärts. Und was wir dringend brauchen zur Selbsterhaltung, das ist ein geheimes Wahlrecht. Der Stuhlrichter als Wahlpräses soll nicht jeden mit der Frage anschreien dürfen: „Wen willst du wählen?" Das ist asiatisch, das ist mittelalterlich. Es geht den Stuhlrichter gar nichts an, wen Ihr wählt! Allgemein und geheim muß das Wahlrecht werden, wie überall.

Ich kann Euch nicht versprechen, daß ich das alles heimbringe, wenn Ihr mich wählt. Aber verlangen will ich es unermüdlich.

Heil, dem Schwabentum! Heil, dem ungarischen Deutschtum!"

Die Suggestionskraft dieser letzte Worte war so groß, daß kein einziger das landesübliche Eljen rief; sie schrien alle: „Heil!" „Heil!" „Heil!"

Stolz scharte sich die Gemeinde Trauttmanns um den Redner und die Gegner zogen ziemlich kleinlaut ab. Die anwesenden Rumänen beglückwünschten Georg.

Und alle Freunde waren jetzt überzeugt, daß es auch ohne Fahnen und Indianerfedern, ohne Wirtshauspacht, Berauschung und Stimmenkauf möglich sein werde, zu siegen. So hatte noch Niemand mit den Bauern gesprochen.

Mit zwanzig Wagen begann Georg Trauttmann am nächsten Sonntag seine Rundfahrt im Wahlbezirk. Während Géza Hodossy mit Zigeunermusik und einem ganzen Gefolge von früheren Abgeordneten (die gegen Honorar mitwirkten!) in dem auf Kosten seines Schwiegervaters beflaggten Rosental einzog und hier sprach, trug Georg, nur von deutschen Bauern begleitet, seine Lehren hinaus zu den anderen Schwaben. Und seine Gemeinde wuchs, sein Ruf flog ihm voraus. Da und dort waren die Fahnen des Gegners gehißt und man empfing Georg mit Abzugrufen. Aber er wurde zuletzt überall angehört, gewann überall eine große Zahl von bäuerlichen Wählern, die auf Handschlag gelobten, für ihn zu stimmen. Die Herrischen lehnten ihn ab.

Für den zweiten Sonntag standen die rumänischen Nachbargemeinden, für den dritten die entferntesten deutschen Orte auf dem Programm.

Der Einzug in Czibova war für Georg ein unvergeßliches Bild. Todor Vacarescu hatte ihn mit einem Viergespann abgeholt und zehn Wagen mit Begleitern

aus Rosental folgten. Der Pope und die Gemeindevertretung begrüßten den Kandidaten beim Eintritt in das Dorf und geleiteten ihn bis auf den Kirchenplatz. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, Männer, Frauen und Mädchen im nationalen Sonntagsstaat. Die blinkenden Stirnbänder der Rumäninnen und ihr aus kostbaren alten Münzen gefertigter Hals- und Brustschmuck leuchteten in der Sonne. Die Schönste des Dorfes aber überreichte Georg einen Blumenstrauß, während die Kirchenglocken geläutet wurden. Und hier, unter Gottes freiem Himmel, fanden die Reden statt. Georg konnte nur wenige rumänische Worte sprechen. Aber Gregor Lazar, der Pope, und Todor Bacarescu, die seine Kandidatenrede schon kannten, verdolmetschten sie dem Volke.

„**Sa trajasca Trauttmann! Sa trajasca Nationalitati!**“ rief die Bevölkerung, als Georg seinen Dolmetschen mit Händedrücken dankte und der Pope ihn küßte. Und die Leute gaben dem Kandidaten in dichten Scharen das Geleite bis vor das Dorf hinaus.

Gregor Lazar aber saß jetzt neben ihm im Wagen und Todor lenkte selbst das Viergespann. Die beiden angesehensten Männer von Czibova ließen es sich nicht nehmen, ihn zu den anderen Rumänen zu begleiten und für ihn zu sprechen. Der Empfang war überall der gleiche und Georgs Wahl in diesen Dörfern konnte als eine einstimmige gelten. Gregor Lazar sprach für ihn wie ein Prophet.

Das Ergebnis dieser Fahrt wirkte verblüffend auf die Gegenpartei. Das brachte noch kein Kandidat zustande, die Rumänen stimmten noch nie mit den Deutschen. Warum? Weil diese nie einen deutschen Kandidaten gehabt hatten, sondern immer einen „Ungur“.

Die „Patrioten“ von Rosental lächelten, als Georg auch am dritten Sonntag so siegessicher auszog, um die Welt zu erobern. Kaspar Hellebrand, der dem Gemeindeausschuß angehörte, witterte schon lange etwas, aber er wollte Georg nicht beunruhigen, ehe er nicht wußte, was man gegen ihn plane. Und er konnte es nicht erfahren.

Auf dieser letzten Fahrt begegneten sich Georg Trauttmann und Géza Hodossy in ein und demselben deutschen Dorfe. Zuerst sprach Trauttmann. Géza ließ ihm höflich den Vortritt. Und als sich die Gemüter über Georgs wirkungsvolle Rede beruhigt hatten, begann Géza seine Ansprache mit den Worten: „Sehr geehrte Versammlung! Sie haben da einen vortrefflichen Mann ihres Stammes gehört, den auch ich sehr schätze. Es ist nur schade, daß er gar nicht gewählt werden kann, denn er ist weder ein Steuerzahler, noch ist er überhaupt ungarischer Staatsbürger.“

Georg, der aus Höflichkeit Hodossys Rede abgewartet hatte, obwohl seine Anhänger drängten weiterzufahren, griff in die Brusttasche und zog seinen Heimatschein hervor. „Das ist nicht wahr!“ rief er. „Hier der Beweis!“

Géza winkte lächelnd ab. „Alles ungiltig! Was das Trabantenministerium gemacht hat, gilt nicht für die jetzige Regierung.“

Georg Trautmann und seine Anhänger waren im Augenblick sehr betroffen. Sie hielten das Gerede aber doch nur für einen guten Wahltrick und fuhren weiter, von Dorf zu Dorf.

Doch es war die Wahrheit! Schon am nächsten Morgen wurde Georg Trauttmann eine Urkunde des Komitates zugestellt, die den Widerruf seines Heimats-

zeugnisses enthielt, denn dieses sei ihm von einer ungesetzlichen Regierung gegen den Einspruch seiner Gemeinde erteilt worden.

Kornel Szabos Geschoß!

Georg war wie betäubt von dem heimtückischen Schlag. Seine Rosentaler Wählergemeinde tobte. In wenigen Tagen sollte die Wahl sein und man hatte keinen Kandidaten? Die Budapester Getreidefirma triumphierte?

Da raffte sich Georg auf zu einem Gegenschlag. Er ritt zu dem Popen Gregor Lazar nach Czibova und verlangte von ihm, daß er an seine Stelle trete.

Der Mann zögerte, er glaubte nicht an die Möglichkeit. Aber Georg war sicher, daß er ihm seine deutschen Stimmen zum größten Teil zuführen könne. Und Todor Vacarescu spannte wieder ein, es begann eine neue Fahrt von Dorf zu Dorf. Georg erzählte überall mit flammender Entrüstung, was ihm, dem treuen Sohne des Banats, dem Abkömmling eines braven schwäbischen Kolonistengeschlechtes, passiert war, wie tückisch man seine Wahl verhindern wollte. Und er bat, an seiner Stelle den vortrefflichen Volksmann Gregor Lazar zu wählen, einen begeisterten Anhänger der Nationalitätensache. Dieser selbst aber hielt überall eine kurze deutsche Rede. So gewannen sie Dorf um Dorf und zuletzt auch Rosental.

Und das Unerhörte geschah — die Deutschen wählten einen Rumänen. Gegen alle Tücke und Gewalt, gegen ein großes Aufgebot von Gendarmerie, gegen Hunderte von Getreideagenten, die am hellen Tage Stimmen kauften und Betrunkene zur Wahlkommission schleppten — erhielt ein Rumäne die Mehrheit.

XXII.

Mit gepackten Koffern war Georg Trauttmann wieder nach Budapest gekommen. Man hatte ihm die Heimat verleidet und er war nicht der Mann, in einer Lage zu verharren, die ihm nicht gefiel. Sein Triumph gegenüber den Wahlmachern und politischen Gauklern war groß, er hatte ihnen bewiesen, was ein einziger Mann, der unentwegt nach seiner ehrlichen Überzeugung handelt und sich nicht fürchtet, vermag. Ihrer Tücke, ihrer Gesetzesbeugung, ihrer von der Regierung gestützten Gewalt zum Trotz gab er ihnen einen rumänischen Abgeordneten. Ihm selbst konnten sie ein Bein stellen; aber das bekam ihnen übel. Vielleicht wäre er gar nicht durchgedrungen gegen den Kandidaten einer Getreidefirma. Aber die große Entrüstung über den an ihm verübten Gewaltakt, die er vor den Wagen Gregor Lazars spannen konnte, die überrannte sie, der gegenüber hielten ihre Kniffe nicht stand.

Und befriedigt ging er von dannen. Wann er wiederkäme, fragte ihn die Evi traurig. Er neigte sich an ihr Ohr und flüsterte ihr eine Antwort zu, über die sie errötete.

Das neue Abgeordnetenhaus, das gewählt worden war, glich genau dem früheren. Hundertfünfzig Großgrundbesitzer, hundertzwanzig jugendliche Advokaten ohne Klienten und viele andere Juristen ohne jegliche Existenzbasis waren gewählt worden. Aber nur ein einziger Vertreter der Arbeiterschaft und auch nur ein Bauer. Ein

ganz klein wenig war das Bild verändert durch die Anwesenheit von fünfundzwanzig Vertretern der Nationalitäten. Zum ersten Male waren sie in solcher Stärke da, aber unter ihnen befand sich nicht ein Deutscher! Ein paar Menschen mit deutschen Namen waren ja gewählt worden, aber die saßen im Zentrum der Kossuthpartei. Und die vierzehn Sachsen aus Siebenbürgen standen noch zuwartend abseits, unschlüssig, was zu tun wäre.

Georg erfuhr das aus den Zeitungen. Und da er einen Tag in Pest verweilen wollte, um sich von Dr. Deszöffy zu verabschieden vor seiner Abreise nach Amerika, so suchte er auch eine Begegnung mit den Sachsen zu erreichen.

Karl Göbel saß in einer Fensternische des Café Petöfi und debattierte eifrig mit einem schwarzen jungen Manne, den Georg nicht kannte. Göbel erhob sich, ging lebhaft auf Trauttmann zu und machte ihn bekannt mit seinem Genossen. Es war Dr. Trajan Pop. Man hatte von Georgs interessantem Fall gehört und es wurde schon erwogen, ob nicht eine Anfrage an den Minister des Innern darüber zu stellen wäre. Der Nationalitätenklub, der sich heute konstituiere, wolle es erwägen. Dr. Pop glaubte, Trauttmann zu dieser Versammlung einladen zu sollen. Um so mehr, da auch Sachsen dort sein würden.

„Wie?“ rief Georg, Ihr schließt Euch an?“

„Nein, nein“, wehrte Göbel ab. „Wir erscheinen nur als Abordnung im Nationalitätenklub, um unsere ablehnende Haltung dort zu begründen.“

„Na, da ich morgen wieder nach Milwaukee zurückkehre, möchte ich das doch noch erleben, was Ihr zu sagen habt. Es wird mir als geistige Wegzehrung dienen.“

„Du spottest?“ sprach Karl Göbel.

„Nichts für ungut. Vielleicht überzeugt Ihr mich, daß Ihr Recht habt!“

Georg Trauttmann verließ alsbald das Kaffeehaus und begab sich nach Ofen hinüber, von wo er die elektrische Straßenbahn benützen wollte. Aber seine Fahrt zum Schwabenberg war vergeblich, Dr. Deszöffy weilte im Ausland, er konnte ihn nicht mehr sehen.

So war der Tag zwecklos für ihn geworden und er bereute schon, nicht gleich weitergefahren zu sein bis Wien. Das, was ihm heute Abend noch bevorstand, hätte er vielleicht auch besser nicht erlebt.

Es war herrlich schön da draußen in dem Villenviertel. Ein lachender Maitag lag über der Landschaft und Georg schlenderte zu Fuß gegen die Christinenstadt. Da lag ein alter Friedhof, den er kaum jemals beachtet hatte. Und dort aus der Ferne kam wohl ein Leichenzug. Aber horch, das war keine Trauermusik..... Und so viele Menschen und Fahnen? Er blieb stehen und wartete. Die Musik war verstummt und es ertönte der Gesang jugendlicher Stimmen. Nationale Weisen, patriotische Lieder erklangen.

Was war das? Er fragte einen Arbeiter, der mit einer Axt auf dem Arm seines Weges ging. „Dös wissen S' net?“ Mit seiner Pfeife deutete er nach Ofen hinauf. „Die Einnahm' von der Festung feiern's halt, die alten Honved. Heunt is ja der 21. Mai. 's is alle Jahr die nämliche G'schicht.“

Der Zug kam näher und bog nach dem Friedhof ab. Studenten mit Fahnen, eine Musikkapelle, hinter ihr etwa fünfzig alte Männer, Greise, die noch im Jahre 1849 mitgekämpft hatten, zahlreiche Abgeordnete, und wieder Studenten mit den Fahnen des Landes-Kossuth-Verbandes

der Universitätshörer. Dahinter Volk in Scharen, Männer, Knaben, Frauen und Kinder.

Auch Georg trat in den Friedhof ein. Da wurden die Gräber der anno 1849 Gefallenen mit Blumen bekränzt, Reden gehalten, Gedichte deklamiert. Es war genau so wie am Allerseelentage in Pest drüben, man berauschte sich an dem eigenen Phrasenschwall und deutete mit großen, heftigen Geberden immer aufwärts nach der Höhe von Ofen, von der die neue Königsburg so stolz und einsam ins Land blickt. Georg Trauttmann hatte im letzten Jahre genug magyarisch gelernt, um dem Sinn all dieser Reden folgen zu können. Sie waren ein Triumphgesang auf die politischen Ereignisse des Tages und zugleich ein Trauerlied auf die allgemeine Lage des Landes. Der Ungar ist nicht glücklich! Noch herrsche der Fremde über ihn, noch ist er nicht frei, nicht unabhängig. Aber jeder sei bereit, für diese Unabhängigkeit zu sterben, das gelobe die Jugend an diesen Gräbern... So deklamierten die Dichterknaben, so redeten die Abgeordneten, und das alles glaubten die alten Weiber, die ringsum standen und heulten.

Georg riß sich los und ging.... Wenn er sie nur los werden könnte, die große Verachtung. Für ihn gab es in Ungarn nur noch zwei Freiheitsfragen zu lösen — die des Proletariats und die der Nationalitäten. Alles andere erschien ihm als komödiantisches Gaukelspiel, als Volksbetrug. Und während er sinnend weiter und weiter schritt, bedachte er das Ungeheuerliche dieser alljährlichen Siegesfeier über die Truppen des Kaisers. Hat man nicht in Deutschland selbst die Nationalfeier des Sedantages abgeschafft, um den besiegten Nachbar nicht jedes Jahr aufs neue zu demütigen und zu kränken? Hier aber, mitten im Reiche des eigenen Herrschers, umringt von seinen

Soldaten, feiert man Jahr um Jahr mit solchem Triumphgeheul die Einnahme von Ofen durch das Revolutionsheer? Welche Taktlosigkeit, welche Roheit!

Georg stand plötzlich vor einem großen monumentalen Ziegelrohbau. Er sah verwundert auf. Ganz unbewußt war er über das Leopoldifeld gegen das Kühletal gegangen und stand jetzt vor der Kadettenschule.

Oh! War denn nicht hier —?

Rasch trat Georg in den Hof des mächtigen Gebäudes. Ja, dort stand es, das Hentzi-Denkmal, das sich vom St. Georgsplatz der Ofener Festung hierher hatte zurückziehen müssen vor den Anwürfen eines unduldsamen Patriotismus. Gegen die 30.000 Mann des Revolutionsheeres hatte dieser General mit einer kleinen Schar von Getreuen den Ofener Königssitz gehalten. Und als die Tapferen überwunden wurden, da starben sie auch. Es war ein Heldentod, wie ihn kein Zriny rühmlicher gestorben.

Aber sieh, heute war doch auch der Jahrestag ihres Todes?

Keine Blume schmückte das schöne Denkmal, keine Hand wagte es, dasselbe zu bekränzen. Wie, wenn sich hier alljährlich das Offizierskorps von Ofen versammeln wollte, wenn hier die Volkshymne gespielt und gesungen würde, wenn man hier Reden hielte und Gedichte deklamierte zu Ehren der Helden, zum Preise der Armee?

Es kann nicht sein. Ja, es ist undenkbar, daß so etwas geschieht.

Und da drüben — — —?

Oh, welche Feigheit!

Wann steigt der Kaiser zu Pferde?

*

Als Georg am Abend die Räume des Nationalitätenklubs betrat und Gregor Lazar ihn erblickte, rief dieser laut: „Freunde, da kommt mein Gönner! Das ist Georg Trauttmann!“

Man umringte den Gast, schüttelte ihm die Hände und bereitete ihm eine laute, herzliche Huldigung. Ihm verdankten sie ein Mandat. Aber noch lieber als dieses Mandat wäre ihnen seine eigene Wahl gewesen, das durfte er ihnen glauben, denn damit wäre mehr als eine Person, es wäre ein Prinzip gewonnen gewesen. Rumänen, Serben und Slowaken hatten sich losgelöst vom magyarischen Körper des Abgeordnetenhauses, aber die Deutschen wollten sich ihnen nicht anschließen. Georg Trauttmann war der Erste, der dies als selbstverständlich ansah, der sich unbedingt zu ihnen gesellt hätte. Sein Fall war also mehr als ein persönlicher Verlust. Und man wies Georg den Ehrenplatz an neben dem Präsidenten.

Es kamen nur zwei Sachsen, Karl Göbel und Johannes Marzell, den Georg schon einmal flüchtig kennen gelernt hatte. Sie wurden höflich begrüßt, aber so kühl, als sie selbst sich gaben. Man wußte schon, daß sie nur ein Nein zu bringen hatten. Vor den Wahlen, ehe ihre Mandate nicht im Trockenen waren, lehnten sie jegliche Gemeinschaft mit den Nationalitäten ab; jetzt glaubten sie, wenigstens den gesellschaftlichen Anstand wahren zu müssen, denn zu Feinden wollten sie ja die Vertreter des rumänischen Volkes auch nicht haben.

Nur korrekt! Nur vorsichtig! Nur klug!

Der Vorsitzende leitete die Debatte über die Bildung eines Klubs der Nationalitäten im Rahmen des parlamentarischen Lebens durch einen kleinen Vortrag ein. Seine Ausführungen gipfelten in folgenden Worten:

„Die politische Lage in Ungarn fordert die Bildung unseres Klubs. Es ist der beispiellose Fall eingetreten, daß ein Reichstag sich versammelt, der keine Opposition hat. Jede Gruppe der ehemaligen vereinigten Opposition hat ihren Vertreter im Kabinett, alle zusammen bilden eine einzige Regierungspartei. Es gab nie eine politisch unmoralischere Konstellation. Die gegensätzlichsten Prinzipien haben sich in einem Punkte gefunden: in den nationalen Forderungen, im Chauvinismus gegen uns. Dieses neue Parlament ist ein Monstrum, ein innerlich faules Gebilde. Aber es ist niemand da, das auszusprechen oder irgend eine Gegenmeinung zu vertreten. So, als ob Ungarn eine Insel der Seligen wäre, sieht dieses Haus aus — sähe es aus, wenn wir nicht wären. Dankbar wird man uns sein müssen, wenn wir dieses Parlament der Kurutzen vor der Versumpfung retten. Wir sind als Partei, ganz abgesehen von der Sache, die wir zu vertreten haben, eine unbedingte Notwendigkeit, und je größer unsere Vereinigung sein wird, je vollständiger, desto sicherer ist der Gewinn, den wir unseren Wählern einst heimbringen werden. Ein unvollständiger Nationalitätenklub wäre schon im vorhinein ein Mißerfolg."

Und das wiederholten die Redner fast sämtlich. Die Slowaken und die Serben besonders scharf. Auch fiel manches Wort der Klage gegen die zaudernden Deutschen. Da erbat sich endlich Karl Göbel das Wort. Er sagte: „Wir sind beauftragt, Sie im Namen der sächsischen Abgeordneten zu begrüßen und zur Konstituierung Ihres Klubs deren Glückwünsche auszusprechen. Warum wir uns nicht direkt an Sie anschließen können, das dürfte namentlich unseren rumänischen Kollegen aus Siebenbürgen bekannt sein. Sie erblicken in Siebenbürgen ein

rumänisches Land und fordern dessen Selbstverwaltung in Ihrem Sinne. Das ist der erste Punkt Ihres Programmes und wir kommen über ihn nicht hinweg. Ihn zu verwirklichen erfordert einen schweren Kampf mit dem Magyarentum. Wir aber, ein so kleines Häufchen, das heute sozusagen auf die Großmut des Magyarentums angewiesen ist, wir können in einem so elementaren Kampf nicht Partei ergreifen, denn wer immer der Sieger bleibt, er kann uns vernichten. Wir wollen bleiben, was wir sind, und so wenig als möglich von uns reden machen. Unsere alte sächsische Kultur, unser ganzes Sein oder Nichtsein können wir nicht einsetzen für Ziele, die zwar unsere Achtung und Sympathie haben, die aber doch nicht die unseren sind. Wir danken für Ihre Einladung und wünschen Ihnen Glück, aber ich bitte zur Kenntnis zu nehmen, daß wir heute unseren Anschluß an die Verfassungspartei unter Wahrung unserer vollen Freiheit vollzogen haben."

„Oh Ungur! Ungur!" rief ein alter Rumäne, doch man wies ihn zur Ruhe.

Trajan Pop erhielt das Wort und er begann mit einem Scherz. „Haben Sie nur keine Angst, dann werden Sie sich nicht fürchten!" Das sei ein gutes altes Wahrwort und man könne es heute auch den Sachsen zurufen. „Wer fordert von Ihnen, daß Sie sich mit uns in allen Fragen identifizieren? Man wünscht bloß, daß auch die Sachsen im Namen der Deutschen in Ungarn durch den Anschluß an uns ihren Sonderstandpunkt markieren. Ihre Interessen können nicht identisch sein mit denen des Magyarentums. Und das zum Ausdruck zu bringen, ist kein Verbrechen. Seit einem Vierteljahrhundert verlangt unser Nationalprogramm das allgemeine Wahlrecht. Und jetzt

verlangt es ein Höherer auch von den Magyaren. Es wird und muß kommen, ob Sie wollen oder nicht. Wir Vertreter der Mehrheit der ungarischen Völker stehen heute hier in der lächerlichen Zahl von 25 Abgeordneten. Die Zukunft muß uns verzehnfachen. Uns Rumänen gebühren auf Grund genauester statistischer Erhebungen 80, den Slovaken 60, den Serben 30 Mandate. Sie haben 14 solche inne, den Schwaben im Banat gebühren 15, den Deutschen im Westen 6 Mandate. Zählen Sie dazu die 100 Kroaten, so ergibt das 305 nichtmagyarische Abgeordnete, denen nur 215 magyarische gegenüberstehen werden. Das ist das Bild der Zukunft in diesem Lande, davor schützt die Magyaren kein Gott. Wir alle werden für die Deutschen eintreten wie für uns selbst und wir werden Ihnen Ihren nationalen Besitzstand auch dann garantieren, wenn wir die Sieger sein sollten. Haben Sie nur keine Angst, dann werden Sie sich nicht fürchten!"

Es gab brausenden Beifall auf diese kurze, kernige Rede.

Da erhob sich rasch Johannes Marzell, ein Sachse von pastoralem Wesen. „Warum so heftig, lieber Landesgenosse?" begann er salbungsvoll. „Wir wohnen mehr als sieben Jahrhunderte unter Ihnen und haben nie etwas anderes gefürchtet als Gott. Aber unsere harte Geschichte hat unsere Sinne geschärft und uns gelehrt, daß Vorsicht und Mißtrauen zu den besten Waffen des Kolonisten gehören. Von diesen Waffen lassen wir nicht. Keine königlichen Privilegien, keine Gesetze haben uns geschützt, nur unsere Klugheit, unsere Vorsicht, unser Mißtrauen haben im Verein mit der unerschütterlichen Treue zu unserem Volkstum das Wunder unserer Erhaltung bewirkt. Sie sind Millionenvölker. Wir sind ein kleiner Volkssplitter.

Wir rechnen politisch nur mit Tatsachen, nur mit gegebenen Größen, und wir treiben Realpolitik. Die Unterwerfung unter die Macht des Unabänderlichen, Gottgewollten, ist uns ein Gebot der Selbsterhaltung. Wir suchen das Mögliche zu bemeistern, wir halten fest, was wir haben. Um politischen Träumen nachzuhängen, sind wir zu hell, zu wach. Gehen Sie Ihren Weg ohne uns, wir werden uns freuen, Ihnen am Ziel zu begegnen."

Eisiges Schweigen folgte dieser Rede. Endlich erbat sich Georg Trauttmann das Wort.

„Leider nicht als Ihr Kamerad, sondern als Ihr Gast bin ich hier. Und ich muß vor meiner endgiltigen Rückkehr nach Amerika ein paar Worte zu Ihnen sprechen... Ich gestehe, daß ich erst heute die Schwierigkeiten der Nationalitätenfrage ganz überblicke. Jeder Volksstamm, der hier vertreten ist, hat andere Interessen. Es ist viel Trennendes in dieser Frage. Aber es gibt auch ein großes Gemeinsames, ein gesetzlich längst festgelegtes Mindestmaß unserer Ansprüche. Und Sie müssen und werden siegen, wenn Sie sich nur auf dieses Mindestmaß werfen und dafür alle einstehen wie ein Mann: für die strikte, unverkürzte Durchführung des Nationalitätengesetzes. Wenn Sie durch Ihre Einigkeit nur jedes neue Gesetz verhindern, daß jenes einschränkt und beschädigt, haben Sie schon eine große gemeinsame Aufgabe."

Brausender Beifall unterbrach den Redner. Er fuhr fort:

„Ich verstehe meine lieben Freunde aus Siebenbürgen, die Sachsen. Aber Sie haben unter einem höheren sittlichen Gesichtspunkt Unrecht. Ihre Politik ist vielleicht notwendig, aber sie ist selbstisch. Sie ist vielleicht national, aber — sächsisch-national, nicht deutsch! Sie ist vielleicht

protestantisch, aber nicht evangelisch, denn diese Politik kennt uns alle nicht, die wir Deutsche sind, aber nicht zur festgeschlossenen lutherischen Gemeinschaft der Sachsen gehören. Unsere lieben Freunde aus Siebenbürgen könnten die Führerschaft von zwei Millionen Deutschen an sich reißen und mit Ihnen vereint den mittelalterlichen ungarischen Staat umbilden helfen — aber sie trauen sich nicht. Sie sind eben Sachsen und keine Deutschen."

Göbel und Marzell sahen betroffen auf den Redner.

Dieser aber fuhr fort: „Das ist kein Tadel, liebe Freunde, es ist bloß eine Wahrheit. Sie sind so geworden in der bitteren Fremde, im siebenhundertjährigen Kampf mit ihrer Umwelt. Sie haben eine bewunderswerte Organisation und Sie sind klug. Ich aber sehe kein Heil für das Deutschtum in Ungarn, wenn nicht die jüngere Generation der Sachsen hinauswächst über den engen Horizont ihrer Gemeinschaft, wenn sie sich nicht mit den anderen Deutschen verbündet und diese führt. So lange die Sachsen in einer magyarischen Partei sitzen und zufrieden sind bei ihren Fleischtöpfen, glaubt man nirgends in der Welt, daß es eine ernste deutsche Frage in Ungarn gibt. Ich verlasse mein Vaterland morgen mit der schmerzlichen Erkenntnis, daß die Deutschen in Ungarn verloren sind, wenn nicht die anderen Nationalitäten sie retten."

Unter dem tosenden Beifall, der dieser Rede folgte, erhoben sich die beiden Sachsen und verließen die Versammlung...

XXIII.

Hinter den lärmenden Ereignissen des Tages, die alle Welt beschäftigen, die die Aufmerksamkeit der Menge fesseln und sie von der Erforschung des eigenen armseligen

Daseins ablenken, fließt still und erhaben der große Strom der Zeit. Von Ewigkeit zu Ewigkeit geht sein Lauf und seine zerstörende Kraft wird nur noch von seiner schöpferischen, umbildenden Stärke übertroffen. Aber wenn man den Atem auch noch so sehr anhält, man hört ihn nicht; und wenn man das Auge mit den schärfsten Brillen bewaffnet, man sieht ihn nicht. Nur wenige sensitive Seelen fühlen ständig seine Nähe. Und in ganz stillen Nächten, wenn alles ringsum schweigt und wir anderen Sterblichen nichts vernehmen als den Schrei der Turmeule oder das Plätschern eines fernen Brunnens, hören sie das Gebälke leise ächzen, die Mauern knistern, den Sand rieseln... Das ist er, der große Strom. Und wer ihn hört, der murmelt dann wohl auch das vieltausendjährige Weisheitswort vor sich hin: alles fließt...

Lange hatte Ungarn seinen König nicht mehr in der Ofener Burg wohnen sehen. Er kam wohl ab und zu, doch nur als flüchtiger Gast. Aus den staatsrechtlichen Zänkereien und Rechthabereien waren unsichtbare Scheidewände emporgestiegen zwischen dem Träger der Krone und den Lenkern der öffentlichen Meinung. Die einseitige Ausnützung der vor mehr als Jahresfrist vollzogenen politischen Wendung verdichtete diese Scheidewände immer mehr und die Verstimmung des Monarchen war unverkennbar. Aber er überwand sich selbst, wie so oft, und kam zu längerem Aufenthalt. Der Anlaß war ja kein geringer. Der vierzigste Jahrestag der feierlichen Krönung war gekommen, und die Ironie der Weltgeschichte hatte es gefügt, daß es einem achtundvierziger Parlament, einer kossuthistischen Regierung zufiel, die Gedenkfeier jenes großen Tages zu begehen. Eines Tages an dem die acht-

undvierziger Ideale, da sie mehr als erfüllt schienen, eingesargt werden sollten für immer....

Der König hatte die Einladung seiner ungarischen Regierung, die seit mehr als einem Jahre die Geschäfte führte, angenommen, er war zur Feier seines Jubiläums gekommen.

Doch wie kalt und frostig erschien dieser Junitag im Vergleiche mit jenem vor vierzig Jahren, wo die Bevölkerung der Hauptstadt von einem Rausch, einem Taumel befallen zu sein schien. Neben dem Monarchen stand die schöne Kaiserin Elisabeth, der auch die Krone von Ungarn aufgesetzt werden sollte, und als der König auf seinem herrlichen Schimmel den Krönungshügel hinan ritt, da durfte der Kronprinz Rudolf, ein hoffnungsvoller Knabe von neun Jahren, vom Balkon aus das Schauspiel sehen...

Alles vorbei.

Auch die Paladine Deák und Andrássy längst dahin.

Und die Krönungsmesse des heutigen Tages hörte sich an wie das Requiem jenes Werkes, das sie gemeinsam schufen. Der Bischof aber, der diese Krönungsmesse heute in der stimmungslosen, halbleeren Matthiaskirche las, erging sich in staatsrechtlichen Belehrungen und moralisierenden Ermahnungen an den greisen König. Was man am Krönungstage selbst nicht gewagt, das wagte man jetzt. Und der König war gütig genug, es zu überhören. Aber der Prinz, der jetzt hinter ihm stand, der Repräsentant der Zukunft, überhörte es nicht. Keine Silbe sprach er mit dem Kirchenfürsten, der sich an dieser Stätte und an diesem Tage zum Dolmetsch von Gefühlen und Wünschen gemacht hatte, die man nur zu gut kannte. Eine Stunde später weilte der Erzherzog-Thronfolger nicht mehr in der Hauptstadt Ungarns.

Der greise König war allein.

Er nahm die Prachträume der neuen Burg in Augenschein und durchwandelte gedankenvoll diese Flucht von festlichen Gelassen, Sälen und Galerien. Alles kalt. Weiß und strahlend, aber kalt. Sinnend stand er vor dem Riesenbild, das den Prinzen Eugen mit seinem Stabe nach der Schlacht von Zenta darstellt. Schon sitzt ein Kurier zu Pferde und schwingt jubelnd einen großen Brief in der Rechten, dessen Anschrift lautet: „An den Kayser!“ Es war auf seinen Wunsch hier, dieses schöne alte Bild. Und noch ein anderes war auf seinen Wunsch da, gleich im Vestibül — die Bronzebüste von Franz Deák. Der geistige Mitschöpfer des neuen ungarischen Staatsbaues macht gleichsam die Honneurs im Vorsaal des Königs... Aber gilt er heute noch als berufen für dieses Amt?

Der König zog sich zurück in die bescheideneren Räume des alten Traktes der Burg. Er wird die neuen nicht mehr bewohnen... Und das letzte große Erinnerungsfest, das man mit ihm gemeinsam in Ungarn feiern konnte, bei dem man noch einmal den Gefühlen des Dankes und der Treue hätte Ausdruck geben können — es war nun auch vorbei. Und als er aus der Kirche trat, haben sie das Kossuthlied gesungen.

Das Gebälke ächzte, die Mauern knisterten und es rieselte der Sand...

Wie war das nur gekommen? Warum war der Bodensatz dieser vierzigjährigen Herrschaft, die als das Muster einer konstitutionellen Regierung aufgestellt werden konnte, so unschmackhaft, so bitter? Es lebt wohl kein Mensch, der das genau sagen könnte. Seit den Tagen vor der Schlacht von Mohács war dieses Ungarn nicht

mehr so mächtig, wie er es gemacht hatte, so stolz und so glücklich.... Die schmerzlichen Tage nach Königgrätz, da Österreich aufgehört hatte, ein deutscher Bundesstaat zu sein, brachten alles zur Reife, was an guten Absichten für Ungarn in der Brust des Kaisers schlummerte. Sie wurden vielleicht nur ein bißchen zu rasch durchgeführt.... Der Wunsch, eine neue feste Einheit nach außen zu bilden, in der alle österreichischen Völker sich friedlich zusammenfanden, gewährte dem Magyarentum eine überreiche Morgengabe. Sie bekamen ein Staatsgebiet in ihre Gewalt, so groß, wie sie es nie besaßen. Es war eine Überschätzung ihrer Kraft, ihres Charakters. Denn gar bald überhoben sie sich und säten Unrecht im Lande und dafür ernteten sie Haß. Ein magyarischer Einheitsstaat, den es nie gegeben, sollte geschaffen, eine große „politische Nation“ aufgezüchtet werden durch Überläufer und Gezwungene. Die Reibungen waren zu groß, die eigene Unfruchtbarkeit zu offenkundig...

Der Emporkömmling bekam Nerven. Seine Angstgefühle vor einem möglichen Zusammenbruch mehrten sich und immer kühner wurden seine Forderungen zum Schutze der Beute von 1867, immer trotziger sein Gehaben gegen den König, der doch mit vollen Händen gegeben, was er besaß. Jedes aufgestachelte Gefühl schonte er, jede Forderung, die man ihm als einen Nationalwunsch darzulegen wußte, befriedigte er, auch wenn es ein persönliches oder dynastisches Opfer galt. Man entfachte neuerlich den Kossuthkultus und er gestattete die Heimholung der Asche des Rebellen, die Repatriierung seiner Söhne. Man beschmutzte das Hentzidenkmal und forderte seine Entfernung vom Platze vor der Hofburg. Er ließ es entfernen in der Absicht, daß kein Ungar, der in die Burg seines Königs

komme, an den Zwiespalt von einst erinnert werden sollte... Man entfachte den Rákóczi-Taumel und forderte Verzeihung auch für die Hochverräter einer fernen Vergangenheit. Und der König gewährte sie. Er setzte der Reihe nach alle, die sein Haus in Ungarn einst abgesetzt hatten, wieder in ihre Ehrenrechte ein. So wurde Stein um Stein zu dem Phantasiegebäude eines künftigen magyarischen Nationalstaates zusammengetragen aus Opfern, die der König dem Götzen eines unersättlichen Dünkels brachte. Aber jede nationale Befriedigung der Magyaren steigerte die Verbitterung der anderssprachigen Mehrheit im Lande, die die Kosten zu zahlen hatte. Die öffentlichen Lasten stiegen, die Sorge saß an jedem Herd, die Völker waren weniger glücklich als je. Der König erteilte um des lieben Friedens willen Gesetzen die Genehmigung, die seinem Herzen und seinen religiösen Überzeugungen widersprachen, er ließ Majestätsbeleidigungen und offenen Hochverrat ungesühnt... Seine weise Milde aber deuteten sie als Schwäche, der nationale Götze wurde immer gefräßiger, immer gieriger. Und es wurde der wütendste Haß geschürt gegen Österreich. Die Saat ging auf: Haß gegen Haß — zwischen den beiden Reichshälften klafft heute ein Abgrund... Schon sieht der König seine Fahne nicht mehr geehrt in Ungarn; er hört die ehrwürdige Hymne, die all seinen übrigen Völkern heilig ist, von den Magyaren ausgezischt; er sieht sie nach jedem Band greifen, das dem Reiche noch gemeinsam, auch nach der Einheit des Heeres...

Was noch? Was hatte er noch zu vergeben? Seine Hoheitsrechte. Auch nach ihnen langen dreiste Hände... Wessen Hände? Die einer Genossenschaft von alten, morschen, zeitfremden Sippen, deren wuchtige Faust von jeher

auf diesem Lande liegt und die Entwicklung aller Volksstämme gleichmäßig verkümmert hat. Das Königtum hat sich verjüngt, es ist ein soziales geworden, es verkörpert die Idee der staatlichen Fürsorge, der Wohlfahrt aller, es ist der Hort der gleichen Rechte und der gleichen Pflichten, der Freiheit jeglicher Volkspersönlichkeit. Die aber, die den Sockel seiner Größe bilden, die die Träger seiner neuen Ideale sein sollten, sie sind der Hemmschuh geworden für eine moderne Entwicklung dieses Staates und sie bauen fort an der Mauer, die den König von seinen Völkern trennen, sie selbst aber sichern soll.

Wer hat den König geehrt, als er gestern in seine ungarische Hauptstadt kam? Der Adel war fern, das Haus der Abgeordneten spärlich vertreten; die studentische Jugend blieb stumm, denn sie wurde für andere Ideale erzogen. Aber das Proletariat war zur Stelle. Zum ersten Mal grüßte ihn das Volk in diesem Lande ohne Komödianterei. Die Enterbten des Glückes nur, scheint es, glauben noch an ihren König.... Das Problem der Zukunft stand vor ihm. Wer es löst, der beseitigt jenen Hemmschuh, der reißt jene Mauer nieder...

Sinnend schritt der Kaiser in seinem Arbeitszimmer auf und ab.

Der Kammerdiener meldete den Leibarzt, der sich wie alltäglich vor dem Schlafengehen nach dem Befinden Seiner Majestät erkundigen kam.

Der Doktor trat ein. Er fand den Kaiser mit lebhaft geröteten Wangen und beschleunigtem Puls.

„Fieber?“

„Nein, Majestät, nur angeregt... Der Tag hat Euer Majestät wohlbekommen.“

„Meinen Sie?“

„Ja, Majestät. Ich habe ein klein wenig das Gegenteil befürchtet."

„Warum, lieber Doktor?"

Der Leibarzt lächelte. „Die Ermüdung... Die Erregung... Die Erinnerungen..."

„Ich bin aber gar nicht müde."

Es ist erstaunlich, Majestät. Es gab nie einen gesünderen Habsburger.... Nur —"

„Was nur?"

„Nur keine neue Erkältung darf uns überraschen. Seit dem Hradschin ist nicht mehr alles wie sonst."

„In Ischl wird alles gut werden."

„Ja, Majestät, gewiß. Aber ich bitte schon heute, an keine Hochjagden und an keine Herbstmanöver zu denken."

„Was? Ich sollte —? Hahaha!"

„Eine verregnete Jagd, ein rauher Manövertag, könnte den böhmischen Katarrh vom vorigen Jahr wiederbringen."

„Geben Sie sich keine Mühe, lieber Doktor, ich folge Ihnen ja doch nicht." Und lächelnd sprach er: „Was wäre mein Lohn, wenn ich schön brav sein würde?"

„Majestät könnten auch in Ungarn das sechzigjährige Jubiläum feiern, wie..."

„Gott behüte mich!" rief der Kaiser erschrocken. Und er verabschiedete den Leibarzt mit einem kurzen, freundlichen Gute Nacht-Gruß.

Der Kammerdiener brachte eine Schale Milch und Biskuit. Aber der Kaiser hatte wieder seine Promenade aufgenommen und kümmerte sich nicht darum. „Öffnen Sie doch ein Fenster," sagte er, „die Luft hier ist heiß."

Der Diener beeilte sich, den Befehl auszuführen.

„Heute wird doch beleuchtet da drüben, nicht?“

„Es ist offiziell nichts angesagt worden, Majestät.“

Der Kaiser trat an das offene Fenster. Die abendlich kühle Luft, die über den Strom hinstrich, tat ihm wohl. Pest war allerdings beleuchtet. Aber so wie an jedem anderen Tag. Der 8. Juni war also kein festlicher, kein geschichtlicher Tag mehr für die feile Stadt da drunten, die jeder haben kann, der ihr schmeichelt?

Plötzlich flammte es auf jenseits des Stromes. Gerade der Burg gegenüber steht ein protziges, exotisches Gebäude, das jetzt im strahlenden Glanze einer festlichen Beleuchtung seine Umrisse in den dunklen Hintergrund zeichnete.

Kein zweites Haus folgte seinem Beispiel.

„Was ist das für ein Gebäude? Wer wohnt denn da drüben?“ fragte der Kaiser den Kammerdiener, der eine Karaffe frisches, in Eis gekühltes Quellwasser aus Schönbrunn in das Schlafzimmer gestellt hatte und jetzt wieder erschien.

„Es ist das neue Grashampalais, Majestät. Der Herr Handelsminister wohnt dort.“

„Herr Franz Kossuth?“

„Zu dienen, Majestät.“

Der Kaiser schwieg.

Nach einer Weile sagte der Kammerdiener: „Er ist ja heute Exzellenz geworden... Sein Hausherr wird ihm zu Ehren beleuchtet haben.“

Überrascht blickte der Kaiser den Sprecher an. Dann nickte er. „Sie werden recht haben.“ Nach einer Weile sagte er: „Die Abendluft ist doch recht kühl.“

Fröstelnd verließ er das Fenster und trat in sein Schlafgemach. Der Kammerdiener folgte.

Alsbald kam dieser wieder. Die Türe zum Schlafgemach des Kaisers blieb hinter ihm offen. Auf leisen Sohlen schritt er hinüber in das dritte Zimmer und meldete dem Flügeladjutanten, daß Seine Majestät sich zur Ruhe begeben habe. Dann zog er sich zurück in einen Nebenraum der kaiserlichen Wohngemächer. Der Adjutant aber, der über einen Akt geneigt an seinem Schreibtisch gesessen war, erhob sich. Seine Uhr zeigte zehn Minuten nach neun... Auch sein Tag regelte sich nach dem des Herrschers.

Er trat noch hinaus auf den Korridor und inspizierte die Wache.

Zwei Hofgendarmen, die mit scharfen Kavalleriesäbeln und kurzläufigen Mannlichergewehren bewaffnet sind, schritten den Korridor vor den Schlafgemächern des Königs gelassen ab. Sie salutierten dem Flügeladjutanten und dieser zog sich schweigend wieder in sein Zimmer zurück. Auch er begab sich zur Ruhe.

Denn mit der Sonne erhebt sich der Kaiser von seinem Lager.

XXIV.

Als Georg Trauttmann vor mehr als Jahresfrist nach Amerika zurückkehrte, trat er nicht mehr in seine Stelle als Chefingenieur beim Hafenbau in Milwaukee ein. Er verpflichtete sich einer großen Gesellschaft, die den Niagarafall zu einer großen elektrischen Kraftanlage auszunützen unternahm. Das war so recht eine Sache nach seinem Geschmack.

Mitten in seinen Geschäften wurde er durch ein gar dringliches Schreiben Evis an das Versprechen gemahnt, das er ihr beim Abschied zugeflüstert. Jetzt wäre die Zeit da...Noch vor der Ernte sollte die Hochzeit sein, denn

man wollte dem Gyuri-bacsi doch nicht im Fasching, im Winter eine solche Reise zumuten.

Konnte er dem einzigen Kinde seines Bruders, dem letzten Sproßen seiner alten Familie, aus dem diese sich wieder verjüngen und erneuern sollte, diese Bitte abschlagen? Und hatte er nicht versprochen, zu kommen?

So eilte er denn herbei zu der Hochzeit mit dem Michel. In längstens drei Wochen konnte er ja wieder beim Niagara sein. Und da seine alte Liebe nun einmal der Donau gehörte, so kam er von Passau herab zu Schiff. Ihr oberer Lauf war ihm noch fremd.

Die Junifahrt auf dem Strom war einzig schön. Aber Zeit erforderte sie. Eine Nacht in Linz, eine Nacht in Wien, ein oder zwei Nächte in Pest, bis ein Schiff nach dem Süden ging. Und er war ganz zufällig gerade am Abend des Krönungstages in die Hauptstadt gekommen, mitten in eine politische Feier.

Wie weit lag das alles hinter ihm! Aber die unterwegs gekauften Zeitungen hatten ihn schon vorbereitet auf die Stimmung in seinem lieben Vaterland. Die Saat war in die Halme geschossen. Man zog frühere Minister zur Verantwortung über die Verwendung jener Gelder, die sie zur Bekämpfung des „nationalen Widerstandes“ gebraucht. Man brachte Anträge ein zur Bestrafung jener Bürger, die auch im Ex lex ihre Steuern bezahlten. Man beschimpfte die Abgeordneten der Nationalitäten und warf einen derselben knapp vor dem Krönungsjubiläum aus dem Parlament hinaus. Als politische Partei aber anerkannte man diese Gruppe nicht, weil es keine Nationalitäten gebe, sondern nur eine einheitliche ungarische Nation. Man nahm ein Gesindegesetz an, in dem das Züchtigungsrecht des Gutsbesitzers, die Prügelstrafe fest-

gelegt wurde. Einige adelige Komitatsversammlungen aber bestürmten die Regierung um die Einfuhr von chinesischen Kulis als Arbeiter, weil die Flucht nach Amerika immer weiter und weiter um sich greife ... Und von den Beamten, die der früheren Regierung des Königs ihre Dienste nicht versagten, gingen einzelne in den freiwilligen Tod, weil man die Gehilfen der Trabanten durch die gesellschaftliche Ächtung zur Verzweiflung trieb.

Ei, wie das alles so heimatlich klang!

Und die Festbeleuchtung für den König? Wo war sie? Da und dort, namentlich auf dem Ofener Ufer, gab es ja einige beleuchtete Fenster. Dort drüben aber? Ja, es ist wahr, das Grashampalais war sehr schön illuminiert.

Georg schlug eine laute Lache auf. Diese Satire auf die Lage im Lande schien ihm auch zu gelungen.

Georg war in Ofen abgestiegen für die eine Nacht, im Hotel „Fiume", das seine ganze Front dem Strom zuwendet. Solche Ausblicke liebte Georg über alles. Und früh erwachte er. Er trat ans Fenster und zog den Leinenvorhang hoch.

Glühend rot ging die Sonne hinter dem Grashampalais auf. Just hinter diesem Hause stieg sie empor... Unwillkürlich schaute Georg zur Hofburg hinauf. Der König war ein Frühaufsteher. Vielleicht sah er jetzt auch nach der aufgehenden Sonne.

Der Gedanke, den ganzen Tag zwecklos in dieser ihm widerwärtig gewordenen Stadt zu verbringen, nur um auf das Abendschiff zu warten, erschien ihm unerträglich und er reiste mit dem ersten Frühzug ab. Die Morgenblätter waren schon auf dem Bahnhof und Georg kaufte sich Lektüre für die lange Fahrt. Mit seltsamen Gefühlen las er

die eisigen Festberichte... Er blätterte mißmutig weiter... Mußte das sein? fragte er sich. Man hätte den Tag doch unbeachtet lassen können, wenn man nicht das Herz hatte, einen der bedeutsamsten, stolzesten Momente der ungarischen Geschichte würdig zu feiern. Da stieß Georg auf eine ganz harmlose, unscheinbare Notiz unter den Nachrichten vom Tage. „Der Ausflug nach Czinkota.“

Wie? Sie giengen auch gestern ...?

Ganz behutsam, wie unter dem Druck eines unabweisbaren Schamgefühls wurde da berichtet, daß all die kossuthistischen Abgeordneten, die dem Krönungsjubiläum ferngeblieben waren, sich zur Feststunde in Czinkota versammelten. Im selben Wirtshause, wie vor vierzig Jahren. Die Wahlbürger des Dorfes versammelten sich, viele aber waren auch aus der Hauptstadt heraus gekommen... Es gab Trinksprüche und Reden, man feierte die anwesenden Abgeordneten und den Sieg des Gedankens von Czinkota...

Heil, den Unversöhnlichen!

Eine Wallung des Zornes und des Ekels, deren sich Georg gar nicht mehr für fähig gehalten, stieg auf in ihm, er warf das Zeitungsblatt zum Fenster hinaus und spuckte ihm nach.

Dann aber lachte er über sich selbst. Lag denn nicht ein teuflischer Humor in dem Ereignis? War es nicht der Schlüssel zum Wesen der magyarischen Adelspolitik?

Sie schicken ihren äußersten Flügel immer nach Czinkota!

Kossuth kehrte nach seinem Tode als nationaler Heros heim. Sein Sohn nimmt als Minister und Geheimrat des Königs an der Jubiläumsmesse der Krönung teil — tut nichts, die anderen gehen nach Czinkota.

Denn die Kamarilla sei gar schlau, sagen sie. Man hat die Äußersten vielleicht nur zur Regierung berufen, um sie abzunützen, sie in der Nation zu entwurzeln. Oho! Die Alleräußersten gehen nach Czinkota. Und wenn jene abgenützt sind, dann kommen sie als Rächer.

Der Gedanke von Czinkota ist so alt wie das Magyarentum und er ist von oben nicht zu entwurzeln und nicht zu besiegen. Nur eine Erschütterung von unten kann ihm den Garaus machen, nur ein Volk kann seine falschen Götter stürzen.

Wann steigt der Kaiser zu Pferde? fragte sich Georg. Wann ruft er seine Völker auf? Die Götzendämmerung hat doch schon begonnen!

Als Georg abends in Temesvar den Zug seiner heimatlichen Lokalbahn bestieg, wurden auf dem Bahnhof die dortigen Zeitungen laut ausgerufen. Sie mußten eine Sensationsmeldung enthalten, denn die Leute, die sie gelesen, agierten und redeten lebhaft aufeinander los, einzelne deuteten mit den Fingern auf eine bestimmte Stelle des Blattes.

Ja, da stand es! Unter dem fetten Titel „Plötzliche Abreise des Königs“ konnte man lesen: „Der König hat seinen Sejour in der Ofener Hofburg plötzlich abgebrochen und verläßt heute wieder seine ungarische Hauptstadt.“

Steigt er zu Pferde? Steigt er?

*

Seit seinen Kindertagen hatte Georg Trauttmann keine schwäbische Hochzeit mehr in seiner Heimat gesehen und es war ihm ein Labsal, zu merken, daß die alten Bräuche noch aufrecht standen. Evi war die lieblichste schwäbische Braut, die der Michel sich wünschen konnte.

Schmuck und stattlich im Glanze ihrer siebzehn Jahre, mit der vergoldeten Rosmarinkrone im Haar, trat sie dem Gyuri-bacsi am Hochzeitsmorgen entgegen. Sie war selig, daß er gekommen. Und in Scharen sammelten sich die Gäste im Hofe.

Die dörfliche Musikkapelle schritt dem Hochzeitszug voraus und spielte uralte deutsche Märsche und Liedertänze. Die Hochzeitsbuben, die Tänzer mit ihren Kirweihsträußen auf den Hüten, folgten. Nach ihnen kam der Bräutigam. Dann reihten sich paarweis Evis Gespielinnen und einstige Schulgenossinnen an und hinter ihnen kam die Braut in ihrem strahlenden Schmuck. Ihr folgte die stattliche, blühende Frau Margret, mit Georg an der Seite. Und hinter diesen schritt ihr Mann, der Joska Varga, in halb schwäbischer Tracht, und schon leidlich deutsch redend, mit dem Vater des Bräutigams, dem Herrn Trauttmann aus Pancsova ... Der Zug der Gäste war unabsehbar, die ganze Dorfjugend lief nebenher und die Kirchenglocken läuteten. Eine große Bauernhochzeit im Sommer, das war schon lange nicht mehr da und das wollten alle gesehen haben.

Am Tage nach der Hochzeit wallfahrtete das junge Paar nach Maria Radna, von wo es abends wieder zurück sein wollte. Daheim aber saß Georg mit dem Vater des Michel und sie schlossen den Ehevertrag. Was sonst immer vorher geschieht und zu manchen Weiterungen führt, das konnte in diesem Falle ruhig nach der Hochzeit unternommen werden. Georg verzichtete für den Fall, daß es Buben im Hause geben sollte, auf alle seine Rechte zu Gunsten des jungen Paares. Im anderen Falle wollte er nach zehn Jahren sein letztes Wort sprechen.

Am nächsten Morgen nahm Georg Trauttmann Ab-

schied von seiner schwäbischen Heimat. Vielleicht für immer. Er machte die Runde im Hause, in Stall und Garten; von jedem Möbelstück, jedem Tier, jedem Baume nahm er Abschied. Zärtlich strich seine Hand über die alte Schwarzwälderuhr, die seit hundertfünfzig Jahren jede glückliche, jede leidvolle Stunde in diesem Hause angezeigt. Fünf Generationen hat sie begraben und jetzt schlägt sie die Scheidestunde auch ihm....

Die Einladung des alten Trauttmann, ihn nach Pancsova zu begleiten, an die Donau, an die Stätte seiner kurzen, inhaltsreichen Wirksamkeit, lehnte Georg schroff ab. Denn man redete neuestens davon, daß das Werk doch unternommen werden solle... Magyaren aus Amerika wolle man dann heimholen und auf dem Neuland ansiedeln. Die Patrioten hatten sich also seines Gedankens bemächtigt...

Aber der Vetter aus Pancsova hatte ihm auch noch etwas anderes zu sagen. Und der Nachbar Hellebrand, der den Ehevertrag als Zeuge mitgefertigt, zwinkerte ganz eigen. Er ermunterte Georg, die Reise vielleicht doch zu machen mit dem Vetter.

Als Georg bei seinem Nein blieb, rückten sie heraus mit der Sprache. Es habe sich eine große deutsche Partei im Banat gebildet, sagten sie, eine „Ungarländische deutsche Volkspartei", und Georg horchte freudig auf. Schon hätten mehr als fünftausend Männer das Programm unterzeichnet, aber es wäre noch ein Geheimnis. Man bereite sich vor auf die nächsten Wahlen. Sein mannhaftes Beispiel beginne Früchte zu tragen, er könne stolz sein.

„Also doch!... Glück auf, meine lieben Landsleute und Freunde... Mich aber laßt gehen. Ich kann keinen Tag länger bleiben", sprach er.

Sein deutsches Vaterhaus hatte er in gute Hände gebracht. Es wird auch ohne ihn aufrecht bleiben für eine bessere Zukunft. Mit der trostlosen Gegenwart, die er tiefer erfaßte als seine bäuerlichen Freunde, wollte er nichts mehr zu schaffen haben.

Einen Tag später schon war Georg in Wien. Und auch hier wollte er nur bis zum Abend verweilen. Aber die herrliche Stadt in ihrem frühsommerlichen Schmuck hielt ihn doch länger fest. Mit Behagen wandelte er durch diese reinlichen, wohligen, harmonisch gegliederten Gassen. Wo er auf einen der öffentlichen Plätze kam, war es ihm, als trete er in einen Festsaal. Er pilgerte zu all den historischen Stätten der tausendjährigen Stadt, die immer neue Lebensringe ansetzt, die ein Gewordenes, ein Produkt höchster Kultur ist. Welche Erinnerungen atmen nicht all diese Paläste, diese Kirchen, diese stillen Gassen und Plätze des Wiener Zentrums. Überall grüßen den Beschauer die Zeugen unvergänglichen Ruhmes. Georg war so recht in der Stimmung, das alles auf sein Gemüt wirken zu lassen. Er besuchte sein teures Grab auf dem Hietzinger Friedhof ... Nur wenige Schritte weiter und er stand vor dem Grabe Franz Grillparzers ... Und er fuhr auch hinaus in den Wienerwald, auf das Kahlgebirge; er ging nach Schönbrunn, nach Laxenburg, in die Kaisergruft bei den Kapuzinern, und er stieg am frühen Morgen zum Belvedere hinauf, dem Palaste des Prinzen Eugen ... Wie seltsam: In Pest ging die Sonne über dem Grashampalais auf, hier stieg sie hinter dem Belvedere empor ...

Ganz zuletzt, ehe der Abschiedstag kam, zog es Georg auch in die alte Kaiserburg. Er wollte nicht für immer aus der Heimat scheiden, ohne die Räume gesehen zu

haben, in denen der Herzschlag dieses Reiches seit den Tagen der Babenberger vernehmbar war, in denen auch die Geschicke Ungarns seit fünfhundert Jahren entschieden wurden.

In dem ernsten Schweizerhof der inneren Burg, über deren Zugbrücke einst Rudolf von Habsburg eingeritten sein mag, als er für seine Söhne Besitz nahm von der Ostmark des deutschen Reiches und von der verwaisten Burg ihrer Herzoge, dort führt eine alte schmale Treppe empor zu jenen historischen Gemächern. Scharenweise pilgern die Fremden, die Leute aus den Provinzen, aus Ungarn, aus dem Ausland an Sommertagen über diese Steintreppe. In den Korridoren grüßen uns die Ahnenbilder des alten Herrschergeschlechtes und die Bildnisse all derer, die dem Hause verwandt oder ihm dienstbar waren. Nur Porträts. Nur Bildnisse von Fürsten, Feldherrn und Staatsmännern, die in diesen Räumen geatmet, die hier aus und ein gingen und den besten Inhalt ihres Lebens hingaben für das große Ganze dieses Staates. Eine lebendige Kette, die weit hinaufreicht in die Vergangenheit und deren Anker tief versenkt sind in der Gemütswelt der österreichischen Völker. Viele Geschlechter stehen hinter ihnen und grüßen uns, die Enkel.

Lautlos bewegen sich die Beschauer unter der Leitung eines kundigen Führers durch die historischen Gelasse. Wie in einer Kirche flüstern sie.

Georg Trauttmann mitten unter ihnen. Er hörte kaum auf die erläuternden Worte des Führers, seine Innenwelt war zu voll von all den Eindrücken. Aber als der Cicerone verkündete, man wäre hier im Maria Theresiensaale, jenem Raum, in dem Kaiser Karl VI. die Pragmatische Sanktion über die Unteilbarkeit aller habs-

burgischen Länder vor den Vertretern Europas verkündete, da horchte er doch auf ... Hier hat Maria Theresia vielleicht auch jene Vorträge des Generals Mercy entgegengenommen über die Besiedlung seines Heimatlandes, hier hat sie in Gruppen auch Audienzen erteilt an deutsche Kolonisten, die in die ferne Wildnis des Banats zogen ... Und in dem Vorzimmer da draußen hat sein Ahne, Ferdinand Trauttmann, vielleicht den „Himmelsschlüssel" in die Hand gedrückt erhalten, den er selbst noch besitzt. Unsichtbare Fäden des Gemütes knüpften auch ihn an die große Kette, ihr Anker ließ auch ihn nicht los, der jetzt flüchten wollte für immer.

Es ging von Saal zu Saal weiter bis in jene Gemächer, die immer den fremden Fürstlichkeiten, den Gästen des Wiener Hofes eingeräumt werden. Und der Führer zählte die Monarchen auf, die bis in die jüngste Zeit hier gewohnt hatten.

Alles, was er hier sah und hörte, ging ihm näher als die Atmosphäre der Ofener Burg. Hier war Heimatluft für sein Gemüt.

Auf einmal hörte Georg das Wort Chlopy ...

Er drängte sich durch die Menge, er wollte hören, was hier zu sagen war von Chlopy.

„Hier ist das Bild," sprach der Führer, „das Seine Majestät darstellt im Kreise der Erzherzoge, des Generalstabes und der Kommandanten aller Regimenter, die an den großen Kaisermanövern in Galizien teilgenommen haben. Seine Majestät hat den berühmten Armeebefehl von Chlopy soeben verlesen und der Senior des kaiserlichen Hauses, Erzherzog Rainer, bringt ein dreifaches Hoch aus auf den Kaiser."

Eine lebhafte Bewegung entstand, man wisperte und drängte hin zu dem Bilde, um den Wortlaut des berühmt gewordenen Armeebefehles zu lesen.

Als die Menge sich fortbewegte und ihrem Führer folgte, stand Georg noch immer da ... Hier also hing es! So hatte es doch seinen Ehrenplatz gefunden in der alten Kaiserburg in Wien. Das Ereignis, das es darstellt, galt hier als ein historisches. Und die fremden Fürsten, die hier oft wohnten, sollten wohl in den Wirrnissen des Tages stets an dasselbe erinnert werden.

Georg Trauttmann war bewegt und ergriffen von dem Anblick des ihm so wohlvertrauten Bildes. Niemand hier ahnte, wie gut er es kannte. Alle Erinnerungen jenes schönen Tages aus dem Manöverfelde seiner Heimat überfielen ihn wieder. Die kraftvolle Einheit des Heeres, die sich dort so anmutig in bunten Bildern offenbarte, lebte in ihm auf. Die Begeisterung, der Jubel, die heimatliche Musik und die unsterblichen Worte des großen Dichters, alles begann wieder in ihm zu singen und zu klingen.

Wie leicht war Georg von Pest fortgegangen und wie schwer schied er diesmal von Wien. Den Glauben an die Zukunft, den man ihm dort so gründlich zerstörte, hier fand er ihn wieder. Diese Kette kann nicht reißen, dieser Anker hält ...

In der linken Brusttasche seines Rockes trug Georg Trauttmann die Urkunde über das ihm geraubte Heimatsrecht. Darunter aber, in seinem Herzen, lebte ein Heimatsgefühl, das ihm niemand rauben konnte.

Ende.

K. und k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.